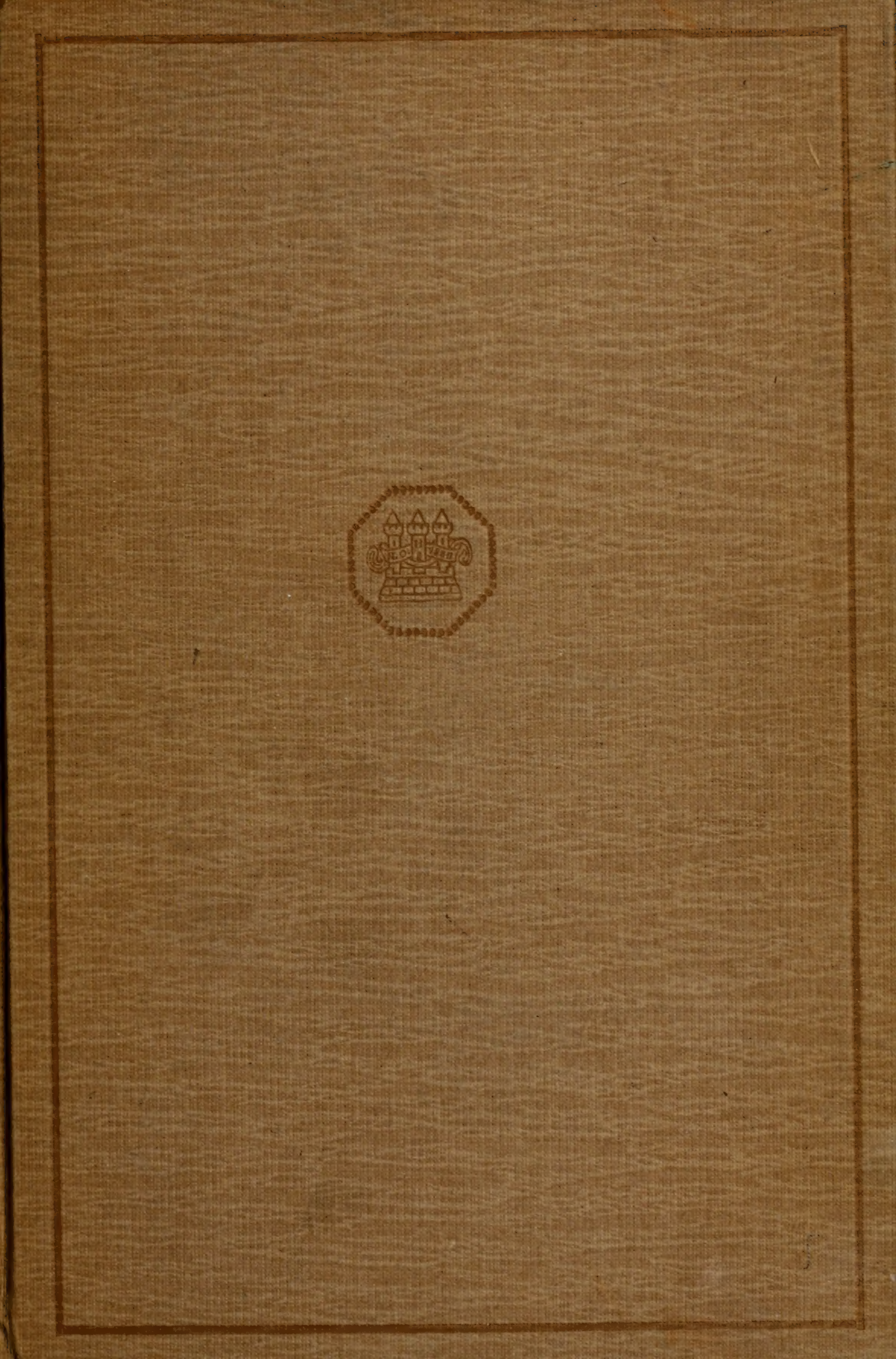
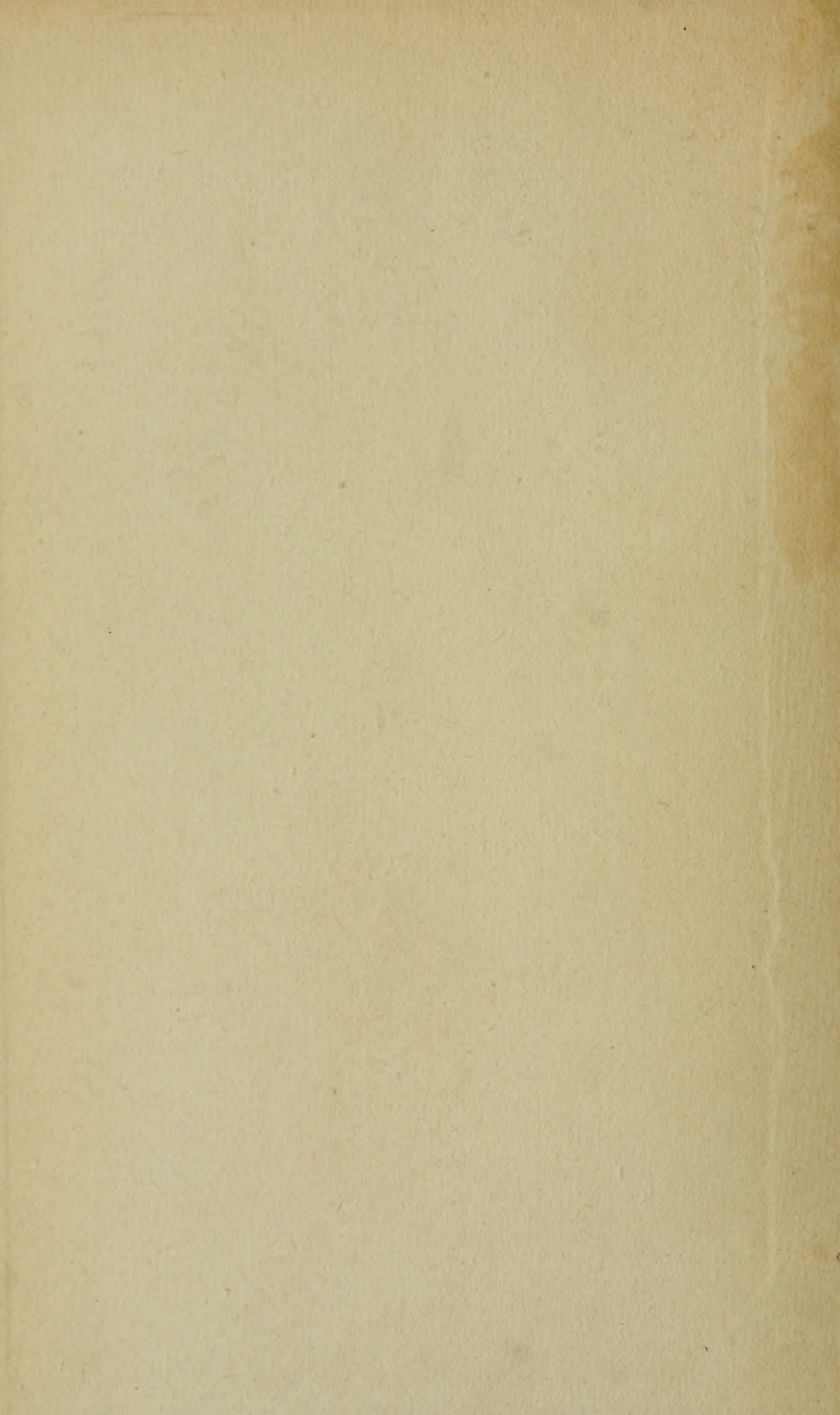
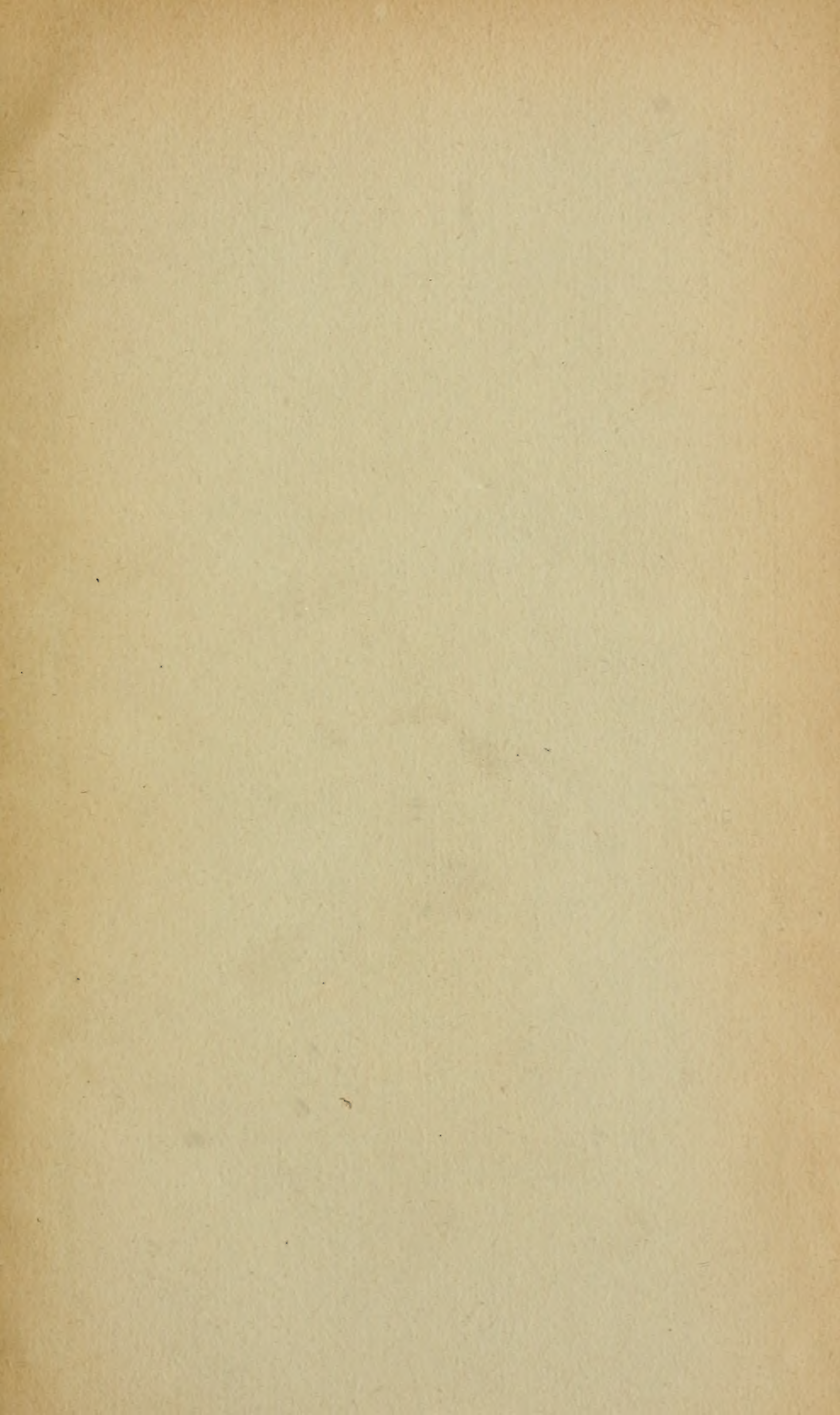
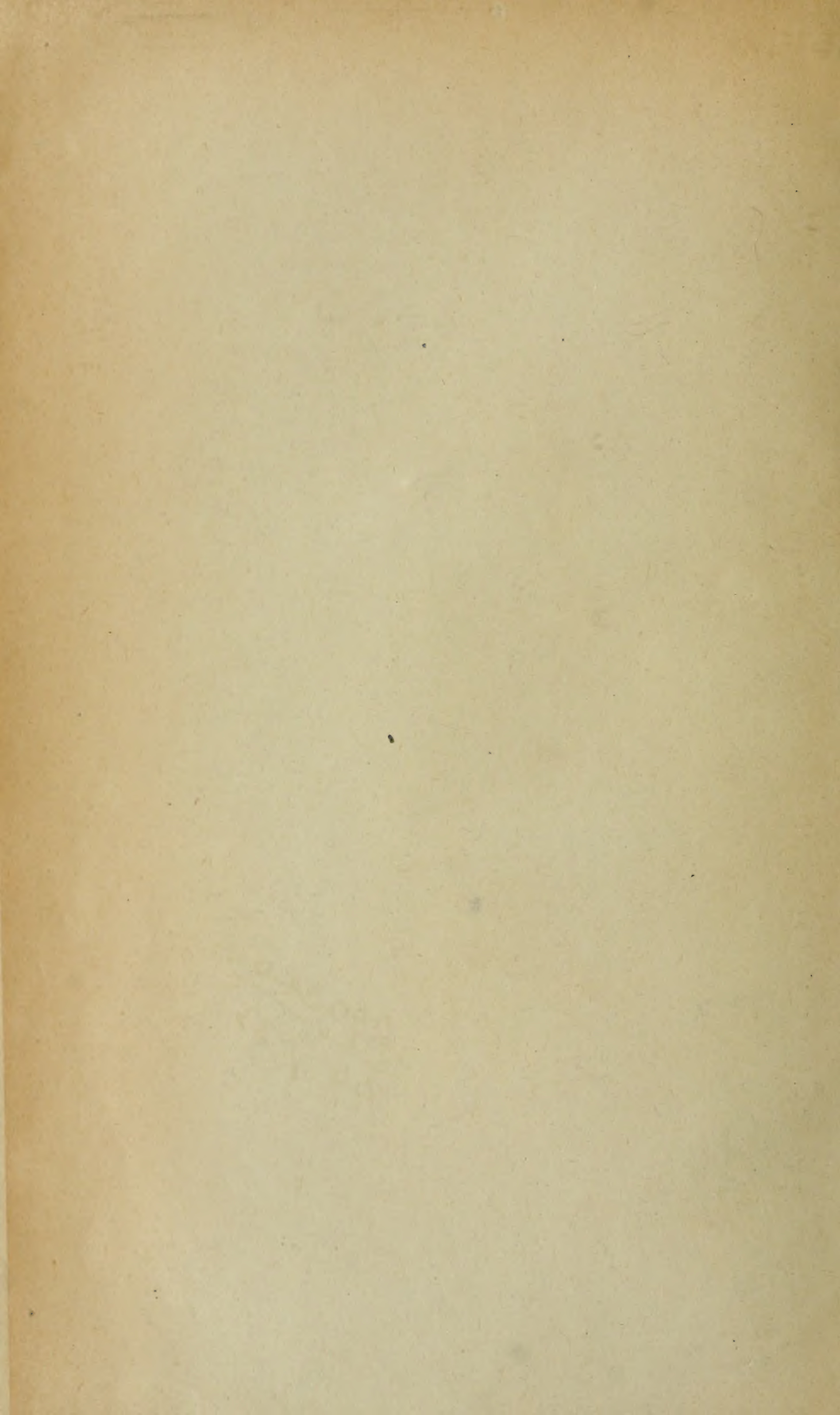
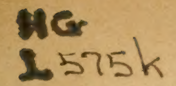








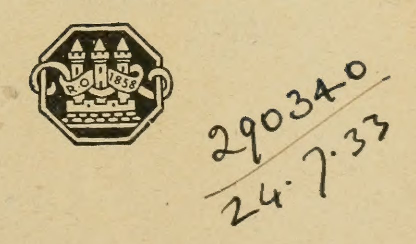


VON LUTHER ZU BISMARCK

VON

MAX LENZ

„Deutschland? aber wo liegt es?"
Schiller (Xenien).



MÜNCHEN UND BERLIN 1922
DRUCK UND VERLAG VON R. OLDENBOURG

KLEINE HISTORISCHE SCHRIFTEN

BAND II.

THEODOR BRIEGER

ZUM GEDÄCHTNIS

Vorwort.

Die Aufsätze, die ich hier in einem neuen Bande kleiner historischer Schriften vereinigt habe, sind, wie die der ersten Sammlung, sämtlich der Geschichte der letzten vier Jahrhunderte gewidmet, behandeln jedoch, im Unterschied zu jenen, lauter Stoffe, die der deutschen Geschichte, der politischen wie der Geistesgeschichte unseres Volkes, von Luther bis Bismarck angehören. Es sind die beiden Großen, die am Anfang und Ausgang einer Periode stehen, deren innere Einheit heute um so deutlicher heraustritt, als sie seit dem November 1918 durch den staatlichen und sittlichen Niederbruch unseres Volkes von der Gegenwart getrennt ist. Ihr Inhalt war der Kampf um das evangelische Kaiserreich deutscher Nation. So hat Bismarck selbst das Werk, das er geschaffen, charakterisiert, als Jenas Studenten dem schon machtlos Gewordenen und Verfehmten auf dem Marktplatz der altlutherischen Universitätsstadt ihre Huldigung darbrachten. Und nicht anders hatten sich die Reformatoren das Ziel der deutschen Zukunft gedacht.[1]) Was der Reformator begonnen, hatte Preußens Staatsmann ausgeführt: auf den Fundamenten, welche jener in den Boden der Nation gesenkt hatte, ruhte das Haus, in dem, so schien es uns, der Genius unseres Volkes fortan sicher wohnen sollte. Heute ist der Traum ausgeträumt: von der Höhe, auf der wir schon sicher zu wandeln wähnten, sind wir in die Tiefe des Abgrundes hinabgerissen worden.

Jene Einheit festzuhalten war aber der Gedanke, der mich bei der Zusammenstellung der Aufsätze leitete; ihm zuliebe habe

---

[1]) ›Imperator posset multum, si vellet esse Germaniae Imperator et Christi servus,‹ — so schreibt zu einer Zeit, als Deutschland noch hoffen konnte, sich aus der Umklammerung durch Habsburgs Weltpolitik herauszureißen, Straßburgs Reformator, Martin Bucer, an seinen Freund Heinrich Bullinger, Zwinglis Nachfolger in Zürich.

ich eine Reihe anderer, die zumeist im Weltkriege oder in den Jahren vor und nach ihm entstanden, ausgeschlossen; ich hoffe diese, die zum Teil noch ungedruckt sind, unter einem besonderen Gesichtspunkt noch in einer dritten Sammlung zusammenfassen zu können.

An dem Grundsatz, nur solche Stücke mitzuteilen, die das Interesse eines weiteren Leserkreises wecken können, habe ich auch diesmal festgehalten. Das darf auch wohl von zwei Aufsätzen gelten, die ursprünglich nur für die Fachgenossen bestimmt waren und damals einen anderen Titel trugen: dem »Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges« und »Fichtes Erlanger Professur.« Jener, in der Historischen Zeitschrift 1883 veröffentlicht, sollte eigentlich die ganze Kriegsführung der Schmalkaldener an der Donau umfassen und ist insofern ein Torso geblieben; andere Arbeiten haben den Abschluß der Studien darüber, die ich noch jahrelang fortsetzte und zu einem Vortrage in der Berliner Akademie der Wissenschaften verwenden konnte, verhindert; ich kann kaum versprechen, daß ich sie noch einmal wieder aufnehmen werde, darf aber wohl hoffen, daß der Teil, den ich unter neuer Bezeichnung zum Abdruck bringe, für sich den Eindruck des Abgeschlossenen machen wird, nachdem ich die reichhaltigen Anmerkungen, mit denen ich ihn begleitet hatte, beseitigt habe. Ebenso habe ich es mit dem zweiten dieser beiden Aufsätze gemacht, dem ich nebst den Anmerkungen auch einen umfassenden Anhang von Akten (darunter Fichtes Erlanger Universitätsplan und Briefe von seiner Hand) weggenommen habe. Der Leser dieser Sammlung wird sie entbehren können, dem Forscher aber bleibt es unbenommen, sie an ihrer ursprünglichen Stelle aufzusuchen.

Der Zeitraum, in dem die Beiträge dieses Bandes entstanden sind, umfaßt nahezu vier Jahrzehnte. Der früheste: »Aus der Sterbestunde des Kurfürsten Moritz von Sachsen« (Nr. 4), erschien 1880 im ersten Bande des Neuen Archivs für sächsische Geschichte und Altertumskunde, der jüngste: »Die Bedeutung der deutschen Geschichtsschreibung seit den Befreiungskriegen für die nationale Erziehung« (Nr. 13) 1918 im 9. Heft der Geschichtlichen Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zu Berlin[1]). Weit-

---

[1]) Verlag Ernst Siegfried Mittler & Sohn. — Es erschienen ferner: Nr. 1 1912 in der Zeitschrift für Kirchengeschichte; 2 1917 im Separatabdruck (Hamburg, Verlagsbuchhandlung Broschek & Co.); 3 1883 in der Historischen Zeit-

aus die meisten sind vor dem Kriege geschrieben, keiner nach ihm; nur drei, während noch die Entscheidung über unsere Geschicke schwankte: außer dem zuletzt genannten der Festvortrag vom Goethetage 1915 in Weimar, Über das deutsche Nationalempfinden im Zeitalter unserer Klassiker, und die beim Hamburger Reformationsfest 1917 gehaltene Rede über Luther und den deutschen Geist.

Auch diese drei Stücke sind noch getragen von dem Glauben an den Sieg und an unser Volk, zu dem uns die Größe unserer Macht und die Gerechtigkeit unserer Sache das Recht zu geben schienen. Daß ich in diesem Glauben mich getäuscht habe, und daß darum manches Urteil, das ich in diesem Buche ausgesprochen, heute nicht mehr gilt, muß ich zugeben. Ich habe dennoch alles so stehen lassen, wie es in den Zeiten, da man noch hoffen konnte, niedergeschrieben wurde; was daran geändert worden ist, hat nur formale Bedeutung. Man wird aber andererseits sagen müssen, daß die Linien, die von dem, was vergangen ist, zur Gegenwart hinüberführen, darin richtig gezogen sind, die Schicksalsfrage, die uns gestellt war, voll begriffen ist, und daß die Ausblicke, die ich darin gelegentlich in die Zukunft getan habe, genau das Bild wiedergeben von dem, was wir seitdem erlebten. So mögen denn diese Aufsätze bleiben, was sie waren: ein Denkmal besserer Zeiten, Abspiegelung dessen, was wir verloren — und doch auch wohl eine Quelle zur Erkenntnis dessen, was wir glauben müssen und vielleicht noch hoffen können.

Hamburg, Pfingsten 1920.

Max Lenz.

---

schrift, N. F., 13. Bd.; 5 1892 u. 1895 in der Deutschen Rundschau, 18. u. 22. Bd.; 6 1885 in der Allgem. Deutschen Biographie, 22. Bd.; 7 1899 in der Real-Enzyklopädie für Theologie und Kirche, 3. Aufl., 7. Bd.; 8 1892 in den Preußischen Jahrbüchern, 70. Bd.; 9 1915 im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft (Verlag der Goethe-Gesellschaft); 10 1893 in der National-Zeitung, Jan. 1 u. 3; 11 in der Festschrift für Theodor Brieger zum 70. Geburtstage (Verlag von Quelle & Meyer); 12 1911 als Berliner Universitätsschrift, wieder abgedruckt in der Historischen Zeitschrift, 108. Bd. (3. Folge, 12. Bd.); 14 1888 in den Preußischen Jahrbüchern, 61. Bd.; 15 1893 ebd. 71. Bd.; 16 1898 als Berliner Universitätsschrift, wieder abgedruckt in den Pr. Jahrbb. 95. Bd. und in Schmoller-Lenz-Marcks, »Zu Bismarcks Gedächtnis« (Verlag von Duncker u. Humblot).

Inhaltsverzeichnis.

1. Theodor Brieger 1
2. Luther und der deutsche Geist 9
3. Der Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges 25
4. Aus der Sterbestunde des Kurfürsten Moritz von Sachsen . . . 76
5. Päpstliche Nuntiaturen in Deutschland im 16. Jahrhundert . . . 84
6. Landgraf Moritz von Hessen 117
7. Gustav Adolf 142
8. Ein deutscher Kleinstaat in der französischen Revolution 167
9. Deutsches Nationalempfinden im Zeitalter unserer Klassiker . . 204
10. Heinrich und Amalie von Beguelin 230
11. Fichtes Erlanger Professur 245
12. Freiheit und Macht im Lichte der Entwicklung der Universität Berlin 258
13. Die Bedeutung der deutschen Geschichtsschreibung seit den Befreiungskriegen für die nationale Erziehung 275
14. Eine neue Auffassung der Kirchengeschichte 296
15. Johannes Janssen 334
16. Zu Bismarcks Heimgang 341

Theodor Brieger.

(1842—1915.)

Vier Jahrzehnte einer durch die gleichen Studien und die gleichen Überzeugungen genährten Freundschaft haben mich mit dem Manne verknüpft, dessen mir und vielen teuren Namen ich diesem Buche vorangestellt habe. Ja, unsere Beziehungen reichten noch über die Zeit des gemeinsamen Wirkens an der Universität Philipps des Großmütigen zurück; denn als Söhne derselben Stadt führten uns angestammtes Empfinden und die gleichen, wenn auch nicht gemeinsame, Erinnerungen an Schule und Universität zueinander. Ich ging noch in die Quarta, als Brieger bereits das Greifswalder Gymnasium verließ; aber gleich bei unserer ersten Begegnung in Marburg trat mir ein für ihn bedeutsamer Moment seines Lebens, der 15 Jahre zurücklag, vor Augen: die dritte Jahrhundertsfeier unseres Gymnasiums, bei der er als Primus omnium in dem größten Saale der Stadt vor ihren Honoratioren und der gesamten Schule, von uns Quartanern hoch bewundert, in lateinischer Rede den Ehrentag der Schola latina Gryphiswaldensis gefeiert hatte.

Im Herbst jenes Jahres, 1861, bezog Theodor Brieger die Universität unserer Vaterstadt. Er hätte keine bessere Wahl treffen können. Denn er fand hier den Lehrer, der seinem wissenschaftlichen Leben Halt und Richtung gegeben hat und Vorbild geblieben ist, und der gerade in dieser Zeit nach langen Jahren der Verkennung oder Nichtbeachtung als der führende Mann seiner Fachwissenschaft hervortrat — Hermann Reuter.

Die kirchenhistorischen Studien genossen damals im allgemeinen — wenigstens auf den preußischen Universitäten, über denen trotz der neuen Ära noch immer, wenn auch mit schwächerem Nachdruck als unter der Ära Manteuffel-Westphalen Hengstenbergs starres Szepter

waltete — geringe Pflege. Die Geschichte des christlichen Glaubens alten wie neuen Bundes galt als geheiligtes Land, dem profane Füße nicht nahen durften; Erbauung mehr als Erkenntnis war das Ziel der Theologen, die ihr Gebiet zu verwalten hatten; daß die Kirche, die Civitas Dei, auch nur wieder eine Erscheinungsform der Menschheit sei und ihre Lebenssäfte durch ein in dem Erdboden des allgemeinen Lebens haftendes, weitverzweigtes Wurzelgeflecht an sich ziehe, war den meisten unter ihnen ein unfaßbarer und unheimlicher Gedanke. In Greifswald war jedoch (entsprechend der Stimmung, die damals in Stadt und Land bei uns vorherrschte und recht im Gegensatz zu einer späteren Zeit) unter dem Vorwalten von Männern wie Schirmer, dem dann Hanne folgte, und Karl Traugott Vogt, einem der Lieblingsschüler Schleiermachers, ein freierer Geist lebendig geblieben, ohne daß man sich darum mit den liberalen Tendenzen identifiziert oder sonderlich an dem politischen Treiben der Zeit teilgenommen hätte. Es war eine Atmosphäre recht nach Reuters Herzen. Dem Streit des Tages wich dieser aus, er lebte nur in seiner Arbeit; aber Hengstenbergs Art war ihm in tiefster Seele zuwider. Er hatte lange schweigen müssen: in Greifswald ward ihm endlich der Mund geöffnet; und er säumte nicht, sich zu seiner Meinung zu bekennen, als er in seiner Antrittsrede von dem »geistlosen, von katholisierenden Intentionen beengten Positivismus« der herrschenden Theologie sprach. Sein Studienkreis selbst führte ihn aus der Gegenwart hinweg, und man könnte fast glauben, daß er, nach Rankes Art, geflissentlich die Berührung mit ihr vermieden habe. Selbst ein so modern anklingendes Thema wie das der Aufklärung projizierte er in das Mittelalter hinein, und in seinem dritten großen Werke, den Augustinischen Studien, ging er gar bis auf die Anfänge und Keimgedanken der hierarchischen Jahrhunderte zurück; wenn er einmal in dem schönen Aufsatz über Graf Zinzendorf ein Thema aus der neueren Kirchengeschichte wählte, so liegen auch darin die Beziehungen zur mittelalterlichen Religiosität zutage. Seine Schüler aber hielt Reuter nicht bei sich fest; die drei hervorragendsten, Brieger, Tschackert und Kolde, führte er gerade zum Ausgang des Mittelalters und darüber hinaus in die Epoche, in der er nun doch auch (anders als Neander) mit seinen Überzeugungen ganz wurzelte.

Von diesen dreien hat Brieger, der, obwohl der älteste, als letzter dem Meister gefolgt ist, seinen Geist am reinsten und tiefsten in sich

aufgenommen. Reuters Eigenart war die Verbindung scharfer dogmatischer Begriffsbestimmung mit konkreter, durch eindringende Quellenkritik gesicherter historischer Auffassung. Beides war auch in Brieger aufs feinste entwickelt. Für das erstere brauche ich nur auf seine Studien über das Ablaßwesen hinzuweisen, welche die ganze Geschichte des römischen Bußinstitutes aufdecken; für das andere auf die Fülle der Einzeluntersuchungen, die zum guten Teil eine Zierde der Zeitschrift für Kirchengeschichte bilden, die er gegründet und bis ans Ende seiner Tage geleitet hat; für beides auf das darstellende Werk, in dem er die Summe seiner Forschungen und Erkenntnisse in der glücklichsten Weise zusammengefaßt hat. Eine Vereinigung von Gaben, die den Profanhistorikern (wenn einmal der Ausdruck erlaubt ist) nicht immer zu eigen ist, und die sie zumal in der Zeit, wo Brieger unter der Leitung eines solchen Lehrers in die Historie eindrang, oft genug vermissen ließen. Es waren die Jahre der werdenden deutschen Einheit. Die Führung in dem Kampfe, der mit dem Siege der nationalen Idee endigte, hatte noch der Liberalismus, das Geschöpf einer Schicht der Nation, die sich den kirchlichen Überlieferungen entfremdet hatte und über ihre politischen Ideale die Tragfähigkeit älterer, in die Fundamente von Staat und Kirche eingefügter Ideen zu unterschätzen geneigt war. Er beherrschte die allgemeine Stimmung noch in den Jahren, als er in dem Aufbau des nationalen Staates bereits vor dem Manne zurückweichen mußte, der die realen Kräfte des deutschen Lebens viel sicherer einzuschätzen und durchzusetzen verstand. Es entsprach dieser Strömung des öffentlichen Lebens, daß die Historiker, die sich von ihr tragen ließen, ihre Neigung besonders dem Jahrhundert seit der französischen Revolution zuwandten, und daß sie, wenn sie einmal das Reformationszeitalter aufsuchten, dort zu Stoffen und Gestalten griffen, in denen sie ihre eigenen Tendenzen wiederzufinden glaubten: zu Hutten oder Sickingen, als den Vorkämpfern von Freiheit und Nation, oder Moritz von Sachsen, an dem sie wohl gerade die Abwesenheit religiöser Tendenzen lobten, und der ihnen gleichsam als ein Bismarck des 16. Jahrhunderts erschien; der Reformator selbst schien eine höhere Stellung einzunehmen, indem man auf seine Verbindung mit der durch Hutten und seine Freunde vertretenen nationalen Bewegung hinwies. Dem Genius der reformatorischen Epoche aber ward dadurch fast noch mehr Gewalt angetan als durch die Bemühungen der Theologen, die über ihre

dogmatischen Begriffssetzungen den politischen Untergrund der Reformation übersahen und das mächtig strömende Leben der Lutherschen Epoche in der eigenen, enggespannten und vom Geist der Gegenwart durchtränkten Konfessionalität einfangen wollten. Ranke freilich gehörte weder der einen noch der anderen Richtung an; niemand vielmehr hatte es bisher so wie er verstanden, das Doppelgesicht des reformatorischen Zeitalters zu entschleiern; eben in der Verflechtung des Religiösen und des Politischen, des Persönlichen und des Allgemeinen hatte er das Eigentümliche einer Bewegung erkannt, welche die hierarchische Welt gerade dadurch aus allen Fugen hob, daß sie das System der Ideen, in dem beides verankert war, in seinem Kerngedanken traf und umgestaltete. Jedoch Leopold Ranke war nicht mehr modern. Man verneigte sich vor seinem Namen, nannte ihn wohl den modernen Thukydides oder gar den größten Historiker aller Zeiten, — aber seinen Wegen glaubten die wenigsten folgen zu sollten; auch er hätte von sich sagen können, daß er weniger erhoben und mehr gelesen zu werden wünsche. Hermann Reuter dagegen, der wie Ranke in der Tiefe der Spekulation wurzelte, abgewandt gleich ihm den Interessen des Tages, dachte wirklich rankisch; und kein Lob hat er höher geschätzt als das Urteil des Altmeisters über seinen Alexander III., man merke gar nicht, daß ein Theologe dies Buch geschrieben habe.

Und so wuchsen seine Schüler, wuchs vor allem Theodor Brieger schon in seiner Studienzeit in die Rankesche Geschichtsauffassung hinein, die nach dem Siege Bismarcks und der damit erreichten oder angebahnten Aussöhnung der Gegensätze im Leben der Nation sich mit Naturnotwendigkeit in der jüngeren Generation Bahn brach.

Brieger war kein Stürmer, kein Eroberer. Über die Grenzen des Reformationszeitalters, in dem er sich schon in seinem zweiten Studiensemester heimisch machte (mit einer Untersuchung über die Torgauer Artikel, einer preisgekrönten Seminararbeit, die er, mehrfach umgearbeitet und vertieft, 25 Jahre später dem Lehrer in einer diesem gewidmeten Festschrift zurückreichen konnte), ist er selten hinausgegangen. Und Jahrzehnte hindurch waren es Einzelprobleme, denen er seine Kraft widmete; erst wenige Jahre, bevor seinem Wirken das Ziel gesetzt wurde, holte er in der Gesamtgeschichte der deutschen Reformation zu einem großen Schlage aus, der dann durch die Einheit und Geschlossenheit der Auffassung und den bei aller Schlichtheit

des Ausdrucks ergreifenden Schwung der Darstellung auch diejenigen überraschte, welche wußten, was sie an Brieger besaßen; er selbst, der Bescheidene, ist, glaube ich fast, erstaunt gewesen, wie leicht ihm dabei die Gedanken aus der Feder flossen.

Aber wenn je das Wort, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt, Wahrheit hatte, trifft es auf Theodor Brieger zu. Mag es sich um die Untersuchung altbekannter Texte handeln, wie die Torgauer Artikel und Luthers 95 Thesen, oder um die Einreihung neuer Quellen, wie die Protokolle der Leipziger Disputation und Entwürfe des Wormser Ediktes, um kritische Besprechungen, wie die tiefdringenden, auch an positiven Ergebnissen reichen Rezensionen, die er der Weimarer Luther-Ausgabe gewidmet hat, oder um dogmatische Distinktionen, wie sie die Erörterungen über das Ablaßwesen nötig machten, — immer sind es Arbeiten von mustergültiger Akribie; man folgt ihnen bis ans Ende mit unausgesetzter Spannung und dem sicheren Gefühl, daß uns etwas Fertiges, Abgeschlossenes geboten wird. Es sind nur Bausteine, aber ein jeder ist so scharf gekantet und so gut geglättet, daß ihn die Baumeister nur aufzunehmen brauchen, wie auch immer der Grundriß des Baues, den sie ausführen wollen, beschaffen sein möge. Um einen solchen Eindruck zu erzielen, dazu gehört aber nicht nur eine Sorgfalt, die das Nächstliegende heranschafft, ein Wissen, welches sich auf den Gegenstand und den Umkreis, in dem er steht, beschränkt, sondern Kenntnisse, die das Ganze der Epoche umschließen, und ein Scharfsinn, der auch in die großen Probleme der Politik und der Religion und in ihre Zusammenhänge eingedrungen ist. In einem Vortrage, mit dem Theodor Brieger in Leipzig Vorlesungen über sächsische Kirchengeschichte im Zeitalter der Reformation eröffnete, und der als das Programm seiner zweiten Zeitschrift, der »Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte«, gelten darf, hat er die Aufgaben der Forschung, »einer methodisch vorschreitenden archivalischen Forschung«, gerade so formuliert. »Sie hat«, so heißt es darin, »zunächst zu suchen; denn vorläufig wissen wir für gewisse Fragen noch nicht einmal, wo und wie wir unsern Hebel anzusetzen haben. Sie hat auch das scheinbar Kleinste und Geringste nicht außer acht zu lassen. Denn Erkenntnisse, wie wir sie wünschen, setzen sich aus tausend kleinen und geringfügigen Wahrnehmungen zusammen — natürlich nur für den, der divinatorisch in dem Kleinsten ein Stück des Ganzen zu sehen vermag«.

Hieraus erklärt sich sofort, wie es kam, daß Brieger so rasch und sicher ein Bild des Ganzen zeichnen konnte, nachdem er ein ganzes Leben der Erforschung des Einzelnen gewidmet hatte: weil er das Einzelne stets im Spiegelbild des Ganzen sah, verstand er sich auf das eine so gut wie auf das andere.

Gewiß gilt dies für jede Epoche. Denn je tiefer wir in das historische Leben hinabsteigen, je fester wir den Moment und das Einzeldasein zu fassen suchen, um so näher rücken wir an das Individuelle heran, das aller Geschichte zugrunde liegt, an die Grundgedanken und die Grundempfindungen, die Quellen der Entschlüsse und Entscheidungen, welche die Welt bewegen und vorwärts stoßen. Darin liegt ja das Reizvolle und zugleich das Fruchtbare der Detailforschung. Erst sie eröffnet einen Einblick in die Mannigfaltigkeit der Probleme, die der Strom des historischen Lebens, in dem sich Welle auf Welle drängt, unablässig und in unendlicher Fülle heranträgt, und die dem Systematiker oder dem nur darstellenden Historiker, dem gleichsam nur die Spitzen und Kämme der Wellen sichtbar werden, allzu leicht verborgen bleiben. Sie erzieht zur Bescheidenheit, zur »Ehrfurcht vor der Begebenheit« und zu der Gewissenhaftigkeit, die vor dem nicht Lösbaren Halt macht, um so begieriger aber und unermüdlicher bis an die Grenzen des Erkennbaren vorzudringen sucht, — zu den Eigenschaften also, die den Forscher ausmachen und die Forschung selbst in Verbindung bringen mit den sittlichen Energien und dem Glauben an ihre weltdurchwaltende Kraft.

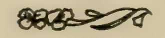
Eben dies waren die Eigenschaften Theodor Briegers. Nirgends aber konnten sie sich besser entfalten als in dem Studium der Reformationsgeschichte. Denn nirgends bieten sich dem Forscher Aufgaben in so verschwenderischem Reichtum dar: weil es sich hier auf allen Lebensgebieten um Probleme handelt, die bis auf den Grund des persönlichen Daseins hinabreichten und darum jedermann, der im Strom der Zeit stand, zwangen, persönlich zu ihnen Stellung zu nehmen.

Den Freunden mochte zuweilen die Bescheidenheit Briegers fast zu groß erscheinen; sie konnte den Anschein des Mißtrauens gegen sich selbst annehmen. Wer ihn aber gekannt hat, wer ihm vor allem im Amt, als Kollege oder als Schüler, nahegetreten ist, weiß, daß solche Empfindungen mit Furcht oder Entschlußlosigkeit nicht das mindeste zu tun hatten. Ich brauche mich hierfür nur auf das Zeugnis des nächsten Fachgenossen, der ihm Jahrzehnte hindurch

in der Leipziger Fakultät nahegestanden hat, zu berufen; an seinem Sarge selbst hat Albert Hauck es ausgesprochen, in Worten, die es verdienen, an dieser Stelle wiederholt zu werden, da es sich nicht schöner und würdiger ausdrücken läßt. »Wir alle«, so lauten sie, »achteten und verehrten diesen Mann und was er sagte. Denn er war klar und gerade, wußte stets, was er wollte, und hielt mit seinen Überzeugungen und Ansichten nie hinter dem Berge. Aber indem er stets sicher und bestimmt Stellung nahm, lernte man immer von neuem die strenge Sachlichkeit seines Urteils und die gewissenhafte Gerechtigkeit bewundern, mit der er die Verhältnisse und die Menschen betrachtete. Niemand war freier von Vorurteilen als er, und niemand ließ sich weniger durch Worte bestimmen oder hinreißen. Ich erinnere mich nicht, aus seinem Munde jemals eine der Modephrasen oder ein über das Ziel hinausschießendes Urteil gehört zu haben: das geistige Gleichgewicht wußte er stets zu behaupten.«

Solche Tapferkeit gehört dazu, um Begebenheiten zu schildern, die an zerstörender wie an aufbauender Kraft ihresgleichen suchen, deren Nachwirkungen alle späteren Katastrophen in Staat und Gesellschaft überdauert haben und auch über die Zeitenwende, in der wir begriffen sind, hinaus sich geltend machen werden. Denn noch immer richten sich die Ideen, welche damals in Kampf miteinander gerieten, an jeden unter uns ganz persönlich und fordern Annahme oder Ablehnung. Theodor Briegers ganzes Herz schlug für den geistlichen Helden, der den großen Zwist angehoben hatte. Aber das hinderte ihn nicht, es trieb ihn vielmehr an, jene Maßstäbe echter Forschung auch an den Reformator und sein Werk zu legen. Denn er war gewiß, daß er damit nur dem Manne selbst Treue hielt, der von dem Historiker einen »Löwenmut« gefordert hatte, »unerschrocken die Wahrheit zu sagen«. »Je heller, je lieber«, so bekennt er in jener ersten Vorlesung über die sächsische Kirchengeschichte. Und indem er sich gegen eine schiefe Beurteilung des Verhaltens Luthers in dem Bigamiehandel des hessischen Landgrafen wendet, erklärt er, daß ihn an sich eine von protestantischer Seite ausgehende Kriktik des Verhaltens Luthers in dieser leidigen Angelegenheit mit Genugtuung erfülle: »Es ist gute protestantische Art, die wir von keinem anderen als dem Begründer des Protestantismus überkommen haben, ohne jede Rücksicht auf Ruhm oder Schande der Heroen der Geschichte einzig die Sache ins Auge zu fassen und der historischen Wahrheit die Ehre

zu geben«. Er hat niemals geleugnet, daß Luthers Religiosität altkirchliche Vorstellungen noch in sich barg, daß seine Gedanken an Anschauungen des ausgehenden Mittelalters anknüpften und wohl als ihre Fortbildung aufgefaßt werden können, und daß das Prinzip der Freiheit, das Grundelement seines Glaubens, von der Kirche, die er gründete, nicht in ursprünglicher Reinheit bewahrt, sondern mit einer neuen Scholastik überdeckt und verdunkelt, wenn auch keineswegs entwurzelt wurde. Aber um so nachdrücklicher betonte er die Kraft der Zerstörung, die der einem erneuten Gottesbewußtsein entstammende Glaube des Reformators gegenüber der Welt der hierarchischen Jahrhunderte bewiesen hat, und seine wurzelechte Verbindung mit allem Besten und Lebensvollsten, was der deutsche Geist seitdem in Staat und Recht, in Dichtung und Philosophie und in allen Sphären der Freiheit erworben und geschaffen hat — Zusammenhänge, deren gerade die Denker unserer klassischen Epoche von Leibniz bis Humboldt, Hegel und Ranke innerlichst bewußt gewesen sind; und mit einer aus der Fülle intensiver Forschung geschöpften Wucht des Wissens und einer in den Kern der Gegensätze treffenden Schlagkraft des Urteils hat er sich gegen die Versuche gewandt, welche den Reformator von der Scheide der beiden Weltalter hinwegdrängen wollen: Anschauungen, die sich von Zeit zu Zeit herauswagen und noch neuerdings, geistvoller vorgetragen als ehedem, manche Köpfe (unter den Historikern leider mehr als unter den Theologen) verwirrt haben. Ein Freiheitsbewußtsein, gebunden an Gott, ruhend auf dem Grunde der Wahrhaftigkeit und der Ehrfurcht vor dem sittlich Großen, das war die Religion Theodor Briegers. Dies fesselte ihn an den Reformator und seine Welt und verband ihm Leben und Arbeit; es machte ihn fähig, auch unter Kummer und Leiden, an denen es ihm wahrlich nicht gefehlt hat, das Glück zu suchen und zu finden, jung zu bleiben trotz allem, »jung in neuem Schaffen«, wie er einmal einer Freundin schrieb, geduldig und unerschrocken, bis sich die Augen, aus denen so viel Güte leuchtete, zum letzten Schlummer schlossen.



Luther und der deutsche Geist.

Zum 31. Oktober 1917.

Niemals, solange der deutsche Name lebt, hat unser Volk in Not und Tod einmütiger zusammengestanden als seit den Tagen, da uns die frevelhaften Kriegsansagen unserer Feinde zusammenschmiedeten. Wie es Roms Legionen an unsern Vorfahren erlebten, als sie sich der ungeschlachten Naturkraft dieser Söhne des wilden Nordens zum erstenmal entgegenstemmen mußten — daß sie mit eisernen Ketten zusammengebunden in die Schlacht gingen —, so sind heute in dem gewaltigsten der Kriege alle Glieder unseres Volkes aneinandergekettet. Vor diesem obersten Gesetz, dem Bekenntnis zum Vaterlande, tritt noch immer jeder Unterschied der Partei in Staat und Kirche zurück. Mag auch der alte böse Geist der deutschen Zwietracht von neuem unter uns umgehen, er wird den blinden Hödur nicht mehr finden, der den deutschen Völkerfrieden erschlagen wird; und wenn unsere Feinde selbst die Rolle des tückischen Loki zu übernehmen sich anschickten, so sind bereits diese Versuche an dem Panzer unserer Einigkeit abgeprallt, so wie die Schwerter, die sie gegen unser Leben zückten, an unseren Schilden zersplittern werden.

Und dennoch — an der Huldigung, die heute das evangelische Deutschland seinem Reformator bereitet, nehmen Millionen unserer Landsleute keinen Anteil. Mögen sie auch nicht mehr den gleichen Groll im Herzen tragen wie vor 34 Jahren, als wir die Wiederkehr des Tages feierten, der uns vor vier Jahrhunderten den geistlichen Helden gab, so stehen sie doch teilnahmlos abseits, zurückgehalten durch ihre Kirche, die in dem Gefeierten nur den Abgefallenen, den Schismatiker, den Zerstörer religiösen Gutes, den Rebellen gegen die göttlichen Gebote zu sehen vermag. Und niemand wird sagen wollen, ob jemals der Tag erscheinen wird, an dem alle Stämme unseres Volkes sich zu dem Reformator der Kirche als dem Bahnbrecher deutscher Größe und Freiheit bekennen werden.

Um so ernsthafter haben wir uns zu fragen, ob wir wirklich ein Recht darauf haben, in Martin Luther den Fortbildner des deutschen Geistes zu feiern; ja, ob er selbst es uns gestatten würde, sein Bild in einen so engen Rahmen zu spannen.

Denn wenn irgendein Satz Geltung haben muß, so ist es der, daß Luthers Religion, sein Evangelium, einer Sphäre angehört, an die nichts Irdisches heranreicht. »Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben«, so hallt sein gewaltigstes Lied aus. Dieses Reiches Grenzen sind nicht an Raum und Zeit gebunden, sein Herr wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhänden gemacht sind, sondern jenseits dieser Welt des Staubes. Dorthin wandten seitdem alle Besten unseres Volkes den Blick, wenn sie den Gott suchten, der ihre Herzen im Innersten erregte und ihnen dennoch den Frieden im irdischen Gewühle gab. So hat ihn Gellert empfunden: »Hoch über die Vernunft erhöht, umringt von tausend Finsternissen, füllst Du mein Herz mit Majestät und stillest mein Gewissen.« In solchen Höhen hat Schillers Genius ihn geahnt, und dorthin ist ihm Beethovens erhabene Muse gefolgt: »Such' ihn überm Sternenzelt, über Sternen muß er wohnen.« Das war der Standort, von dem aus selbst ein Bismarck, der Schöpfer unseres Reiches, auf all sein Tun heruntersah, seine feste Burg, ein letzter Halt, der ihm Ruhe bot in den Stürmen seines Lebens. »Wie Gott will«, so schreibt er seiner Gemahlin in einem Moment, da die Politik seines Staates, auf die er noch keinen Einfluß hatte, unheilvolle Bahnen einzuschlagen drohte: »vor ihm ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Friede, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt?«

Freilich, solche Anschauungen waren nicht für alle Zeiten gültig. Nicht Bekehrung, sondern Austilgung der Andersglaubenden war das Gebot der ursprünglichen Religionen. So erschien noch der Gott des Alten Testamentes dem Volke Israel, als Bundesgenosse und Freund; so führte er es aus Ägypten durch Meer und Wüste hin unter Jerichos Mauern, als der Rächer, der kein Erbarmen will gegen seine Feinde. Jahrhunderte und Jahrtausende sind seitdem vergangen, immer höhere Stufen der Kultur hat die Menschheit erreicht; aber noch

heute wird mit dem Schwerte für den Glauben und die Heiligtümer der Nationen gefochten. Den Gott der russischen Erde rief der Zar an, als er im August 1914 seine Heeresmassen zum Kriege gegen uns aufbot, nicht ahnend, daß er damit die Pforten des Abgrundes öffnete, der ihn mit seinem Hause und allen Ordnungen seines Staates begraben sollte. In alttestamentlichen Bildern beschwor Lloyd George die Rache Gottes über uns herab: Unser sei der Gott Baal, er werde uns nicht erhören. Wir aber heben die Hände zu unserm Gott empor, dem Gott unserer Väter, in dessen Namen sie für Freiheit und Vaterland gestritten haben, und mit Luthers Schlachtgesang auf den Lippen sind die Söhne unseres Landes in den Krieg gezogen.

Haben wir ein Recht dazu, uns auf Luthers Gottesvorstellung zu berufen? Würde Luther unsern Krieg als den seinen anerkennen? Zugeben, daß die Güter, die wir verteidigen, die Gedanken, für die wir kämpfen, auf seiner Religion ruhen, daß unser Gott stärker ist als der unserer Feinde? Würde er für den Sieg unserer Waffen beten und seine Söhne zum Kampfe stellen: Hans, seinen Erstgeborenen, das Hänsiken, wie er ihn mit väterlicher Zärtlichkeit nannte, und den Paul, den er gegen die Türken schicken wollte, — würde er ihn jetzt mit den Ungläubigen nach Bagdad oder nach Jerusalem und gegen das Ägypterland ziehen lassen? Würde er selbst vielleicht als Feldprediger, der gewaltigste von allen, mitgehen und unsere Feldgrauen darüber aufklären, daß dies der rechte Krieg sei, weil er ein Notkrieg, ein Krieg sei zu des Vaterlandes Errettung, und daß sie darum den neuen Türken, den »grausamen Tyrannen«, die unser Deutschland zerdrücken wollen, getrost entgegengehen müßten? Mit anderen Worten, gibt es eine Brücke, die von Luthers Religion zu dem neuen Deutschland, zu den Lebensinteressen und den Idealen, zu den Heiligtümern, für die wir heute kämpfen, hinüberführt?

Nur er selbst kann uns die Antwort geben. Stellen wir uns also Aug' in Auge ihm gegenüber. Treten wir aus dem Schlachtgetümmel der Gegenwart, das die Welt erfüllt, auf den Kampfplatz hinüber, auf dem der Reformator sich seinen Glauben erstritten hat.

Er ist klein genug, nur ein paar Schritte in die Länge und in die Breite, zwischen vier kahlen Wänden; durch das eine Fenster fällt der Blick auf Gräber: es ist die Zelle eines Mönches. Tiefe Stille, lastende Einsamkeit herrschen in dem Raum — Ewigkeitsgedanken. Selbstgewähltes Schicksal. Es ist der Weg, den die Brüder, die im Kreuz-

gang ruhen, bereits vollendet haben. Tausende und aber Tausende haben dem Ziele nachgelebt, dem nun auch der junge Klosterbruder zustrebt, und haben ihren Frieden dabei gefunden. Auch ist er in seinem Kampfe nicht allein gelassen. Von allen Seiten kommt ihm Hilfe zu. Von den Mitbrüdern und den Lehrern an der Universität, die er noch weiter hört, deren einer selbst im Kloster lebt, von dem Vikar des Ordens, dem freundlich milden Johann von Staupitz, dessen sanfter Zuspruch sich wie Balsam auf das wunde Herz des Einsamen legt, von der Gesamtheit der Kirche, die ihn umfängt mit allen ihren Tröstungen und Verheißungen und den Heerscharen ihrer Heiligen, die ihm vorangegangen sind und den Himmel erworben haben. Er selbst hat Momente, wo er am Ziel zu sein glaubt, wo er den Himmel offen und sich wie vom Glanze des Paradieses umflossen wähnt, unter den Chören der Engel zu sein glaubt, — um dann desto tiefer hinabzustürzen und alle Qualen der Hölle verdoppelt zu empfinden. Jahre hindurch hat diese Pein gedauert. Wie furchtbar ihn die Kämpfe geschüttelt haben, hat Luther selber einmal, ohne sich doch zu nennen, wie von einem andern, beschrieben: keine Zunge könne es sagen, keine Feder es beschreiben und keiner es ohne eigene Erfahrung glauben. Ihm war dann, als müsse er vergehen und alle seine Gebeine zu Asche werden. Selten findet er Ruhe, und immer wieder stürzt er sich in den Kampf. Weil er nicht anders kann, weil er siegen will: der Wille ist es, der ihn in die Pein hineintreibt. Die Welt um ihn her hat er vergessen. Er ist ohne jede Machtgier, jeden Ehrgeiz. Er denkt nicht daran, der Führer seines Volkes zu werden, wie Mohammed, oder seiner Kirche, wie Ignatius Loyola. Nur mit sich hat er zu tun, nur den eigenen Frieden sucht er: seine Seele will er erretten. Nicht der Zweifel an Gott selbst, nicht die Frage, ob ein Gott sei, hat ihn ins Kloster gebracht. Diese Frage, heute für Millionen der Anfang des Nachdenkens über Religion, hat sich die damalige Welt kaum gestellt. Vielmehr ist es die Furcht vor Gott dem Allmächtigen, dem Unsichtbaren, dem ewig Verhüllten, die Luther in der Tiefe seiner Seele erschüttert. Zu ihm will er den Pfad finden, die Brücke will er schlagen, die zu seinem Thron hinüberführt, die Leiter aufstellen, die ihn emportragen soll, und deren Sprossen alle unter seinen Tritten zerbrechen.

Alle seine Gedanken kreisen um eine Idee, um einen Begriff. An dem liegt ihm alles; das wird der Grund sein, der seinen Anker

halten kann, das steinerne Ufer, an dem die Wogen seiner Unrast zerschellen müssen, der Stern, der ihm das Dunkel des Lebens erhellen wird. Diese Idee aber ist das Zentrum der Kirche selbst, das Wort, um das herum sie ihre Verfassung, das System ihrer Dogmen, die Pracht ihres Kultus aufgebaut hat, der Pfeiler, der ihren Riesenbau trägt, an dem anderthalb Jahrtausende gearbeitet haben. An ihm tastet dieser Mönch herum, seinen Aufbau, das Gestein, aus dem er errichtet ward, sucht er zu ergründen, in seine Fundamente senkt er die bohrenden Gedanken:

> In seiner Seele kämpft, was wird und war,
> Ein keuchend, hart verschlungen Ringerpaar.
> Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet, —
> Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht.

Bis ein Lichtstrahl in diese Nacht fällt, ein erstes Aufblitzen, ein fernes Leuchten hinter Wolkenbänken. Denn nicht als plötzliche Erleuchtung, gleich einer himmlischen Erscheinung, wie Paulus sie auf dem Wege nach Damaskus erlebte, haben wir uns den Wandel in Luthers Seele vorzustellen. Er hatte ja niemand verfolgt, so brauchte er sich auch nicht zu bekehren. Er war nie aus seiner Kirche herausgegangen, hatte vielmehr ihre Gesetze, alle Gebote ihrer Askese aufs peinlichste erfüllt: er hatte sich die Knie wund gelegen im Gebet. Er wollte jenen Pfeiler, das Wort, das alles trug, von dem Glauben der Kirche, dem Glauben an die Erlösung, nicht entwurzeln, sondern es nur besser verstehen lernen. An den Gott, den die Kirche verkündigte, dessen Existenz sie in der Messe täglich den Sinnen ihrer Gläubigen selbst sichtlich und greifbar nahe brachte, dessen Allmacht einem jeden ihrer Priester in die Hand gegeben war, glaubte er unbedingt: eben in dem Kampf, den er führte, in der Verzweiflung, mit der er zu dem Fessellosen emporsah, bekannte er es. Er wußte längst — und jede Phase seines Kampfes lehrte es ihn von neuem —, daß keine Anstrengung der Vernunft das Wesen Gottes je ergründen, eine Seele je zu ihm emporbringen könnte. Denn die Schrankenlosigkeit des göttlichen Willens, seiner unnahbaren Freiheit zu erweisen, war der Kern der Philosophie, die seine Erfurter Lehrer ihm schon in der Artistenfakultät vorgetragen hatten. Und er hat diese Vorstellung von Gott sein Leben hindurch behalten. Dies war das Bild Gottes, das er den Täufern und allen enthusiastischen Sekten entgegenhielt, die sich ihrer Gottinnigkeit rühmten, wie es ihn auch von

der Vergottung der Mystiker trennte. »Willst du wissen«, fragt er Melanchthon von der Wartburg her, »Ort und Zeit und Art der göttlichen Gespräche? Höre: Wie der Löwe hat er alle meine Gebeine zerschmettert, und: Ich bin verworfen vor deinen Augen, und: Meine Seele ist mit Pein erfüllt, mit Vorgeschmack der Hölle.« Und er fügt hinzu: »Deshalb redet die Majestät Gottes durch die Menschen, weil wir es nicht ertragen könnten, wenn er selber spräche.« Denn das ist nun seine Erfahrung geworden: nur im Ringen der Seele, im Kampfe der auf sich selbst ruhenden Persönlichkeit, in ihrer unmittelbaren Hingabe an Gott den Erbarmer, unter Ausstoßung aller Vermittlung durch die Kreatur, unter Verzicht auf jedes Genugtun und Sichbegnügen, ist der Weg gegeben, der zur Höhe führt, kann der Moment erscheinen, wo die Seele die Gewißheit der Verklärung findet.

Man hat wohl gesagt, daß erst der Wogendrang des nationalen Lebens Luther in die Höhe gehoben, daß ihm ein Ulrich von Hutten habe zur Seite treten müssen, um ihn zum vollen Bewußtsein seiner reformatorischen Mission zu bringen, und daß der Frühlingszauber seines Lebens von ihm gewichen sei, seitdem er den ritterlichen Humanisten von sich gestoßen habe. Wer so urteilt, hat den Reformator nie verstanden. Ein Wort wie das Huttensche, daß es eine Lust sei, in diesem Jahrhundert zu leben, hat Luther niemals ausgesprochen. Ihn bezeichnet vielmehr der Ausspruch, den man so oft von ihm hörte, »daß der jüngste Tag vor der Tür sei«, und die Sehnsucht, daß er kommen möge. Über alles, was irdisch war, hinweg hatte er dringen wollen, hin zu dem All-Einen, in dem alles ruht, und der doch ganz für sich ist, ohne den alles Erdenleben Schein und Schatten, wesenlos und rechtlos ist, in dem es allein Sicherheit, Ehre und Recht findet, und vor dem alles, was Menschenwitz je erdacht hat, wie es sich auch nennen mag, alle Formen der Gesellschaft, des Staates, der Nation, ja der Kirche selbst, Staub ist.

Ranke wirft in seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation, dem Buche, das uns zum erstenmal das echte Bild Luthers und seiner Epoche gab, in dem Moment, wo er den Leser nach Worms führt, die Frage auf, ob Luther damals nicht jene national-reformatorische Stimmung hätte benutzen sollen. Zu keiner Zeit seines Lebens hat der Reformator sein Volk mehr in seiner Hand gehabt. Fürsten, Adel und Bürgerschaften jubelten ihm in jenen Tagen zu, sahen in ihm ihren Propheten; die Abneigung, ja der Haß gegen die

Kurie, gegen ihre Willkür und ihre finanziellen Erpressungen beherrschte alle Stände, die Geistlichen kaum weniger als die Laien; auf dem Reichstage selbst brachten sie ihre Beschwerden zum Vortrag. Es würde, meint Ranke, die Nation in ihrer Einheit befestigt, zu gemeinsamem Kampfe gegen Rom geführt haben, wenn Luther seinen Ideen diese nationale Richtung gegeben hätte. Jedoch die Antwort des Meisters ist: »Die Kraft dieses Geistes würde gebrochen gewesen sein, wenn eine Rücksicht ihn gefesselt hätte von einem nicht durchaus religiösen Inhalt. Nicht von dem Bedürfnis der Nation, sondern von religiösen Überzeugungen war er ausgegangen, ohne die er nie etwas gemacht hätte und die ihn nun freilich weiter geführt hatten, als es zu jenem politischen Kampf nötig oder auch nützlich war. Der ewig freie Geist bewegt sich in seinen eigenen Bahnen.« Es wäre, dürfen wir, dies Urteil noch verschärfend, hinzufügen, eine sehr kurzsichtige Politik gewesen. Hutten und Sickingen, die Bauern in ihrem Aufruhr, die Täufer sodann, die ihr Gottesreich in Münster aufrichteten, sind diesen Weg gegangen, so wie ihn hundert andere vor Luther gegangen waren — und alle vergebens. Nur wer die religiöse Idee so wie Luther im Herzen trug und in die Welt hinausgab, nur wer sich unmittelbar ohne jede Schlacke irdischer Begehrlichkeit an Gott hielt, konnte eine Kirche erschüttern, die sich ja auch nicht unmittelbar an die politische Welt wandte, sondern ebenfalls an die Persönlichkeit, die jede Einzelseele einzufangen und in ihrem ganzen Lebenslauf, von der Wiege bis zur Bahre, sakramentlich siebenfach an sich zu fesseln wußte. An das Individuum, nicht an Staat und Nation, an Kaiser und Reich, mußte Luther sich wenden; nicht politische oder soziale Probleme mußte er lösen, sondern ein Grundproblem, durch das alles, was Welt heißt, erst Namen und Wert erhält. Wollte er sich frei erhalten, so mußte er er selbst bleiben.

Uns Modernen fällt es schwer, dieses Losgelöstsein der von ihren religiösen Vorstellungen umfangenen Menschen jener Zeit von Staat und Nation zu begreifen. Alle Wortführer der damals streitenden Bekenntnisse (und wir dürfen die katholischen nicht davon ausnehmen — ich möchte sagen von Luther bis Ignatius von Loyola) gleichen darin einander. Luther besaß nicht den Ehrgeiz Loyolas, der die Macht der streitenden Kirche missionierend über den ganzen Erdball ausbreiten wollte; ihm fehlte überhaupt der Eifer des Bekehrens. »Wer uns nicht hören mag«, so sprach er, »von dem sind wir

bald und leicht geschieden.« Seinen Brüdern im Kloster, danach seiner Gemeinde und weiter seinem Volke wollte er das Evangelium predigen, so wie er es an sich erfahren. »Für meine Deutschen«, sagte er, »bin ich geboren, ihnen will ich dienen.« Aber auch er war jederzeit gerüstet, auszuziehen wie Abraham aus dem Lande seiner Väter: denn Gott sei allerorten. Vor dem Bekenntnis sanken den Menschen jener Zeit alle Schranken des Staates und der Nation dahin; vor ihm galt kein Unterschied des Standes, kein Ansehen der Person; die Bande der Familien selber lösten sich, wenn sein Feueratem zerstörend in sie eindrang.

So erst erklärt sich die ungeheure Kraft, die den Religionen in diesem Zeitalter innewohnte. Sie waren gleich gewaltig im Aufbauen wie im Vernichten. Sie haben neue Nationen ins Leben gerufen und die alten umgeschaffen. Alle Organe des Staates, alle Formen der Gesellschaft, Wirtschaft und Recht, Unterricht und Erziehung, Wissenschaften und Künste, haben sie nach ihrem Bilde geprägt. Wie muß doch solchen Geschehnissen gegenüber sogar die sturmerfüllte Gegenwart zusammenschrumpfen! Nehmen wir an, daß der Sieg, dem wir entgegengehen, alle unsere Wünsche erfüllen würde. Gewiß, die Karte Europas und der kolonialen Welt würde umgestaltet werden. Ob aber auch nur die Gruppierung der Nationen eine andere werden würde? Und ob die Parteien innerhalb der Nationen sich anders stellen, ihre Ziele, ihre Ideale sich wandeln werden? Wird der deutsche Gedanke einen ähnlichen Siegeszug durch die Welt hin machen wie im 16. und 17. Jahrhundert unter dem Anhauch des Lutherschen Geistes? Wir brauchen diese Frage nur zu stellen, um die Antwort bereit zu haben: es wird erst eine Arbeit sein für lange nach uns kommende Geschlechter.

Und wir erkennen: Die wahrhaft großen, die welthistorischen Epochen sind diejenigen, in denen neue Lebensideale zum Durchbruch kommen, Gedanken, die in die Tiefe der Persönlichkeit hinabreichen, die den großen Lebensrätseln, den eigentlichen Daseinsfragen gelten, die sich an jedermann richten, denen keine Seele ausweichen kann: nur solche tragen die Kraft in sich, die dazu gehört, um das Antlitz der Welt zu verwandeln, die Geister der Völker umzubilden.

Versuchen wir es, die Fernwirkungen der Lutherschen Gedanken in der Entwicklung des deutschen Geistes in wenigen Strichen zusammenfassend zu schildern.

Sie sind von unvergleichlicher Kraft.

Solange das alte Reich neben den anderen europäischen Mächten gestanden, ja sie alle an Macht überragt hatte, gerade in der Höhezeit des Kaisertums, war das nationale Schaffen abhängig gewesen von fremden Kulturen. Wie groß der Anteil Deutschlands an den Hervorbringungen der hierarchischen Jahrhunderte gewesen war, Antrieb und Vorbilder waren ihm doch immer von außen, aus der romanischen, insbesondere der französischen Welt gekommen. »Jetzt aber gelangte (es sind wieder Worte Rankes, die wir hören) zum erstenmal der deutsche Geist, ohne Rücksicht auf fremde Muster, zu einem allgemeinen Ausdruck: er durchdrang sich in seinem Werden, in dem Moment seiner Geburt, mit den Ideen der religiösen Befreiung.« Vorbereitet war diese Entwicklung in den beiden Jahrhunderten vorher, seitdem mit dem Untergange der Hohenstaufen sich die Verbindung mit Italien gelöst hatte und das Reich, das nun fast ganz auf den deutschen Boden gestellt war, von selbst dahin geführt wurde, das nationale Leben mehr als bisher, wenn auch noch in den Grundformen des imperialen Organismus, zu repräsentieren und zu entwickeln. Indem aber Deutschland damit aus dem Zusammenhang der großen europäischen Politik ausschied oder doch gegen die anderen Mächte, England, Frankreich und bald auch die spanischen Reiche, in den Hintergrund trat, trennte es sich zugleich von der aristokratisch gearteten Kulturgemeinschaft, die es früher mit jenen verbunden hatte. Es war für unsere Nation ein Zeitalter, nicht des Verfalls, wohl aber der Zersplitterung, von mächtigem inneren und so auch nach außen gerichtetem Wachstum, starkem, populär geartetem geistigen Leben und völkischem Selbstbewußtsein, aber zugleich voll von Widersprüchen und innerer Erregung. Als nun Luther die morsch gewordenen Fesseln zerbrach, welche die welsche geistliche Schirmgewalt, die einzige in Deutschland noch einheitlich geordnete und überallhin reichende Macht, über die Nation geworfen hatte, gab er dieser die Richtung und das Ziel an, in dem ihr Ehrgeiz befriedigt werden konnte, den Punkt, von dem aus sie hoffen konnte, alle jene durcheinander wogenden Kräfte zusammenzufassen und einheitlich zu gestalten. Das war es, was dem Reformator die Herzen zutrieb, was ihm die Stellung in den Tagen von Worms gab, um dessentwillen ihn die Nation in allen ihren Schichten als ihren Propheten begrüßte. Darum erfolgte der Zusammenbruch der alten Kirche in unserem

Vaterlande so plötzlich und so unaufhaltsam: das Evangelium des Wittenberger Mönches ging jedermann, wie man damals sagte, »in die Vernunft ein«. Die revolutionären Erschütterungen, die den Sturz der Hierarchie begleiteten, hinderten kaum seinen Lauf. Gerade nach dem Bauernkriege begannen die Stände, zumal in Niederdeutschland, ihre Kirchen evangelisch zu ordnen; in diesen Jahren ist die Reformation in den Hansestädten eingeführt worden. Unter dem Schutz des Schmalkaldischen Bundes drang sie in den dreißiger Jahren mächtig weiter. Die Niederlagen der protestantischen Fürsten und Städte bei Giengen und Mühlberg, die Eroberung Wittenbergs durch Karl V. selbst im Jahre 1547 hemmten ihre Fortschritte nur um ein weniges. Das Interim, durch das der siegreiche Kaiser die deutschen Dinge auf der mittleren Linie zu ordnen versuchte, blieb ein Schlag ins Wasser. Auch der Religionsfriede von Augsburg hielt, seinen Reservationen zugunsten der Katholiken zum Trotz, die Bewegung nicht zurück. Zehn Jahre nach Luthers Tode erschien der Sieg der Reformation so gut wie unausbleiblich. Neun Zehntel der Nation bekannten sich damals zu Luther; denn auch der Calvinismus hatte in dem deutschen Boden noch kaum Wurzel geschlagen. Es wäre eine Form des deutschen Staates und der deutschen Kirche geworden, in der wirklich alles, was im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte sich herausgebildet hatte, zur Aussöhnung und Vereinigung gelangt wäre: keine zentralisierte, auf die Masse der Nation und die Säkularisation der Kirchengüter gegründete Gewalt, sondern eine Zusammenfassung der weltlichen und geistlichen Stände, etwa in der Art der Generalstaaten der Niederlande, mit einem erblichen Präsidenten als Kaiser an der Spitze. Dahin ist es nicht gekommen. Der Grund liegt durchaus nicht in der inneren Ohnmacht der reformatorischen Gedanken; auch nicht vorwiegend in dem Widerstand der gerade durch ihre Verbindung mit den kirchlichen Organen, je nachdem sie zur katholischen oder zur evangelischen Partei hielten, gekräftigten Stände. Diese Gegensätze waren an sich nicht stark genug, um nicht unter dem Druck der gemeinsamen Not und der gemeinsamen Interessen gegen die fremden Mächte überwunden werden zu können: die Unmöglichkeit, ein solches Deutschland zu verwirklichen, wurzelt vielmehr in der Internationalität des Kaisertums. Das ist den Reformatoren, soweit sie (es waren nicht viele) nicht bloß kirchlich, sondern auch politisch zu denken vermochten, ganz bewußt gewesen. »Der

Kaiser Karl«, so schreibt einer von ihnen, Martin Bucer von Straßburg, nicht lange vor der Katastrophe des Schmalkaldischen Bundes an Heinrich Bullinger in Zürich, »vermöchte vieles, wenn er ein deutscher Kaiser sein wollte und ein Diener Christi.« Karl V. aber war ein Burgunder, ein Kaiser, dem Europa selbst nicht genügte, ein Mensch, der niemals einen Funken nationalen Empfindens in sich verspürt hatte; durch sein Haus, durch die Länder, die er beherrschte, durch die Gesamtheit seiner politischen Interessen wurde er verhindert, an die Lebensinteressen auch nur einer Nation zu denken; und durch seine Verbindung mit der Hierarchie, die er gar nicht aufgeben durfte, stand er dem deutschen Geist fremder gegenüber als jedem andern. In diesen Bahnen aber mußten auch seine Nachfolger, die deutschen Habsburger, verbleiben; auch für sie gingen die hierarchischen und die internationalen Beziehungen ihren deutschen Interessen voraus. Und so konnte es nicht anders sein: der Geist der neuerstarkten, hispanisierten Kirche gewann im Vaterlande Luthers wieder Raum, und damit schrumpfte das politische und geistige Dasein der Nation in sich zusammen; nur in der engsten Verbindung mit den territorialen Gewalten konnten sich die Bekenntnisse erhalten, und so verkapselten sich die freien Formen und Gedanken des Reformators in einer verknöcherten Orthodoxie und drohten zu erstarren.

Daß sie auch in dieser Epoche lebendig geblieben sind, ist trotzdem nicht zu verkennen. Wir müssen nur in die Bürger- und Bauernstuben hineingehen, dorthin, wo die Postille Luthers gelesen und der kleine Katechismus gelernt wurde; zu den Pfarrern, die mit ihren Gemeinden in den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges aushielten, zu den Kantoren an ihren Orgeln, von wo die innigen, tiefsinnigen und erhabenen Klänge des lutherischen Kirchenliedes und der evangelischen Kirchenmusik uns entgegenhallen. In voller Stärke trat ihre Keimkraft zutage, als die Epoche der Religionskriege zu Ende ging, im Zeitalter des Großen Kurfürsten, das auch das Leben eines Leibniz und eines Thomasius umschloß. Von da ab ist die ganze Entwicklung des Lebens unserer Nation ein Zeugnis für die Kräfte, die der evangelische Geist bewahrt hatte. Alle Vorkämpfer des neuen Deutschlands sind Protestanten gewesen: der Große Kurfürst und Friedrich der Große, Freiherr vom Stein und Scharnhorst, fast alle Wortführer und Propheten des nationalen Staates, von Ernst Moritz Arndt bis hin zu Heinrich von Treitschke; so auch die Staatsmänner

und zu allermeist die Heerführer, die Fürsten selbst, die das Haus, in dem wir wohnen, gebaut haben, die Rüstung geschaffen haben, in der wir heute dem Andrang einer Welt von Feinden siegreich widerstehen: Bismarck und Roon und Moltke, Kaiser Wilhelm der Alte und sein herrlicher Sohn und der Enkel, dessen Ruf die ganze Nation zu dem gerechtesten aller Kriege gefolgt ist. Die deutsche Philosophie, die tiefsinnigste aller Jahrhunderte, die Philosophie des Idealismus und der Freiheit, von Leibniz bis Hegel, ist auf diesem Boden erwachsen. Ihm entstammte, von ihren ersten Anfängen her bis zu ihrer Vollendung in den erhabensten Regionen, die deutsche klassische Dichtung. Auf ihm erhob sich der Riesenbau der deutschen Wissenschaft. Die Entwicklung des religiösen Geistes selbst im Pietismus eines Spener und Francke und weiter in der deutschen Aufklärung hat keine anderen Ursprünge. Protestanten waren sogar fast durchweg die Träger der neuen religiösen Strömungen, die in der Epoche des Zusammenbruches des alten Reiches gegenüber dem verflachenden Rationalismus tiefer zu schürfen begannen, sowie die Dichter und die Maler, welche die verlassenen Pfade mittelalterlicher Welt- und Kunstauffassung wieder aufsuchten: Novalis, Tieck und Achim von Arnim, Schenkendorf und Adam Müller und beide Schlegel, Friedrich, Runge und Overbeck, mögen sie auch dem Geist. den sie beschworen, zum Teil untertan geworden sein. Der deutsche Katholizismus selbst stand noch beiseite; erst in der zweiten Generation der Romantiker ist er wieder, auch da noch durch Überläufer verstärkt und geleitet, zu Worte gekommen.

Fragen wir aber nach der primären Ursache solcher originalen, Staat und Gesellschaft umfassenden Kraftentfaltung, so ist es die Befreiung von dem hierarchischen Geiste. Beides hängt zusammen: das unmittelbar an Gott, als den Schöpfer und den Erlöser, geknüpfte Recht der Persönlichkeit und die Autonomie des staatlichen Willens in dem ihm zustehenden Bereiche, als des Trägers der Macht, des Ordners des Rechtes, des Erhalters des Friedens. Aus der Unabhängigkeit gegen Rom schöpfte der Staat Friedrichs des Großen (um nur von diesem als dem Grundpfeiler des neuen Deutschlands zu sprechen) die Stärke, die ihn inmitten feindseliger Weltkräfte durchhalten und wachsen ließ. In dem Preußen des achtzehnten Jahrhunderts gab es nicht, wie in den katholisch-romanischen Reichen jener Epoche, eine Geistlichkeit, die den Staat ganz durchsetzte und zugleich einem

fremden Einfluß unterwarf, sondern nur Pastoren, die ihren Gemeinden, den Pflichten ihres Berufes lebten und in der Treue gegen ihren angestammten Herrn ihre Ehre und den Dienst an ihrem Glauben suchten: wie der Adel, so war auch die Kirche eingeschmolzen in den Felsen von Erz, den die Hohenzollern errichtet hatten. Dadurch war dieser Staat stark genug, nach seinem Zusammenbruch bei Jena und unter dem Joche des Eroberers selbst den Neubau ohne revolutionäre Erschütterungen zu vollbringen. Weil Preußens Krone auf sich selber ruhte, konnte sie Elemente in sich aufnehmen, ihnen Arbeit und Dienst geben, die in dem entgegengesetzten Lager aufgewachsen waren und gezwungen oder freiwillig sich ihrem Schutze unterstellten. Aus der unmittelbaren Ergebung der Seele in den göttlichen Willen, aus »der Freiheit des Christenmenschen«, wie Luther definierte, ergab sich auch die Möglichkeit religiöser Abwandlungen innerhalb der protestantischen Kirche, die aus der orthodoxen Scholastik in die freieren Regionen des Pietismus und über diesen hinaus zu der deutschen Aufklärung hinführten. Und darin liegt wieder der Unterschied der deutschen Aufklärung zu der französischen, welche die vornehme europäische Welt im achtzehnten Jahrhundert beherrschte: eine Kluft, so tief und breit, wie die zwischen Voltaire und Kant, Diderot und Gellert, Rousseau und Schiller. Was in Frankreich zur Zersetzung des alten Staates und der Gesellschaft beitrug, führte in Deutschland zum Aufbau, zur Versöhnung zwischen der Philosophie und der Religion, zur Erziehung eben des Geschlechtes, das die Träger des neuen deutschen Geistes im Zeitalter der Erhebung gestellt hat: zu dem Geiste der Weltfreudigkeit, der Lebensbejahung, des Freiheitsbewußtseins, wie er in Schiller und Kant, in Fichte und Goethe unvergängliche Hoheit und Bedeutung gewonnen hat.

Und so werden wir durch diese Betrachtung doch wieder unmittelbar auf Luther selbst, auf den Kampfplatz, auf dem wir ihn aufsuchten, in die Zelle seines Klosters zurückgeführt. Gewiß, er wußte damals nicht, daß er der Urheber einer Welterneuerung, einer Umwälzung sein würde, wie sie die romanisch-germanische Welt seit einem Jahrtausend nicht mehr erlebt hatte; es war die Blindheit der von Gott geleiteten Simsonskraft, die ihn die Hand an jene Säule legen ließ, die das Gewölbe der hierarchischen Weltordnung trug. Er wollte gar nicht die Einheit der lateinischen Christenheit sprengen, die geistliche Verfassung geradhin auflösen. Ihm wäre es ganz recht

gewesen, daß die Bischöfe samt dem Papst und seinen Kardinälen blieben, was sie waren, — wenn sie nur evangelisch werden wollten. Jede Form der Kirche war ihm unter dieser Bedingung die rechte. Ob bischöfliche oder Landeskirche oder eine bloße Sammlung der Gläubigen zu gemeinsamem Gottesdienst, das alles waren ihm nur Gefäße, um den göttlichen Segen aufzufangen. Er hätte das Wort »Kirche« selbst, inwiefern es eine äußerliche Ordnung meinte, am liebsten ganz vermieden: sie sollte ihm nur eine »Reizung und ein Zugang zum Worte Gottes« sein. Er war naiv genug, längere Jahre darauf zu warten, daß seine Lehre, das Wort Gottes, das wie ein fahrender Platzregen dahergekommen sei, die Umgestaltung allein durchführen werde. Für ihn war der Begriff der wahren Kirche losgelöst von jeglicher äußerlichen Ordnung und der Erscheinung selbst: ein unsichtbares Band, das die im Glauben an Gott, in der unmittelbaren Hingebung an ihn Vereinigten umschloß. Dies allein war das Kriterium, das er an jedes Dogma, jede Überlieferung, an alle Gebräuche der Kirche legte: es war immer nur die Frage, welche unmittelbare Beziehung ein Ritus für Glauben und Erlösung habe. Und eben dies war ihm der Prüfstein für den Inhalt der Schrift, der Schlüssel, der ihm alle Geheimnisse, die Gott darin niedergelegt, offenbar machte.

Indem er aber seine Kirche auf das unmittelbare Verhältnis der Seele zu Gott gründete, löste er zugleich die Fesseln, in welche die alte Kirche das politische Leben geschlagen hatte, rechtfertigte er (und nichts war ihm gewisser, als daß er der Entdecker war) die historisch gegebene Macht des Staates, als der gottgewollten Sphäre des Rechtes und der sozialen Ordnung. Die Formen der Regierung waren ihm im übrigen so gleichgültig wie die der Kirche. Seine Sympathie mochte der fürstlichen Gewalt, unter deren Schutz er sein Evangelium predigen konnte, eher gehören als etwa einem republikanischen Gemeinwesen wie dem von Zürich. Jedoch dem Nürnberger oder dem Hamburger Rat, dem er seinen Freund Bugenhagen zusandte, war er ebenso hold wie seinem Landesherrn. Jenes Recht der Obrigkeit bedeutete ihm aber zugleich eine Pflicht: es ist der Begriff des Amtes, in dem er beides zusammenfaßte. Was man über seine Lehre vom passiven Gehorsam gesagt hat, bedeutet nichts anderes als das Gebot, diese Stellung der Obrigkeit als die vor Gott rechte anzuerkennen, ohne jede Rücksicht darauf, ob sie christlich sei oder heidnisch. So scharf hat er diesen Gedanken durchdacht, daß er sogar von dem christ-

lichen Großwesir eines Sultans (dies Beispiel stellte er auf) Gehorsam gegen seinen Herrn verlangt für den Fall, daß gegen diesen christliche Mächte einen Kreuzzug unternehmen würden; die Idee des Kreuzzuges selbst hat er damit ausgestoßen. Es ist wahr, den Begriff der Toleranz hat Luther so wenig gekannt wie irgendeiner seiner Zeitgenossen. Wenn ihm der Gedanke daran einmal aufblitzte, so kam er unter dem Druck unüberwindlicher Mächte doch bald davon zurück. Aber wenn er es der christlichen Obrigkeit als Pflicht (nicht als Recht) auferlegte, für die Kirche zu sorgen, so verleugnete er damit nicht den Grundgedanken seines Glaubens. Denn er befahl ihr ja nur, den Weg zu bahnen, auf dem eine jede Seele, die ihr anvertraut war, den Zugang zu Gott haben könnte, und der eben durch die Aufstellung der Pfarrer, die Aufrichtung der Sakramente und die Einrichtung von Schulen ermöglicht wurde. So wie es heute, um ein Analogon zu geben, nicht minder als die Pflicht jeder Regierung angesehen wird, jedem Bürger des Staates die Möglichkeit zu eröffnen, in Freiheit aller Erkenntnis nachzustreben.

Hier sehen wir die Pforte offen, durch die Luthers Religion in das neue Leben unserer Nation eingeströmt ist. Wenn die Formen, die er ihrem Kultus und ihren Dogmen gab, von dem, was wir heute wollen und bekennen, abweichen, so liegt das an den Weltanschauungen, die er mit seiner Zeit nicht überwinden konnte noch auch wollte, soweit sie außerhalb seines Lebensproblems lagen. Die Grundgedanken der Lutherschen Religiosität sind heute noch so lebendig wie damals: sie sind nicht mehr eingehüllt in mythologische Vorstellungen, die durch die fortschreitende Entwicklung des natürlichen und des historischen Horizontes unhaltbar wurden, sie sind aber wirkende Kraft geworden, »moralische Energien« in dem Körper unseres Staates, in dem Leben unseres Volkes; sie sind das »Mark des Weizens«, der »Kern der Nuß« geblieben, unvergänglich auch dann, wenn die Schalen einmal vollends zerbrechen sollten.

Unsere Gegner geben vor, daß sie den Krieg gegen uns im Namen der Menschheit, zur Errettung der Zivilisation führen; deshalb wollen sie unsern Staat zerbrechen und unendliches Elend über unser Volk bringen. So ist es also nach ihrem eigenen Geständnis ein Kreuzzug, den sie gegen uns führen. Den Kreuzzug, wir sahen es soeben, hat Luther in jeder Form verworfen: das Recht des Krieges hat er niemals bestritten. Dies aber leitete er ab nicht aus der Pflicht des

Christen, sondern aus dem Rechte des Staates, aus dem Amte der Obrigkeit, ihren Untertanen den Frieden zu wahren und sie gegen jeden ungerechten Angriff zu verteidigen. Eben das ist unser Krieg, und so ist es wirklich der »rechte« Krieg, der »Notkrieg«, von dem Luther schrieb, daß auch der Kriegsmann in ihm selig werden könne. Ob die Welt am deutschen Wesen, wie einst ein deutscher Dichter meinte, genesen wird, mag heute, nach dem, was wir von seiten unserer Feinde erleben, zweifelhaft erscheinen: daß wir kämpfen, um das deutsche Wesen zu erhalten, bis zum letzten Atemzuge kämpfen werden, bewährt jeder Tag und jede Stunde. Es sind in Wahrheit die Heiligtümer unseres Volkes, für die wir alle, ohne Unterschied des Bekenntnisses, einstehen: wir kämpfen gemeinsam *pro aris et focis*. Und so darf die Losung, die einst Gustav Adolf nach Lützen führte, und die Preußens Heer von ihm übernommen hat, die auf dem Koppelschloß jedes preußischen Wehrgehenkes steht, in gleichem Sinne für jeden Deutschen gelten:

Gott mit uns!



Der Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges.

Mit gutem Grunde hat Hermann Baumgarten in einem Aufsatz der Historischen Zeitschrift (Bd. 36) den Satz bestritten, welchen Ranke an die Spitze seiner Darstellung des Schmalkaldischen Krieges gestellt hat: die Verbündeten hätten bis zur Kriegserklärung keine Ahnung von den umfassenden Vorbereitungen gehabt, welche auf ihr Verderben zielten. Vielmehr lassen sich ohne Mühe die Beweise dafür häufen, daß sie das Nahen des Sturmes längst gefürchtet und Schritt für Schritt bis zu dem Moment seines Losbrechens verfolgt haben. Ihre Besorgnis, für den Glauben einmal kämpfen zu müssen, war im Grunde älter als ihr Bund selbst; sie datierte von dem Augenblick, wo sie sich zu der evangelischen Konstituierung ihrer Gemeinwesen verstanden. So oft sie diese durch die römische und habsburgische Politik gefährdet glaubten, schon bei der Reaktion nach dem Bauernkriege, dann gelegentlich der Packischen Händel und zur Zeit des Augsburger Reichstages, während der Württemberger Krisis und nach den Verträgen von Nizza und Aiguesmortes erschien ihnen der Krieg in Aussicht. Jede Pause in dem großen Kampf zwischen dem Kaiser und König Franz I. war für sie eine Bedrohung. Ohne die Angst vor der gewaltsamen Unterdrückung ihres Bekenntnisses hätten sich diese so verschiedenen Interessenkreise, Bürgerschaften und Fürsten, Ober- und Niederdeutsche, niemals zu einem Bündnis zusammengeschlossen; Furcht war allezeit der stärkste Kitt ihrer Einung gewesen. Waren mit dem Erstarken des Bundes und der Ausbreitung der neuen Kirche im Reich Jahre größerer Zuversicht gekommen, so daß sich seine Mitglieder sogar dazu verstanden, Karl V. ihre Waffen gegen Frankreich zu leihen, dessen Feindschaft mit Habsburg-Burgund ihr Emporkommen erst möglich gemacht hatte, so mußten der rasche Friedensschluß von Crespy und die ihm folgende Wendung

der kaiserlichen Politik über deren Ziel doch jeden Zweifel nehmen. Der Kurfürst von Sachsen hat allerdings auch dann noch den listigen Lockungen der kaiserlichen Diplomaten Gehör gegeben, für Landgraf Philipp aber und seine Freunde im Oberland stand es seit dem Herbst 1544 fest, daß über kurz oder lang geschlagen werden müsse. Mit Eifer und Einsicht folgten sie hinfort den Minengängen der kaiserlichen Diplomatie, die immer offenkundiger auf den Krieg hinarbeitete. Sie bemerkten, wie gern die Habsburger den Fortgang des französisch-englischen Krieges sahen, der ihnen in Deutschland die Hände frei machte, und brachten daher Verhandlungen in Gang, um den Frieden wiederherzustellen. Ebenso deuteten sie die Waffenstillstandsverhandlungen mit den Türken ganz richtig in dem Sinne, daß Karl sich für den Kampf gegen ihren Bund den Rücken sichern wolle. Damit stimmten die Nachrichten wohl überein, die ihnen aus den Niederlanden zukamen: von der wachsenden Verfolgung des Evangeliums, den harten Schatzungen, unter denen das Volk dort seufze, der papistischen Gesinnung des Kaisers, dem Einfluß, den die Pfaffen, vor allen sein Beichtvater auf ihn ausübe. Besonders gut war man in Straßburg orientiert, in dem Kreise Jakob Sturms, Sleidans und Bucers, welche, wie sie die Verbindungen mit Frankreich und den Niederlanden unterhielten, so auch in Ungarn und Italien vertraute und gut unterrichtete Korrespondenten hatten, besonders in Lucca und in Venedig, wo immer die sichersten Nachrichten über den Stand der türkischen Angelegenheiten einliefen. Von hier und von Augsburg, wo unter andern Dr. Gereon Sailer und Stadtschreiber Georg Frölich mit warmem Eifer für die Bundesinteressen wirkten, erhielt Landgraf Philipp rasche und häufige Kunde, und die unermüdlichen Warner fanden bei ihm jetzt bessere Aufnahme als vor dem clevischen und französischen Kriege. Die Verhandlungen, in welchen wir ihn in diesen Jahren nach allen Seiten rastlos tätig finden, bei ganz oder halb gewonnenen Glaubensgenossen wie bei katholischen Ständen, lassen seine Besorgnis immer lebhafter hervortreten und verfolgen alle nur den Zweck, der nahenden Gefahr einen genügend starken Damm entgegenzusetzen. Als das Jahr 1546 anbrach, glaubte er so wenig wie die Oberländer, daß man sein Ende im Frieden erleben würde.

Und dennoch ist es Wahrheit, daß sich die Schmalkaldener schließlich von dem Angriff überraschen ließen. Gerade weil sie so oft sich vergebens gefürchtet hatten, hofften sie bis zum Moment der

Entscheidung, daß das Ungewitter, welches sie alle zu vermeiden wünschten, auch diesmal noch vorübergehen möge. Je lebhafter aber der Wunsch nach Frieden war, je lauer der Eifer für Bund und Bekenntnis, um so gestroster zeigte sich, wie immer, die Zuversicht in die Friedfertigkeit des Kaisers und die Gnade Gottes, dessen starke Hand die Kirche ohne Zutun der Menschen schützen wolle. Der Kurfürst von Sachsen z. B. wies noch am 10. Juni, dem Tage, wo der Kaiser in Regensburg die Bestallungsbriefe für die Obersten des oberdeutschen Fußvolkes ausstellte, die Befürchtung des Landgrafen zurück, als ob man in diesem Sommer einen Krieg haben werde. Und wirklich ließ es die Weltlage gerade in diesen Tagen gar nicht so ungerechtfertigt erscheinen, wenn noch einmal Friedenshoffnungen auftauchten. Am 6. Juni ward zu Guines der Friede zwischen Frankreich und England ausgerufen. In wenigen Tagen war er in Deutschland bekannt, und sofort regte sich auch in den Kreisen der oberländischen Patrioten die Hoffnung, König Franz werde nun seine italienischen Pläne wieder aufnehmen und der Kaiser dadurch gezwungen werden, das Reich in Ruhe zu lassen. Zugleich kamen aus Ungarn Zeitungen von neuen Verwüstungszügen und Rüstungen der Türken. Ließ es sich denken, daß Kaiser und König ihre Erblande in Stich lassen könnten, um Deutschland in kriegerische Verwirrung zu stürzen?

Diese Unsicherheit der Schmalkaldener über die nächste Zukunft begreift sich um so leichter, als der Kaiser selbst bis zur Stunde der Entscheidung über den großen Entschluß schwankend gewesen ist. Es war kein Meineid, wenn Granvella auf einem Gastmahl im Mai bei dem Kreuze Christi schwur, daß der Beschluß zum Kriege noch nicht gefaßt sei. Auf ihn selbst wird der Gedanke zurückzuführen sein, von dem der Nuntius Verallo um jene Zeit voll Sorge an Cervini schrieb, beide Religionsparteien durch einen Reformationsentwurf im Sinne Groppers und Pflugs zu vereinigen. Noch am 25. Mai klagt der Gesandte über die Unschlüssigkeit des Kaisers: vorher voll Eifer, sei er durch gewisse Ratschläge ganz umgewandt worden und denke wieder an ein Vertagen der Unternehmung; der Kardinal von Trient, auf den man warte, werde ihn hoffentlich zu schnellerer Entscheidung bringen. Vor der Ankunft seines Bruders wollte aber Karl nichts fest machen. Erst nach dessen Eintreffen (28. Mai) kam es zu den abschließenden Beratungen. Am 5. Juni, ja am 6. ist noch Verallo

in Unruhe; vom 6. datiert die Bündnisurkunde mit dem Papst, welche der Kardinal von Trient nach Rom bringen sollte; aber erst am 7. hat Karl dieselbe unterzeichnet.

Die Möglichkeit, alles vorzubereiten und die Entscheidung doch fast bis zur Kriegserklärung auszusetzen, die Gegner aber allen Vorbereitungen und ihrer Wachsamkeit zum Trotz beinahe zu überrumpeln, erklärt sich vor allem aus den militärischen Organisationsverhältnissen der Zeit.

Anfang Juni war Karl so weit fertig, um in acht bis zehn Wochen ein Heer beisammen zu haben, wie zu keinem seiner früheren Feldzüge. Der römische Vertrag, der ihm ein Korps von 12000 Mann zu Fuß und 600 Reitern sicherte, bedurfte nur noch der Unterschriften. Die Zuzüge der befreundeten italienischen Fürsten standen in sicherer Aussicht. An die mobilen spanischen Regimenter in Ungarn, Mailand-Piemont und Neapel brauchten bloß die Marschbefehle abgesandt zu werden. In Deutschland standen Markgraf Albrecht und der Deutschmeister längst in eifriger Werbung für das große Unternehmen. Der Bund mit Bayern ward eben am 7. Juni unterzeichnet, und die Verhandlungen mit Herzog Moritz, Erich von Braunschweig und Markgraf Hans waren in gutem Zuge. Schweres Geschütz war von Wien her zu erwarten. Anderes sollte der Graf von Büren aus den Niederlanden mit sich führen, der hier schon im Mai werben ließ und neben Fußvolk besonders Reiterei aufzubringen bestimmt war. An Truppen konnte es dem Kaiser überhaupt nicht im Reiche fehlen: die Gutshöfe Norddeutschlands waren übervoll an Mannschaften und Pferden; und im Süden brauchte er nur an die Obersten das Laufgeld zu geben und die Musterplätze zu bezeichnen, um in kurzer Frist Tausende von Knechten anlaufen zu sehen.

Alle diese Vorbereitungen hatten viel Zeit, eifriges Verhandeln, manches Geld gekostet, aber zum festen Abschluß war bis zum Ablauf der ersten Juniwoche noch nichts gediehen, und so groß waren die Ausgaben nicht, um etwa deshalb zur Aktion schreiten zu müssen; in jedem Augenblick ließen sich die angeknüpften Verbindungen lösen oder in eine andere Richtung kehren. Wenn auch alle Welt den Ausbruch eines Krieges erwartete und kaum ein Zweifel war, wem es gelten sollte, so konnte doch niemand mit Bestimmtheit den Zeitpunkt und den Gegner bezeichnen. Auch die Obersten nicht, die dem Kaiser zu Gebote standen. Sie hatten sich ihm zum Dienst

verpflichtet, aber in ungewissen Ausdrücken, »gegen jedermann, ausgenommen das römische Reich«, so daß sie auch außerhalb Deutschlands, gegen Türken und Franzosen, oder, wie ebenfalls ausgesprengt wurde, gegen Algier Verwendung finden konnten. Auf deren Befehle warteten die Hauptleute, welche wieder die Verbindungen mit den Knechten unterhielten, über Ziel und Ende der Werbungen aber noch mehr im unklaren waren als jene. Die Masse des Fußvolkes ward überhaupt nicht eher in Bewegung gesetzt als der Krieg beschlossen war, denn Vergardungen, wie sie sonst wohl, namentlich in den geistlichen Territorien Norddeutschlands üblich waren, hatte Karl nicht veranstaltet; es brauchten nur die Offiziere vorweg gefesselt zu werden. Umständlicher und kostbarer war es, sich der Reiter zu vergewissern, die ohne Wartegeld ihre Pferde nicht bereit hielten; aber die Summen, welche darauf gingen, waren im Vergleich zu dem mobilen Verhältnis auch nur geringfügig und ließen sich verschmerzen, wenn es wirklich nicht zum Schlagen kommen sollte.

Das religiöse Bekenntnis endlich, wodurch sich nicht einmal die Fürsten vom Dienst des Kaisers abschrecken ließen, bildete für die Söldner kaum ein Hindernis. Hier und da ist es vorgekommen, daß auf die Nachricht, es gelte dem Evangelium, glaubenseifrige Kriegsleute das Laufgeld zurückgaben und den Schmalkaldenern zuliefen, die deshalb wohl ihre Agenten, gewöhnlich vertraute Knechte, auf die kaiserlichen Musterplätze schickten. Der großen Menge aber war ein guter Sold ein stärkeres Argument für die gute Sache als alles Reden und Schreiben der Verbündeten von der Gefährdung der Religion und des Vaterlandes. Wem etwa religiöse Skrupel aufstiegen, der ließ sich von den Werbern leicht mit dem Einwand beruhigen, daß der Kaiser an die Ausrottung des Evangeliums, die Unterjochung Deutschlands unter die Welschen und Spanier nicht denke, vielmehr Ruhe und Ordnung sichern, wohl gar das Wort Gottes fördern und gleichmäßiges Recht im Reich aufrichten wolle.

Ohne diese Maske, welche er trug, so lange er Kaiser war, hätte Karl allerdings nicht erwarten dürfen, im Reich die Kräfte zu finden, welche zur Niederwerfung des protestantischen Bundes gehörten und nur hier zu finden waren, und es bezeichnet die ganze Unwissenheit der Kurie betreffs der deutschen Verhältnisse, wenn sie die Ausrufung des Religionskrieges gegen die Ketzer für möglich hielt. Indem sich aber der Kaiser als Träger der populären Gedanken gerierte, trug er

die Spaltung in die Reihen der Gegner und gab allen, welche sich aus Furcht vor ihm vom Kriege fern halten oder aus Selbstsucht und Haß gegen die Fürsten und Städte des Bundes daran teilnehmen wollten, einen willkommenen Vorwand. So gewann er die protestantischen Fürsten gegen ihre Glaubensgenossen; und was denen in Regensburg zur Beruhigung der Gewissen gesagt wurde, das wiederholten die Rittmeister und Hauptleute ihren Reitern und Knechten an hundert Orten.

Im übrigen herrschte gerade unter dem »reitenden« wie auch dem »gesessenen« Adel Deutschlands eine Stimmung, die den kaiserlichen Kommissarien das Werben leicht machte. Es war in diesen Kreisen unvergessen, was Franz von Sickingen gewagt hatte und von wem er gestürzt war. In dem Bunde, der für die Erhaltung des Wortes Gottes eintrat, fanden sie keine Vertretung, sondern sahen darin eine Einigung ihrer alten Feinde, der Fürsten und der »vermauerten Städtebauern«, ein Anwachsen der Territorialmächte auf ihre Kosten und zum Schaden der Stifter, welche doch zu ihrer Erhaltung gegründet wären und die jene nun wetteifernd an sich rissen. Es schien vielen unter ihnen, als ob das Fortschreiten der Evangelisierung auf den Wegen der Schmalkaldener mit der Einziehung der geistlichen Güter seitens der Städte und Fürsten, und der Unterdrückung des Adels durch deren Übermacht enden müßte, und als ob für diesen nur von dem Anschluß an den Kaiser die Erhaltung, wie der Religion und Freiheit, so der Existenz selbst zu hoffen sei.

Am kaiserlichen Hof kannte man diese Stimmungen sehr wohl; sie gehörten zu den Hauptfaktoren, womit hier gerechnet ward. Man wußte, daß die Abneigung der Ritterschaft gegen die Schmalkaldener keine konfessionelle war, daß ihre religiösen Überzeugungen durchgehend die gleichen und nur ihre Interessen verschieden waren, und daß man deren Zwiespalt nur dann ausnutzen könne, wenn man jene verschone und für diese um so lebhafter eintrete.

In solchem Sinne hatte man schon seit Wochen in den Adelskreisen vorgearbeitet.

Als einen der hervorragendsten Vertreter jener Bewegung lernen wir Graf Reinhard von Solms kennen, einen Lehnsverwandten des Landgrafen, mit dem er ganz zerfallen war, im Kriege Generalfeldmarschall des Kaisers. Karl gebrauchte ihn neben einem österreichischen Edelmann Georg von Ilsung dazu, Versammlungen ihrer Standes-

genossen zu veranlassen, worin sie seine guten Absichten darzulegen hatten. So erschienen sie am 11. Mai vor der fränkischen Ritterschaft in Würzburg, wo ihnen der Bischof einen kräftigen Rückhalt bot. Von dort ritten sie über Hersfeld nach Halle, wo sie am 1. Juni den Grafen und Rittern vom Harzer Gezirk die gleiche Werbung vortrugen. In Butzbach kam der Adel der Wetterau, in Mindelheim der von Schwaben zusammen. Zuletzt, noch Mitte Juni, hielt der gesamte rheinische Adel in Mainz einen Kreistag ab, auf dem wieder der Herr v. Ilsung und neben ihm, da Solms nach Regensburg geeilt war, Graf Balthasar von Nassau, Komtur des deutschen Ordens, den Kaiser vertraten.

Der Inhalt der offiziellen Aktenstücke, welche auf diesen Tagen gewechselt wurden, lautete sehr harmlos. Zunächst ließen es sich die Kommissarien angelegen sein, die Gerüchte über feindliche Absichten des Kaisers gegen die Freiheiten des Adels, den Frieden und das Wort Gottes, welche ihm schon in Mastricht zu Ohren gekommen, als böswillige Ausstreuungen zu erklären; gerade das Gegenteil sei der Zweck seiner Reise in das Reich und des Reichstages, dessen spärlicher Besuch leider die heilsamen Pläne durchkreuze. Von Jugend auf, so ließ Karl durch sie versichern, sei er zur Förderung des Wortes Gottes geneigt gewesen; auch jetzt erstrebe er nichts anderes, als im ganzen römischen Reich ein gleichmäßiges Recht aufzurichten, allenthalben mit Gottes Gnade Friede und Einigkeit zu schaffen, »mit ganzem Fleiß und gutem, väterlichem Willen«. Vor allem betonten die Gesandten seinen guten Willen zu den Hauptanliegenheiten der Ritterschaft, Förderung und Erhaltung ihrer Freiheiten gegenüber den Territorialherrschaften und Reform der Stifter im gleichen Sinne. Auch die Antworten, welche sie an den Hof zurückbrachten, lauten recht unverfänglich. Man gab dem Dank für die gnädige Botschaft und der Zuversicht, daß die von den Voreltern ererbten Freiheiten den kaiserlichen Schutz finden würden, ergebenen Ausdruck. Zu bestimmten Beschlüssen und Verpflichtungen der Gesamtheit kam es nirgends. Denn noch immer gab es viele, die den glatten Worten und dem kaum verhüllten Machtstreben des Kaisers mißtrauten. Auch war noch alles zu ungewiß, um bindende Entscheidungen zu treffen. Aber ohne Frucht sind diese Bemühungen der habsburgischen Politik schwerlich geblieben; den Werbungen wird dadurch ein guter Boden bereitet sein.

Nirgends herrschte über die territoriale Entwicklung der kirchlichen Reformen größere Erbitterung als bei den Herren vom deutschen Orden, welche ihre die Gesamtheit des Reiches umspannende Organisation in allen Balleien durchbrochen und zerstört sahen, und gegen niemand richtete sich ihr Zorn mehr als gegen den Landgrafen, der ihrer Selbständigkeit in Hessen ein Ende gemacht hatte. Seit drei Jahren war Wolfgang Schutzbar gen. Milchling Deutschmeister, derselbe, der als Landkomtur von Hessen im Jahre 1539 sich dem Einbruch Philipps in die ehrwürdigste Kultusstätte des Ordens, St. Elisabeth zu Marburg, vergebens widersetzt hatte. Als entschiedenster Widersacher des Landgrafen gewählt, hatte er bisher ohne Erfolg den Kaiser um Hilfe bestürmt; auch die Erhebung Heinrichs von Braunschweig, die er vorbereitet und mit Geld unterstützt hatte, war unglücklich abgelaufen; jetzt endlich sah er seine Zeit gekommen. Daß er als Genosse der Fürsten ein größeres Reiterkorps aufstellen konnte, zeigt, wie ausgebreitet sein Anhang war. Auf ihn besonders neben Reinhard von Solms rechneten die Kaiserlichen, wenn sie eine Meuterei unter dem Adel des Landgrafen anzustiften hofften. Wie in Hessen, so hatte Milchling auch in dem rheinischen, schwäbischen und fränkischen Bezirk weitreichende Verbindungen.

In den Mainlanden schürte ferner der Leutnant des Markgrafen Albrecht, Wilhelm von Grumbach, der viele Jahre darauf in einem letzten Kampfe für die Adelsfreiheiten als Ächter des Reiches ein schreckliches Ende gefunden und in seinen Sturz den Sohn des Fürsten verwickelt hat, gegen welchen er jetzt im Namen des Kaisers die Standesgenossen anwarb. Neben ihm vor andern Pankraz von Thüngen, der bei den Grafen von Solms aufgewachsen war, und seine zahlreichen Vettern, Velten von Münster, die Zobels, zu denen der Bischof von Würzburg gehörte, Albrecht von Rosenberg, der seine Ansprüche auf Schloß Boxberg immer noch nicht befriedigt sah und darauf brannte, sich an den Bedrängern des freien Adels, den Verderbern seines Oheims zu rächen.

Noch größeren Erfolg hatte die Reiterwerbung in Niederdeutschland, wo der Anhang Heinrichs von Braunschweig auch nach seiner Niederwerfung überaus mächtig war. Hier bewies Markgraf Hans von Küstrin, wie wenig das Bekenntnis neben persönlichen Interessen wog, indem er gegen seine früheren Bundesgenossen eine kaiserliche Bestallung annahm, sobald ihm versichert war, daß es gegen seinen

Glauben nicht gehen, nur den ungehorsamen Fürsten gelten sollte, die seinen Schwiegervater in Haft hielten. Auch Braunschweig-Kalenberg war längst evangelisch; dennoch folgte der junge Herzog Erich dem Beispiel des Markgrafen. Im Bremer Sprengel war der Bischof, Heinrichs Bruder, von jeher eine Stütze des alten Glaubens. Zu ihm hielten die Nachbarn Herzog Franz von Lauenburg, die mecklenburgischen Herzoge zum Teil, Graf Anton von Oldenburg, weiterhin Graf Otto von Rittberg, den der Landgraf noch vor wenigen Monaten wegen der Hilfe, die er dem Herzoge im letzten Feldzuge gewährt, überzogen hatte, und der geistliche Heißsporn der Partei, Valentin von Hildesheim, dem die Schmalkaldener durch ihren Sieg in Braunschweig die Residenzstadt abspenstig gemacht hatten. Die evangelischen Bischöfe Hermann von Wied und Franz von Münster waren ihren ständischen Widersachern gegenüber zu schwach oder zu lasch und zaghaft, um den kaiserlichen Kommissarien in ihren Gebieten entgegenzutreten. Ebenso boten die clevisch-jülichschen Lande, die magdeburg-halberstädtischen Stifter, die Grafschaften Schaumburg, Hoya, Bentheim ergiebige Werbeplätze: so daß, mit Ausnahme etwa der schmalkaldischen Städte, nördlich von Hessen und Sachsen kaum ein Territorium gewesen sein mag, wo die kaiserlichen Werber nicht Zuspruch fanden.

Den Schmalkaldenern war das alles unverborgen. Seit Monaten bemerkten sie das geheime Wühlen und Werben. Sie erfuhren sofort die Reisen Solms' und Ilsungers zu den adligen Bezirkstagen, ihre Vorträge und die Antworten, die sie erhalten, die Stimmung, welche sie in den Versammlungen getroffen hatten. Sie wußten längst, daß Albrecht von Brandenburg etwas Großes für den Kaiser und gegen das Evangelium im Schilde führe, mochte es nun Köln oder den führenden Fürsten selbst gelten, und daß das Geschrei von seinem Kriegszuge nach Preußen und Litauen müßiges Gerede, ein bloßer Vorwand sei. Sie kannten seine Werbegebiete und die Namen seiner Rittmeister, meist Anhänger Heinrichs von Braunschweig, welche schon unter diesem gegen den Bund gedient hatten. Von allen Seiten liefen, zumal bei dem Landgrafen, die Kundschaften ein. Mit besonderem Eifer fahndete dieser auf Friedrich Späth, einen der hitzigsten Parteigänger Heinrichs, welcher in allen Plackereien, die derselbe seit seiner Vertreibung angestiftet, die Hand gehabt und auch die Knechte zusammengebracht hatte, mit denen der Herzog letzten Herbst in sein Land

gefallen war. Jetzt ritt derselbe durch ganz Deutschland, um gegen seines Herrn Widersacher zu hetzen: von Bremen nach Dillingen und München, wo ihn Dr. Sailer im Mai aufspürte; von da, als er sich entdeckt sah, nach Innsbruck. Im Juni trafen ihn die hessischen Agenten wieder in Regensburg im eifrigen Verkehr mit den größten Römlingen im Reich, den Kardinälen von Trient und Augsburg. Danach ging er in den Norden zurück, wie die Kundschaft lautete, als oberster Kommissarius über die niederdeutschen Reiter, von denen er im Juli ein starkes Korps auf den Sammelplatz bei Ingelheim führte.

Der Landgraf ließ nicht nach, seine Verbündeten vor diesen Umtrieben zu warnen und auf Gegenmaßregeln zu dringen. Aber wie drohend auch die Nachrichten lauteten und wie lebhaft jeder die Gefahr empfinden mochte — sobald es ans Rüsten, das hieß ans Zahlen gehen sollte, war niemand zu finden. Mit vieler Mühe hatte Philipp auf dem Bundestage in Frankfurt die Bewilligung von 12000 Gulden durchgesetzt, womit er 800 Pferde dem Bunde verpflichtete, aber selbst diese spärliche Auflage ging unvollständig ein; und als in Regensburg die hessischen Gesandten, Kanzler Günterode und der Sekretär Sebastian Aitinger, die Erneuerung der Position beantragten, hatte niemand den Befehl dazu mitgebracht. Um nur die Zertrennung der Reiter zu verhindern, mußte der Landgraf den Kurfürsten angehen, aus ihren eigenen Mitteln einige Tausend Gulden vorzustrecken, wofür die kleine Schar bis Mitte Juli warten wollte, obschon er von dem letzten braunschweigischen Zuge her gegen die Stände mit Tausenden im Vorschuß war. Noch am 10. Juni, als bereits der Lärm der kaiserlichen Werbungen in das Beratungszimmer drang, sträubten sich die Bundesgesandten, die paar Gulden zu gewähren. Es half nichts, daß ihnen Günterode und Aitinger die sich überstürzenden kriegerischen Nachrichten vortrugen, daß sie an die unmittelbar über ihren Häuptern schwebende, unermeßliche Gefahr erinnerten. Diese Leute, so klagten sie ihrem Herrn, seien nicht anders gesinnt als im letzten Jahre gegen den Herzog von Braunschweig, »da sie auch nicht glauben wollten, bis sie den Glauben in die Faust begriffen«.

Wenige Stunden später sah jedermann, wie das Wetter niederging.

An demselben Tage, wo die schmalkaldischen Stände ihren Bundesfürsten 800 Reiter verweigerten, bevollmächtigte Karl seine Obersten Hildebrand v. Madruzzo, Georg Stadler von Regensburg, Bernhard

von Schaumburg und den Marchese v. Melignano, Giangiacomo Medici, zur Errichtung von vier großen Regimentern oberdeutscher Knechte, jedes zu 10 Fähnlein, deren Hauptleute meist schon in der Stadt waren und von Stund an in den Straßen die Werbetrommeln rühren ließen. Zugleich gingen nach den Niederlanden Briefe, worin Bürens Aufträge bis auf 24 Fähnlein Fußvolkes und 3 bis 4000 Reiter ergänzt wurden. Schon war der Kardinal von Trient, des Obersten Madruzzo Bruder, hinweg, um über die römische Hilfe abzuschließen. Der Vertrag mit Bayern sicherte Geld und Geschütz und schuf durch die Öffnung der Festungen und des ganzen Landes mit seinen Zufuhren die Operationsbasis, ohne welche Karl sich im Reiche gar nicht hätte halten können und die Italiener in Tirol oder in Österreich hätte erwarten müssen; die Verhandlungen mit Herzog Moritz traten in ihr entscheidendes Stadium. Am 12. Juni erhielten Markgraf Albrecht und der Deutschmeister ihre Bestallungsurkunden. Man berechnete die Kontingente, welche sie und die deutschen Fürsten, Markgraf Johann, Erich von Braunschweig und der Erzherzog Maximilian, führen sollten, zu 6000 Pferden.

Mit dem Geheimtun und der Ungewißheit war es nun allerdings zu Ende.

Bereits am 11. Juni waren auf der Gegenseite der Werbebefehl für die vier Regimenter, die Namen der Obersten und die Zahl der Fähnlein bekannt. Auch von den Musterplätzen wurden drei gemeldet, Donauwörth, Dillingen, und der dritte liege in Tirol. Man vernahm, daß mit den Nürnbergern über den Ankauf ihres Pulvers, an 600 Zentner, verhandelt werde; daß die Schreiber der Bestallungen einen Eid hätten schwören müssen, gegen niemand das Ziel der Werbung zu eröffnen, und daß der Eid der Hauptleute wider »männiglich zu Wasser und zu Lande« gelte. Am folgenden Tage denunzierte der Gesandte von Ferrara dem Syndikus der Stadt Augsburg, Nikolaus Maier, die großen Anschläge auf Trennung des Bundes und das Verderben der Stände: deshalb seien Moritz, Albrecht und der Markgraf von Küstrin auf dem Reichstage; man werde noch andere abreißen, besonders die Städte, und dann die übrigen jählings überfallen; nun möchten die Verbündeten nicht länger schlafen, denn es stehe die äußerste Gefahr vor Augen. Zwischendurch kamen freilich Zeitungen von der Bedrohung Piemonts durch die Franzosen und von einem großen Anfall der Türken, die in Stärke von 100000 Mann über

Stuhlweißenburg auf Komorn loszögen: Nachrichten, welche vielleicht am kaiserlichen Hoflager ihren Ursprung hatten, wo noch immer der Türkenkrieg als Deckmantel für die Rüstungen vorgewandt wurde. Aber selbst von hier aus drangen gleich anfangs Worte in die Öffentlichkeit, welche das Ziel kaum mehr verhüllten: der Kaiser sei hoch erzürnt, er werde den Ungehorsam nicht mehr leiden, er wolle einen Gehorsam im Reiche machen. Sie deuteten bereits den Weg an, auf dem Karl vorwärts zu kommen hoffte, die Zertrennung des Bundes und die Isolierung der verhaßtesten Gegner durch Furcht und Schrecken und Fernhalten des kirchlichen Momentes. Am 13. Juni, dem Pfingstsonntag, kamen Meldungen über die italienischen Völker: 12000 zu Fuß und 1500 Reiter stark würden sie von dem Sohne des Papstes, dem Herzog von Camerino, durch Tirol auf Füssen geführt; in 14 Tagen würden sie hier ankommen; danach sei Donauwörth ihr Marschziel, wo der Kaiser sie mustern wolle, um fortan mit ihnen und dem Regimente Madruzzos nach Franken zu rücken. Auch von den niederländischen Rüstungen konnten die hessischen Gesandten an demselben Tage schreiben: Büren und der Herzog von Jülich würden mit Reiterei heraufkommen, ebenso Rittberg und das »Gesinde« Heinrichs von Braunschweig; das Geld dazu hätten die Bischöfe von Würzburg, Trient, Lüttich und Bamberg dem Friedrich Späth vorgestreckt. Nicht minder von den Versuchen der Kaiserlichen, die Evangelischen zu trennen: man handle schon mit Ulm und Nürnberg, an Herzog Ulrich sei geschrieben, den hoffe man durch seine Stellung zu dem Braunschweiger Herzog abzuziehen. Der 10. Juli, hieß es, sei als Endtermin der Rüstungen angesetzt, Alba und Erzherzog Max sollten im oberen Deutschland die Führung haben.

Das und anderes waren zum Teil Übertreibungen, die absichtlich verbreitet wurden: man wollte eben Schrecken einjagen, durch Furcht die Verbündeten trennen. So ließ sich am Pfingstsonntag ein kaiserlicher Sekretär, dem der Wein die Zunge gelöst hatte, gegen einen hessischen Kollegen über die gewaltigen Werbungen aus: 20000 Italiener, 8000 Spanier würden ankommen, Büren mit 12000 guten deutschen Knechten, mit 5000 friesischen und niederländischen Reitern, 50 Geschützstücken, darunter viele Kartaunen. Auch er sprach davon, daß der Kaiser dem Ungehorsam nicht mehr länger zusehen möge, nicht aber der Religion wegen Krieg führen wolle. Dabei gab er noch vor, als dürfe er nicht sagen, gegen wen es gehen werde,

obgleich seine Anspielungen durchsichtig genug waren. Am nächsten Tage aber wurde auch dieser Schleier ohne Scheu hinweggezogen. Nicht die Religion, sondern der Ungehorsam des Landgrafen, der auf die kaiserliche Ladung zum Reichstage nicht erschienen sei, solle bestraft werden, so erklärte Otto Truchseß einem evangelisch gesinnten Herrn, der es sofort an Sailer hinterbrachte. Der Kardinal deutete an, daß Mandate ausgehen würden, worin der Kaiser den Ungehorsam als Grund des Krieges kund tun und den Glauben ausdrücklich ausnehmen wolle. Da mußte freilich jeder Zweifel schwinden. »Die Sach ist im Werk«, schrieb Dr. Gereon auf jene Nachricht seinem Fürsten, »die Faust mues gebraucht werden, und Gott umb Genad durch unsern Herren Jesum Christum gepetten werden. Hat es je Noth gethan, daß E. f. g. arbeit, Feind und Freund anriefe, so thut's jetzo Noth. Es darf keiner Antwort zu erwarten; sie läugnen selb's nit mehr. Es gilt nur: wer sich versaum, der hab den Schaden.«

Das Ende der jahrelangen Ungewißheit war so jäh, die Gefahr so groß und unvermeidlich nahe, daß die Schmalkaldener endlich doch aus ihrer Erschlaffung herausgerissen wurden. Noch hielten die Konfessionsverwandten mit ihnen zusammen, und sie hofften sogar alle Stände, das ganze Reich zu einer demonstrativen Anfrage bei dem Kaiser über den Zweck seiner Rüstungen bewegen zu können. Deswegen verschoben sie den Akt, über den am 12. und 13. beraten wurde, bis zum 14., und als die Altgläubigen auch dann noch Schwierigkeiten machten, von neuem. Als aber am Morgen des 16. alle Stände zusammenkamen und, wie die Hessen wenigstens schreiben, jedermann erwartete, daß der Kurfürstenrat die Form der Eingabe gemeinsam vorschlagen würde, zeigte es sich wieder, daß Trier und Mainz, welche sich schon am 13. der Beantwortung der kaiserlichen Proposition vom 5. entzogen hatten, an ihrer Sezession festhielten; und so mußten die Protestanten sich am Nachmittage doch allein zu dem entscheidenden Schritte entschließen. Die Antwort, welche ihnen Naves im Namen des Kaisers gab, war von höchster Stelle die Bestätigung dessen, was in den letzten Tagen bekannt geworden war. In der Form noch unbestimmter als das Bisherige. Von der Religion verlautete kein Wort. Nur von dem Ungehorsam gegen den einer aufrichtigen Vergleichung, der Erhaltung eines beständigen Friedens und Rechtes zugewandten Willen des Kaisers sprach der Minister. Er nannte keinen Namen: wer ungehorsam sein werde, gegen den müsse Seine Majestät, wie

man erachten könne, ihre Autorität der Gebühr nach gebrauchen; als handle es sich überhaupt nicht um frühere Konflikte, sondern um die zukünftige Haltung der Stände. Die Erklärung hielt sich in den hergebrachten Formen; sie vermied das Wort Krieg; sie wandte sich an alle Stände, in der letzten Phrase sogar mit an Kursachsen und Hessen. Daß diese ausgenommen wären, verhehlte sonst niemand mehr; so stark als möglich ward es betont: allen anderen gegenüber war aber die Antwort zunächst so gemeint, wie sie lautete. Für diese war sie noch nicht die Kriegserklärung, aber eine Kriegsdrohung. Wie es ein Kaiserlicher schon am 11. als die Absicht drastisch bezeichnet hatte: der Kaiser werde die Zähne blecken, als wolle er einen beißen, und danach sehen, wer sich desselben annehme. Und dann lag in der Drohung auch eine Verlockung. Noch konnte ein jeder wählen: den Frieden und die kaiserliche Gnade oder den Krieg und die Acht. Es ward nicht einmal Teilnahme an der Exekution begehrt, nur Neutralität, und dafür die Bewahrung der geliebten Ruhe und des Wohlstandes angeboten, und die Errettung der kirchlichen Selbständigkeit und des Bekenntnisses in Aussicht gestellt — eben die Güter, für welche sonst der kostspieligste und gefährlichste Kampf gewagt werden mußte. Aber die Jahre des Zweifelns und des Zauderns waren vorüber, die Zeit der Entscheidung war gekommen, und auf den Bund zur Erhaltung der Religion, auf die evangelische Umgestaltung des Reiches verzichtete, wer jetzt noch beiseite trat. »Es ist kein ander Mittel,« schreibt Gereon Seiler, »als schändlich von Gott und aller Ehrbarkeit zu weichen oder zu fechten«.

Und keinen Augenblick zögerte der Kaiser, den Keil tiefer in das lockere Gefüge des feindlichen Bundes zu treiben. An demselben Tage noch mußten Granvella und Naves die Gesandtschaften von Nürnberg, Augsburg, Ulm und sogar Straßburg, jede gesondert, damit harangieren, daß der Krieg nicht über die Städte gehen werde. Dann wurden Bevollmächtigte an die mächtigsten Stände des Oberlandes mit Briefen und Instruktionen abgefertigt, welche überflossen von gnädigen und friedfertigen Verheißungen. So ging Nikolaus v. Könneritz nach Nürnberg, um zugleich den Pulverkauf abzuschließen, Lazarus v. Schwendy nach Augsburg, Ulm und Straßburg. Lorenz v. Altensteig, ein in Schwaben wohlbekannter, eifrig kaiserlicher Herr, war bestimmt, Eßlingen zum Stillsitzen zu bewegen. Naves selbst übernahm die Gesandtschaft an Kurpfalz. Und dem alten

Herzog Ulrich sollte es Truchseß Hans Walter von Hirnheim klarmachen, daß der Kaiser in seiner gnädigen Gesinnung gegen ihn nicht erkaltet sei und nur sich verpflichtet fühle, die Schmälerung der kaiserlichen Hoheit und die tyrannische Unterdrückung der geistlichen und weltlichen Stände durch »etliche hochmütige Fürsten« zu verhindern.

Wenn diese Missionen glückten, so war ganz Oberdeutschland von dem Bunde losgerissen, denn die kleinen schwäbischen Städte folgten stets den beiden großen Kommunen ihrer Landschaft. Und da in diesem Falle auf die niederdeutschen Städte noch weniger zu rechnen gewesen wäre, als es in Wirklichkeit geschah, so wären Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp ebenso isoliert worden, wie im Sommer 1543 der Herzog Wilhelm von Jülich. Wie hätten sie dann dem Schicksale desselben entgehen können! Karl würde den Krieg am Main statt an der Donau begonnen haben. Die reichen fränkischen Stifter mit dem fürstenfeindlichen Adel, das Machtgebiet Albrechts von Brandenburg wären seine Operationsbasis gewesen. Dorthin hätten sich die italienischen Truppen durch die Pässe von Kufstein und Füssen dirigieren lassen, vereinigt mit den im oberen Deutschland geworbenen Knechten. Von Böhmen und Meißen her hätten sich König Ferdinand und Herzog Moritz zum Anfall auf Kursachsen die Hand reichen, von Norden die Reitermassen der beiden Markgrafen, des Deutschmeisters und Herzog Erichs einbrechen können. Dem Grafen von Büren wären die evangelisierenden Stifter Köln und Münster zum Angriffsziel geworden: da konnten Nassaus Ansprüche auf Katzenelnbogen hurtig durchgesetzt werden, sobald Graf Wilhelm mit Büren, Oranien mit Egmont, gemeinschaftliche Sache machte. Kein Zweifel, die Katastrophen des nächsten Jahres wären schon in diesem Sommer eingetreten. Und waren dann Sachsen und Hessen niedergeworfen, die geächteten Fürsten in der Gewalt des Kaisers, so konnte dieser mit sehr viel größerer Ruhe die ferneren Schritte überlegen: ob er sich nach Norden zu wenden habe, den Stiftern zwischen Ems und Elbe zu, und darüber hinaus gegen die Ostseereiche, oder nach Süden, gegen Württemberg und die oberdeutschen Städte und die Schweiz, an deren Widerstand der Ahnherr zugrunde gegangen war — wie es die Gelegenheit bringen mochte, von Fall zu Fall und immer weiter, dem alten Wahlspruche getreu.

Haben sich die Gedanken Karls während jener Tage der Entscheidung wirklich in dieser Richtung bewegt? Die schmalkaldischen Gesandten und Agenten in Regensburg nahmen es nicht anders an. So hinterbrachten es ihnen kundige, zum Teil hochgestellte Personen, welche zu den Hofkreisen Zutritt und ein religiöses oder politisches Interesse daran hatten, die Gefährdeten zu warnen. Aus dem Munde oder der Feder des Kaisers selbst und der ihm Nächststehenden liegt nach seinem Briefe an Königin Maria vom 9. Juni kein Zeugnis vor, das über seinen Kriegsplan Aufschluß gäbe. Damals, sieht man, dachte er sich die Entwicklung noch nicht so rasch, wie sie sich alsbald vollzog. Er meinte, Büren könne sich in Marsch setzen, bevor das Unternehmen kund würde. Aber den Anfall auf Köln, Katzenelnbogen, selbst auf Münster zog er doch schon an diesem Tage in Rechnung; und die militärischen und politischen Maßnahmen der nächsten Zeit lassen kaum eine andere Deutung zu, als daß er an drei oder vier große »Züge«, wie sich der Landgraf ausdrückte, an eine völlige Umklammerung der beiden Fürsten gedacht hat. Jedenfalls hätte ihn die Entwicklung des Aufmarsches von selbst dahin gedrängt, wenn die politische Isolierung der Hauptgegner gelungen wäre.

Und warum sollte es ihm nicht wieder ebenso glücken wie vor drei Jahren, wo er in voller Muße auf deutschem Boden das Heer hatte sammeln können, mit dem er einen deutschen Fürsten niederschlug? Niemand hatte ihm damals als Verletzung der Wahlkapitulation vorgeworfen, daß er seine Spanier ins Reich führte. Mit zaghaften Vorstellungen, mit unterwürfigen Bitten war man ihm allerseits entgegengekommen, als er das deutsche Land von den Alpen bis zum Niederrhein durchzog. Angst und Selbstsucht hatte er auf allen Wegen gefunden. Nicht bloß deutsche Knechte und Soldreiter, deutsche Fürsten, sogar Protestanten hatten ihm geholfen, deutschen Fürstenstolz zu brechen. Das waren die Wahrnehmungen gewesen, welche dem Kaiser, wie er in seinen Kommentarien selbst bekennt, »die Augen öffneten und den Verstand erleuchteten«: vordem habe er es für unmöglich gehalten, die übergroße Hartnäckigkeit und Macht der Protestanten zu beugen; seit der Niederwerfung Cleves sei es ihm aber im Gegenteil sehr leicht erschienen, wenn er es nur unter günstigen Umständen und mit geeigneten Mitteln unternehme.

Es war der große Irrtum Karls V., daß er die Stellung des cleveschen Herzogs mit der Johann Friedrichs und Philipps verwechselte.

Von dem höchsten Standpunkte der Religion und Politik aus waren es allerdings dieselben Fragen, welche in beiden Jahren zur Entscheidung kamen. Auch die Errettung Jülichs würde die Eindämmung der burgundischen Gewalt, die Ausbreitung des Evangeliums im Reiche und über seine Grenzen hinweg, Sicherung und Erhöhung der ständischen und nationalen Macht zur gewissen Folge gehabt haben; und wer damals in dem protestantischen Lager diesen Gesichtspunkt vertrat, forderte daher die Einziehung der jülichschen Frage in die Interessensphäre des Bundes. Zunächst aber handelte es sich doch um den persönlichen Vorteil Herzog Wilhelms in einem Momente, wo der Kaiser den religiösen und föderativen Absichten der Stände gegenüber sich friedfertig bewies, das Reich im Osten und Westen bedrängt war und den tatkräftigsten Fürsten des Bundes ein ganz intimes Interesse an die burgundische Politik gefesselt hielt. Der Herzog stand zudem außerhalb der Einung, war hinsichtlich der religiösen Frage noch immer von zweideutiger Haltung, und der Schützling Frankreichs, das im Bunde mit den Ungläubigen Kaiser und Reich bekriegte. Es ließ sich also mit einem Schein des Rechts behaupten, daß, wer Jülich unterstütze, Vaterland und Christenheit verrate.

Im Sommer 1546 war eine solche Verdunkelung der Kernfrage nicht mehr möglich. Der französische Friede und der türkische Waffenstillstand verboten es, die Niederwerfung der beiden Fürsten als eine patriotische Tat, als Reichspflicht zu betrachten; und noch weniger ließ sich behaupten, daß die Religion außerhalb bleibe, nicht der Grund zum Kriege sei. Die Umstände, die allgemeine politische Konstellation, waren allerdings für den Kaiser ungleich günstiger geworden als vor drei Jahren, aber die Mittel, zu denen er jetzt griff, gerade darum weniger geeignet. Daß Karl sie trotzdem mit Erfolg anwenden konnte, beweist nur für die Geringfügigkeit der politischen Kraft, die dem religiösen Gedanken innewohnte, und das erstickende Übermaß partikularer Interessen, mit denen derselbe sich verbunden hatte, durch welche er in die Erscheinung treten mußte.

Dennoch gelang es dem Kaiser nur bei einem Mitgliede des Bundes, bei Markgraf Hans, ihn zum Kriegsgefährten gegen die Glaubensgenossen zu gewinnen. Die protestantischen Fürsten und Herren, welche sonst seinem Lager zuzogen, standen außerhalb, und diejenigen, welche sich zur Neutralität bewegen ließen, waren noch nicht erklärte

Mitglieder des Bundes. Dieser selbst aber hielt die Krisis aus. Die Verteidigung der Religion war das Programm gewesen, auf das er gestiftet, der einzige Kriegsfall, der für ihn möglich war. Daß derselbe aber jetzt gekommen, war so klar wie die Sonne und ernstlich von niemand im Bunde geleugnet. Wer von den schmalkaldischen Ständen Sachsen und Hessen im Stiche ließ, gab den Bund auf: Neutralität von Bundesgliedern war Bundesverrat, so gut wie der Kampf gegen den Bund selbst.

Karl scheint doch eine sehr große Zuversicht in den Erfolg seiner Spaltungsversuche gehabt zu haben. Er war eben durch frühere Vorgänge verwöhnt; und mit dem religiösen Enthusiasmus als wirksamem politischen Faktor zu rechnen, war überhaupt nicht seine Art. Wie hätte er sonst die Musterplätze für die süddeutschen Regimenter mitten in den Machtbereich der schwäbischen Städte verlegen, von Nürnberg Pulver fordern, an Augsburg und Ulm sogar das Gesuch um die Erlaubnis zu Werbungen richten können! Mindestens muß er ein so schnelles Aufkommen der Gegner, wie er nun erleben sollte, nicht für möglich gehalten haben.

Und wirklich ging der kritische Moment nicht überall ohne Schwankungen vorüber. In Augsburg riefen die ersten Nachrichten und übertreibende Gerüchte von den Rüstungen des Kaisers, Niederlagen oder Neutralitätsgelüsten der nördlichen Stände eine tief gedrückte Stimmung hervor, welche von der kleinen geldmächtigen Partei, die zum Kaiser oder doch zum Frieden neigte, genährt wurde und den Rat im ersten Augenblicke so übermannte, daß er für Schärtlin nicht mehr als 500 Gulden zur Bestallung von 600 Knechten, noch dazu unter dem Schein einer privaten Werbung, anweisen mochte. Allmählich griff allerdings eine herzhaftere Stimmung Platz, so daß Sailer, der eilends zurückgekehrt war, am 20. Juni den hessischen Räten in Regensburg sehr getrost schrieb, alle Welt, sogar große Kaufleute seien jetzt zum Kriege eifrig. Indessen werden wir hier dem klugen Doktor nicht alles aufs Wort zu glauben brauchen. Ihm lag daran, die Freunde zu ermutigen; und so wird der zuversichtliche Ton des Briefes ihm nicht ganz aus dem Herzen gekommen sein, zumal da er von einer Gesandtschaft, die noch in dieser Zeit an den Hof geschickt wurde, nichts erwähnt. Es waren Dr. Claudius Pius Peutinger, der Sohn des Humanisten, und die Ratsherren Hopfer, Pfister und Seitz, welche in Regensburg am 22. Juni mit dem Auftrage

eintrafen, die Stadt wegen des Verbotes der kaiserlichen Werbungen und wegen der eigenen Rüstung zu entschuldigen. Im Verkehr mit den Vertretern der Augsburger Weltfirmen, die sie in Regensburg fanden, Anton Fugger, auch einem der Welser und der Baumgärtner, machten sie sich mit dem Gedanken vertraut, Augsburg die Neutralität zu verschaffen. Nach einer Audienz am 24., in der sie, wie man denken kann, eine ausnehmend gnädige Aufnahme fanden, wagten sie es sogar, den Rat um eine Instruktion dafür zu bitten, vor kriegerischen Entschlüssen zu warnen und die Vorteile der friedlichen Haltung darzulegen, bei der von den großen Häusern schwere Verluste abgewandt und das Evangelium trotzdem wohl gesichert werden könne. Um dem Vorschlage Nachdruck zu geben, kehrte Peutinger, dem ein besonders großer Eifer für die friedliche Abkunft nachgesagt wurde, selbst nach Augsburg zurück.

Bei den Bundesgesandten erregten diese Umtriebe große Unruhe, zumal die Kaiserlichen sich beeilten, den Abfall Augsburgs mit lauten Worten auszurufen. Daß der Rat, wie man vernahm, zu dem Bundestage, der am 24. in Ulm zusammentrat, Joachim Langenmantel und Dr. Hel, einen Rat des römischen Königs und Diener der Baumgärtner, sandte, schien den Verdacht zu bestätigen. Schon wagten die Laugesinnten den Abfall mit dem kläglichen Argument zu beschönigen, daß der Kaiser Macht habe, von der Bundespflicht loszusprechen; und es erschien gefährlich, unter den Augen des großen Feindes solchen Behauptungen offen zu begegnen. Als die Friedestifter sich den Gesandten Ulms und anderer Städte zu nähern versuchten, ließ es sich einen Augenblick an, als sollte dem Kaiser in Regensburg selbst glücken, was er durch seine Botschaften erreichen wollte; der Abfall Augsburgs wäre ohne Frage, wie später im Dezember der von Ulm, das Signal zur allgemeinen Fahnenflucht geworden.

Unterdessen waren aber die Augsburger Gesandten weiter gegangen, als ihren Auftraggebern lieb war. Der Rat zeigte sich dem Frieden schon wieder abgeneigt, als jene sich noch darum bemühten. Es war ihm bewußt geworden, daß auch die Neutralität nicht ohne Gefahren war, nach welcher Seite immer die Wage sich senken möge. Wie der Kaiser Zusagen hielt, war sattsam bekannt. Es wäre ihm nicht darauf angekommen, auch ohne Schein des Rechtes sein Wort zu brechen; in diesem Falle aber konnte es ihm an guten Handhaben nicht fehlen, denn die von Augsburg verlassenen Stände würden sich

beeilt haben, die Stadt wegen ihrer früheren Haltung zu kompromittieren. Doch war es noch keineswegs gewiß, wer die Oberhand behalten würde. Siegten aber der Landgraf und seine Freunde, so schien ihre Rache unausbleiblich, sei es durch Zwangsanleihen oder durch kriegerische Bedrängung der Stadt, wie jener schon einmal nach dem Württemberger Zuge gedroht, als sie seine Gegner mit Geschütz und Geld unterstützt hatte. Selbst die Niederlage der Fürsten war gefährlich: denn ihr Anhang im Reich war so zahlreich, der Haß gegen die Städter, vor allem die Augsburger Monopolisten, bei Adel und Fürsten so lebendig, daß man auch dann die ärgerlichsten Plackereien zu befahren hatte. Die Rücksicht auf die großen Kaufhäuser, die Furcht, sie durch den Krieg aus der Stadt zu drängen, war das gewichtigste Moment für die friedfertige Haltung des Rates. Aber auch das war fast noch mehr zu besorgen, wenn der Kaiser, als wenn seine Gegner triumphierten. Denn dann drohten Stürme innerhalb der Mauern selbst, Unwille und Empörung der Bürgerschaft, welche fest am Evangelium hing, vielleicht gegen den Rat selbst, jedenfalls aber gegen die reichen Kaufleute, die nun erst recht aus der Stadt weichen oder zu ihrem Schutz den Kaiser hineinbringen und die Selbständigkeit der Kommune vollends zerstören würden. Es war ein Nachgeben gegen das Andrängen der von unten wirkenden Strömungen gewesen, wenn der Rat die evangelische Konstituierung und den Eintritt in den schmalkaldischen Bund gewagt hatte. Derselben Richtung folgte er jetzt, als er sich zum Festhalten am Bunde entschloß. Er tat damit, was die Verträge und das Bekenntnis forderten, worauf er die Stadt verpflichtet hatte; mit dem Abfall würde er, wie es Dr. Sailer offen aussprach, »wider Gott, Ehre, Brief und Siegel« gehandelt haben; und wir können wohl glauben, daß die Bürger, welche in dem Sturm dieser Tage das Ruder ihrer Stadt in der alten Richtung erhielten, mit frommem Herzen nach dem Stern geblickt haben, der ihnen bis dahin die Wege gewiesen: aber die Treue gegen den Bund und die Religion konnte ihnen zugleich als ein Gebot der Klugheit erscheinen, das Kühnste als das Sicherste, der Krieg als das beste Mittel, die Selbständigkeit der Stadt und ihres Regimentes zu erhalten und zu erhöhen.

Als Peutinger ankam, fand er bereits die Stimmung verändert. Der Rat verbot ihm die Rückkehr nach Regensburg und beantwortete die Aufforderung der Gesandten zu weiteren Verhandlungen mit

einem Verweis und dem Befehl, die kühle Antwort auf die Werbung Schwendys, der inzwischen eingetroffen war, bei Hof einzureichen, mit der Replik aber sich zu verabschieden. Die Rüstungen nahmen nun einen besseren Fortgang. Aber zu einem völligen Abbrechen der Brücken mochte sich der Rat auch jetzt noch nicht entschließen. Am 27. Juni ging wieder ein Schreiben an Anton Fugger ab, das ihm die Angelegenheiten der Vaterstadt ans Herz legte. Und wenn die Genossen Peutingers den kaiserlichen Ministern noch beim Abschied am letzten Juni dieselbe Bitte aussprachen, so müssen sie auch damals noch auf die friedfertige Strömung gerechnet haben.

Jedenfalls hatten die Freunde der Neutralität so lange Aussicht auf Erfolg, als die Entschlüsse des Kurfürsten und des Landgrafen selbst ungewiß waren. Von diesem fürchteten aber selbst ihre treuesten Anhänger eine Zeitlang, er könnte das Oberland im Stiche lassen. Und wirklich hat der Landgraf einen Augenblick geschwankt. In der Ferne mochte ihm der Ernst der Lage nicht sogleich voll zum Bewußtsein kommen; oder fürchtete er wirklich den Abfall der Bundesgenossen und die Bloßstellung vor des Kaisers Rache? — genug, auch er geriet auf den Gedanken, den Sturm durch Verhandlungen zu beschwören. Anfangs dachte er an ein gemeinsames Vorgehen durch eine Eingabe, wie sie die Stände am 16. Juni machten; dann, als die Briefe noch drohender für ihn lauteten, kam er darauf, wie die Augsburger sich direkt und gesondert an Karl zu wenden. Er zählte dabei auf den Einfluß seines Schwiegersohnes bei Hof; und es scheint fast, als ob Herzog Moritz selbst ihn dazu angereizt hat, so wie er später im sächsischen Feldzuge fort und fort versuchte, ihn von dem Bunde mit Johann Friedrich loszureißen. Noch bewahrt das hessische Archiv die Briefkonzepte, welche Philipp am 20. Juni aufsetzen ließ, an die Gesandten, an Moritz, an den Kaiser selbst, und die vielen Korrekturen und Zusätze, meist von ihm selbst eilig hineingeschrieben, spiegeln lebhaft die verwirrte und schwankende Haltung wieder, worin ihn die drohenden Nachrichten stürzten. Allein als diese Wünsche nach sechs Tagen in Regensburg eintrafen, waren sie von den Ereignissen längst überholt: Moritz war am 20. Juni abgereist, und die Aufforderung zu der Kollektivanfrage bei dem Kaiser über den Zweck der Rüstung begegnete in der Bundesversammlung als unnütze Wiederholung entschiedener Ablehnung. Den stärksten Widerstand fand der Landgraf bei seinen eigenen Räten, welche ihn mit großem Nachdruck

auf die Unzweideutigkeit der kaiserlichen Erklärung vom sechzehnten und die Unvermeidlichkeit des Krieges hinwiesen und es wagten, ihrem Herrn seinen Kleinmut vorzuwerfen und ihn zu ernstlicher Gegenwehr zu ermahnen. Sie durften sich sagen, daß sie mit dieser halb unbotmäßigen Haltung seinem Willen bereits am besten entsprachen.

Denn in der Tat war der Fürst von seinen Zweifeln längst geheilt. Schon am 22. gab er eine Anzahl Bestallungsbriefe auf Reiter und Knechte aus; und wenn wir seinen Äußerungen von diesem und dem folgenden Tage noch ein gewisses Zögern und Bedenken anmerken, so erfüllte er sich darauf von Tag zu Tag mit festerer Zuversicht und ward bald unermüdlich im Werben und Anfeuern. »Es ist kein Kinderspiel,« schrieb er am 26. dem Kurfürsten, »sonder großer Ernst; darumb muß nit kärglich zu der Sache gethan sein. E. L. nehme Reuter und Knecht mit Macht an!«[1]) Den Gesandten antwortete er auf ihre Vorstellungen, daß er ein gnädiges Gefallen daran habe: da es nicht anders sein wolle, so habe er die Sache dem Allmächtigen befohlen und sei unerschrocken; er trage zu Gott die feste Hoffnung, daß sie die ungerechte Gewalt abtreiben würden.

Der Mut des führenden Fürsten wirkte sofort auf die Haltung der anderen Stände zurück. Als man am 29. Juni zu Augsburg erfuhr, daß der Landgraf ausharren werde, erklärte der Rat noch am selben Tage den Krieg als Religionssache und damit als Bundespflicht[2]). Damit war hier und im ganzen Süden allen Schwankungen ein Ende gemacht.

Unterdessen waren die kaiserlichen Unterhändler aus dem Oberlande nach Regensburg zurückgekehrt. Ihre Antworten waren in jener Zeit der allgemeinen Unschlüssigkeit, so wenig sie den Erwartungen bei Hof entsprechen mochten, doch nicht so ausgefallen, daß sie jedes Einlenken ausgeschlossen hätten. Jetzt aber durfte

[1]) In einer Nachschrift: »Itzo muß auf keinen zeitlichen Nutzen, sondern allein dohin gesehen werden, das e. l. und wir andern geld haben und machen, wie und wo wir konnen. Denn die sach belangt unser aller religion, leib, leben und gut, und hie muß einzweder bischof oder bader sein« (s. Grimm, s. v. »bader«).

[2]) Sailer an die hessischen Räte in Regensburg 30. Juni u. 5. Juli. »Und erfreet mich,« heißt es im ersten Brief, »das mein g. h. den handel anfacht. Dann utcunque er gleich crimen laesae majestatis und den teufel und sein muter pegangen, so ist er nit accusirt, nit verhort, auch nit condemnirt; und als nur ein pretextus und dahin gericht, das teutsche nation ain schon kungreich und der teufel die monarchi hette.«

der Kaiser nicht mehr auf irgendeinen Erfolg seiner Trennungspraktiken rechnen. Straßburg, das Schwendy ohne definitive Antwort hatte abreisen lassen, gab sie am 3. Juli mit der Erklärung rückhaltloser Zugehörigkeit zum Bunde[1]).

Noch war kein Schuß gefallen, und schon hatte Karl eine entschiedene Niederlage erlitten, auf dem Felde, wo er sonst Meister war, der politischen Berechnung. Er hatte nicht, wie er noch eben hoffte, zwei verlassene Fürsten, sondern den Schmalkaldischen Bund, nicht eine politische Rebellion, sondern eine religiöse Partei, das auf dem Grunde des Evangeliums politisch geeinigte Deutschland zu bekämpfen. Seit den Zeiten der hohenstaufischen und salischen Kaiser hatten sich niemals in so kompakter Masse nord- und süddeutsche Stämme gegen die Krone zusammengefunden, und niemals war eine die Sonderinteressen so neutralisierende Idee die einigende Kraft gewesen. Jahrhunderte hindurch hatten Fürsten und Städte, wechselseitig von den Kaisern unterstützt und verlassen, um ihre Sonderinteressen auf Leben und Tod gerungen: jetzt standen die meisten und weitaus mächtigsten Kommunen von den Alpen bis an das Meer und die kraftvollsten Fürsten Seite an Seite, um gegen den Kaiser eine Konstitution zu verteidigen, welche ihre besonderen Interessen auf einem gemeinsamen Boden zu einer ganz neuen Einheit verbinden wollte. Sie traten auf für eine Lehre, welche aus den Tiefen der Volksseele und der allgemeinen Kulturbewegung geschöpft, in dem Gewissen eines Mannes unter heißen Seelenkämpfen Raum gewonnen, allezeit sich an die persönliche Überzeugung gewandt, die Befreiung des religiösen Lebens von den Fesseln äußeren Zwanges behauptet hatte. Die autonome Kraft des Wortes Gottes war der Kardinalpunkt in Luthers Bekenntnis gewesen, seine Verteidigung mit weltlichen Waffen stets nur als Notwehr von ihm zugegeben worden. Auch jetzt erklärten die schmalkaldischen Stände, daß sie notgedrungen in den Kampf einträten. Und wer will ihnen den Ruhm, wenn es einer war, streitig machen, daß sie die Waffen nur ergriffen, nachdem sie ihnen aufgedrungen waren! Aber ebenso richtig ist es, daß ihr Gegner

[1]) »Gott hab lob«, schrieb Sailer am 5. Juli dem Landgrafen, »hie oben im Oberland send wir einig und aufricht. Allein send die guthertzigen und verstendigen etwas e. f. g. und des gemainen handels halben petriebt gewesen; haben geforcht, e. f. g. mocht ybereilt werden. Es wirt warlich, g. f. und h., nit anderst doran sein: wir miessen fechten, wie man sagt, pro aris und focis, umb unsers Gottes und vatterlands wegen; der wirt uns nit verlassen!«

so lange mit dem Angriffe gezögert hat, bis er für ihn unvermeidlich geworden war. Ging Karl noch einmal aus dem Reiche, neuen Verwicklungen mit seinen außerdeutschen Feinden entgegen, so gab er das Spiel aus den Händen. Noch war die überzeugende Gewalt der reformatorischen Predigt in allen Schichten der Nation unvermindert, und der neukatholische Geist kaum in seinen ersten Anfängen. Weit über die Schranken des Schmalkaldischen Bundes hinaus hatte das Evangelium Wurzel geschlagen. Es beherrschte ausschließlich zahlreiche Territorien, Städte und Fürstentümer, welche neutral oder im Lager des Feindes waren. Zu ihm hielt fast ohne Ausnahme der Adel, der sich anschickte, seine Freiheiten im kaiserlichen Dienste zu verteidigen. Die Bischöfe und Kapitel, welche ihre Existenz durch den Bund bedroht sahen, waren doch den religiösen Prinzipien, auf welche er sich stützte, ebensowenig feindlich wie die Adelskreise, die in ihnen vertreten waren. Von den gewaltigen Majoritäten der weltlichen Stände, welche Karl für seine Edikte von Worms und Augsburg gehabt hatte, war nur noch Bayern übrig, das in schrofferem politischen Gegensatze zu seinem Hause stand als alle übrigen: aber auch hier waren die Sympathien der Bevölkerung zweifellos auf der evangelischen Seite und der Herzog selbst in seiner katholischen Haltung schwankend geworden. Weder im Sinne Roms noch Habsburgs gab es im Reiche noch eine katholische Partei.

Die Neugestaltung des Reiches auf evangelischer Grundlage war freilich auch mit Karls Weggang noch lange nicht fertig, und es war mehr als fraglich, ob die Ideale, welche die nationalsten unter den reformatorischen Geistern anstrebten, in den friedlichen Formen eines Reichstages oder Nationalkonzils jemals sich erreichen ließen. Aber wie immer die großen Aufgaben, welche dem deutschen Staate gestellt waren, die braunschweigische, die bayerisch-pfälzische, die sächsische und die unter allen größte, die elementare des Kirchengutes, sich abwickeln mochten, im Sinne der nationalen Föderation oder der Territorialität, reformatorisch oder revolutionär — eines war gewiß: daß sie nicht mehr im Interesse der kaiserlichen und katholischen Politik gelöst werden konnten. Ob Karl V. die universale Stellung, die ihm Geburt und Schicksale gewiesen hatten, behaupten, ob er Kaiser bleiben sollte, darüber mußten die Waffen entscheiden.

Die Lage, in welche er sich durch das Standhalten des Schmalkaldischen Bundes versetzt sah, erinnert einigermaßen an die, in welche

in unseren Tagen Napoleon III. geriet, als er sich in der Hoffnung, die süddeutschen Mächte von Norddeutschland loszureißen, getäuscht sah. So hatte sich auch Karl dem Fünften dieselbe Spekulation in das Gegenteil verkehrt. Mit jedem Tage aber verschoben sich nun die Verhältnisse mehr zu seinen Ungunsten. Während den Gegnern gleich in den ersten Tagen Reiter und Knechte nach Tausenden zuströmten, blieb er auf allen Schauplätzen mit den Rüstungen weit im Rückstand. Das Bündnis mit der Kurie wurde erst am 26. Juni im Vatikan unterzeichnet. Von da ab dauerte es noch Wochen bis zur Musterung der päpstlichen Völker, und hierauf stand diesen erst der lange Marsch durch die Alpen bevor, deren Tiroler Pässe in Gefahr waren gesperrt zu werden. Von den Musterplätzen der oberdeutschen Knechte lagen die beiden schwäbischen, um Füssen und Riedlingen, in gefährlichster Nähe der Feinde; der, den der Oberst Georg von Regensburg um Beilngries im Eichstädtischen errichtete, erhielt wenig Zulauf; Ende Juni waren in den oberdeutschen Werbebezirken erst wenige tausend Knechte auf des Kaisers Namen verpflichtet. Wochen hindurch sah sich Karl in Regensburg isoliert. Bayern blieb auch nach dem Vertrage zweideutig, die Stadt, welche der Stützpunkt aller Operationen sein sollte, war protestantisch, nahebei die Gebiete halberklärter Gegner. Das Wiener Geschütz lag hinten in Österreich, und selbst das spanische Korps aus Ungarn war noch weit zurück.

Nicht viel besser stand es mit den Rüstungen im Niederland, wo die Werbegebiete Bürens und der markgräflich-braunschweigischen Reiterei mit denen der Schmalkaldener unmittelbar zusammenstießen.

Hier eröffnete es dem Bunde eine große Aussicht, als Ende Juni der Graf Christoph von Oldenburg und Herr Dido von Knyphusen sich dem Landgrafen mit einem Korps von 3000 Pferden und 7000 Knechten zum Dienst anboten.

Diese Kriegsrüstung war ganz unabhängig von dem großen Kampfe entstanden. Sie sollte dem Kurfürsten von der Pfalz dienen, um seine nie vergessenen Pläne gegen Dänemark endlich durchzusetzen. Begonnen in denselben Tagen, wo sich der Kaiser zum Kriege entschloß, mußte sie sofort durch das aufsteigende größere Wetter abgelenkt werden; der Auftraggeber konnte nicht mehr daran denken, da seine ganze Aufmerksamkeit durch die neuen Ereignisse in Anspruch genommen wurde. Aber der Heerhaufen selbst als das erste schlagfertige Korps sah sich alsbald von beiden Seiten eifrig umworben.

Philipp hatte anfangs die Werbung mit großem Mißtrauen bemerkt, denn mit dem Grafen von Oldenburg war er in der braunschweigischen Fehde zusammengeraten und in dem Korps, besonders bei den Reitern, fanden sich viele Elemente aus der Armee, mit der Herzog Heinrich im vergangenen Herbst sein Fürstentum überzogen hatte. Um so froher war er, als am 29. Juni ein ihm langvertrauter Rittmeister, Dietrich von Behr, in Kassel eintraf, um ihm namens der Obersten das große Anerbieten zu machen. Von den Bedingungen, die er brachte, konnte Philipp diejenige, welche ihm auflegte, bei dem Pfalzgrafen die Loslösung von ihrem Diensteide zu befürworten, bereitwillig zugestehen, da er schon selbst von diesem aufgefordert war, die Truppen für sich zu gewinnen. Auch die Forderung, den Hauptmann Andreas v. Pockmor und die anderen Anhänger des Braunschweiger Herzogs zu Gnaden aufzunehmen, gewährte er ohne Zögern, ebenso die Normierung des Soldes auf monatlich zehn Taler für jedes Pferd und den Ersatz des vor dem Feind erlittenen Schadens. Unbestimmt ließ er den Abgesandten nur über die Höhe der Schadloshaltung, welche für die bisherige Werbezeit verlangt war. Sie kamen überein, am 11. Juli in Pyrmont die Verhandlungen fortzusetzen.

Durch diese Wendung sahen sich die Geschwaderchefs, welche für die kaiserlichen Fürsten in Norddeutschland warben, sehr in die Enge getrieben. Es war ihre Absicht gewesen, die Reiter aus dem Westfälischen und Kalenbergischen, wo sie die meisten sammelten, am Thüringerwald vorbei durch Henneberg nach Franken zu führen, wohin ihnen der Markgraf aus Regensburg entgegengezogen war. Aber die Gegner paßten vortrefflich auf. Ihre Musterplätze zu Mühlhausen und Ichtershausen versperrten den Weg, und weiter südwärts ließen sie die Straßen durch Reiterpatrouillen abstreifen, um einzelne Durchschleichende abzufangen. Eine Zeitlang konnten sie sogar hoffen, den feindlichen Musterplatz in dem durch Wall und Graben befestigten Pattensee zu zersprengen. Das kam nicht zur Ausführung, aber ebensowenig konnten die kaiserlichen Reiter an den Durchbruch nach dem Main hin denken; sie mußten froh sein, wenn ihnen der Weg durch Westfalen nach Jülich und Stiftköln frei blieb.

Hier kam erst der große Sieg recht an den Tag, den der Bund mit der Niederwerfung Heinrichs von Braunschweig im vorigen Herbst davongetragen hatte, und die Torheit des Herzogs, loszubrechen,

ohne auf den Befehl des Kaisers zu warten. Hätte er sich geduldet, bis dieser zum Angriff bereit war, so würden die zahlreichen, zu ihm haltenden Genossen einen festen Mittelpunkt und ein gut gewähltes Ziel in Norddeutschland selbst gehabt, und der Kurfürst und Landgraf schwerlich Braunschweig und die eigenen Herrschaften bloßgestellt haben, um den Oberländern gegen Karl zu Hilfe zu kommen. Jetzt sahen sich die Alliierten von der Gefahr des doppelten Angriffs entlastet, und es lag vielmehr bei ihnen, die vereinzelten Kräfte des Feindes aufzusuchen und mit überwältigender Mehrheit zu bedrängen.

Die Kriegsgeschichte mag wenig Beispiele bieten, wo alle Bedingungen des Erfolges so sehr auf eine Seite gehäuft waren, wie in diesen Wochen bei den Schmalkaldenern. Sie standen zugleich am Rhein, an Donau und Lech wie an der Elbe, an der Nordsee und an den Toren der Alpen, und brauchten nur zu marschieren, um überall ihre beherrschenden Stellungen vorzuschieben. Im Norden und Süden hatten sie die reichsten und mächtigsten Städte inne, eine jede stark genug, um der ganzen Heeresmacht Karls Widerstand zu leisten. Auch die fürstlichen Territorien waren durch eine Reihe wohlbefestigter Plätze gesichert. Herzog Ulrich konnte sich auf den Hohen Twiel und den Hohen Asperg, auf Schorndorf, Kirchheim und andere Bergfesten verlassen. In Hessen schützte Rüsselheim am Main die obere, Rheinfels die untere Grafschaft Katzenelnbogen; Gießen sperrte die Straßen von Koblenz und Frankfurt: Kassel und Ziegenhein, wo Heinz von Luther, einer der tüchtigsten Ingenieure der Zeit, kommandierte, schirmten das Land gegen Norden. Weiterhin verband Gotha das hessische mit dem sächsischen Gebiet, und ganz im Osten hatte der Kurfürst an Torgau und besonders Wittenberg die festesten Stützpunkte an der Elbe. Von hier bis nach Rheinfels durchzog das vereinigte Land der beiden führenden Fürsten fast ununterbrochen das Reich und bot einen mächtigen Riegel gegen jeden Versuch, die feindlichen Korps des Nordens und des Südens zu vereinigen. Die Geschützmacht der Schmalkaldener war ohne Frage die stärkste Europas. Ihre Feldarmee konnten sie, sobald einmal die Musterungen beendigt waren, in zehn bis zwölf Märschen nach Belieben am Rhein oder der Donau zusammenführen.

Die Gunst ihrer politischen Lage aber übertraf fast noch die militärische. Von den Neutralen im Reich waren die meisten Protestanten, und von diesen wieder die hervorragendsten nur durch Furcht

und Kleinmut von dem offenen Hervortreten für die gute Sache ferngehalten. Das war die Lage von Kurbrandenburg und Lüneburg, Köln und Münster, Kurpfalz und Nürnberg. Kurfürst Friedrich zitterte besonders für seine Oberpfalz, Hermann v. Wied sah sich von Büren unmittelbar bedroht, Bischof Franz von Münster fürchtete die Rache der niederdeutschen Reiter, die bei seinen aufsässigen Domherrn und Stiftssassen Unterschlupf fanden und viele davon unter sich hatten. Jeder Erfolg der Schmalkaldener mußte aber die Zahl ihrer Freunde im Reich vermehren. Und nicht anders lag es jenseits der Grenzen. Dänemark so gut wie die Schweiz hatten den Sieg Habsburgs zu fürchten, und nichts schien daher in diesem Augenblicke bequemer und nützlicher, als wenn König Christian den Sund, und die Eidgenossen die Tiroler Alpen schlössen. Das eine würde verhängnisvoll auf die Niederlande gewirkt haben, die von den Getreidezufuhren aus den Ostseeländern lebten, das andere hätte die italienischen Truppen gezwungen, den weiten Umweg durch die östlichen Alpentäler zu machen. Besonders die letztere Gefahr mußte Karl zu vermeiden suchen, da sie den Vorsprung, den die Gegner mit ihren Rüstungen schon gewonnen, noch weit zu verlängern drohten. Es hatte daher zu seinen ersten Entschlüssen gehört, eine Botschaft an die dreizehn Orte abzufertigen, um sie mit denselben Vorspiegelungen wie die Oberländer zum Stillsitzen zu bewegen. Die Schmalkaldener, welche den Vorteil der Verbindung mit der Schweiz ebenfalls gleich erkannten, taten doch wenig, um ihn auszunutzen. Als Schärtlin an den Alpentoren stand, waren eben erst ihre Gesandten auf der Tagsatzung von Baden erschienen. Dennoch liefen sie hier den Kaiserlichen den Rang ab. Wenn auch weder aus dem Einfall in Tirol noch aus dem offenen Eintreten der Schweizer überhaupt etwas wurde, so ließen diese doch den Lauf ihrer Untertanen frei, und neun Fähnlein ihrer Knechte zogen über die Grenze den Verbündeten zu. Auch in Tirol war die Stimmung überwiegend protestantisch. Die Regierung zu Innsbruck schwebte noch lange in der Sorge, den Einbruch der Graubündner und den Aufstand der eigenen Untertanen bekämpfen zu müssen. Und nicht weniger sympathisierten die übrigen reichsländischen Provinzen des Habsburgischen Hauses mit den Verteidigern des Evangeliums. Die Schlesier hatten auf dem Naumburger Fürstentage im Herbst 1541 für die Hilfe, welche ihnen dort gegen den Erbfeind des christlichen Glaubens zugesagt war, sich zur Gegenleistung

verpflichtet, falls derselbe durch die Papisten bedroht würde. Jetzt unterließen der Landgraf und Kürfürst Johann Friedrich nicht, von Ichtershausen, wo sie am 3. Juli zu einer militärisch-politischen Beratung zusammentraten, sie in energischem Ausschreiben an ihre Pflicht zu mahnen. Gleichzeitig wandten sie sich an die Lausitzer und die böhmischen Stände, bei welch letzteren sich ein tiefglühender Haß gegen das königliche Regiment angesammelt hatte. In dumpfer Gärung, die auch die Niederwerfung Gents nicht erstickt hatte, befanden sich die Niederlande. War es schon ein Wagnis, sie so, wie es durch Bürens Abmarsch geschah, von Truppen zu entblößen, so hätte es eine nicht zu ermessende Rückwirkung auf den allgemeinen Gang des Krieges haben müssen, wenn Oldenburg und Knyphusen, wie es ihr Wunsch war, in Friesland oder Geldern eingebrochen wären. Das war überhaupt die Lage des Kaisers, daß er durch die Herbeiziehung aller Truppen zur Bekämpfung der Schmalkaldener seine anderen Länder den Angriffen auswärtiger Feinde und inneren Unruhen bloßstellte. So Ungarn durch die Wegführung der Spanier: wiederholt drangen dorther Nachrichten von Verwüstungszügen der Türken ins Reich. So auch Italien, von wo schon vor dem Kriege den Verbündeten Anträge gemacht waren, die Befreiung beider Nationen von dem kaiserlichen Joch gemeinsam zu versuchen, und wo sich die alten Gegner der Spanier jetzt aufs neue regten. Endlich aber und vor allem war seit dem Frieden von Guines zu hoffen — und die Bundesfürsten taten daher auch hierzu in Ichtershausen die einleitenden Schritte —, daß England und Frankreich, mindestens letzteres die Lage benutzen und den großen Wettstreit mit Habsburg-Burgund in dem Moment wieder aufnehmen würden, wo der Bruch im Reich unheilbar und die Politik von Speier unmöglich geworden war. Die kurze Pause, welche darin seit 1544 durch das eigene Verschulden der Verbündeten eingetreten, war am Ende; von neuem waren ihnen alle Chancen des Gelingens in die Hand gelegt.

Bei alledem aber brauchten sie zunächst gar nicht auf die Ausnutzung ihrer politischen Verbindungen zu rechnen, sondern sich nur auf sich selbst zu verlassen, ihre militärische Stärke und die Schwäche des Gegners zu erkennen, und die strategischen Vorteile, welche ihnen in den Schoß gefallen waren, wahrzunehmen. Und so lange die Rüstungen währten, blieben dieselben trotz einzelner Mißerfolge überwältigend. Die Verbündeten sprachen selbst gegenseitig ihr Erstaunen

über den raschen und großen Zuspruch aus, den ihre Werbungen fanden. Der Kurfürst von Sachsen hatte um Wittenberg und Ichtershausen zwei große Musterplätze errichtet. An der Elbe sollten sich die Mehrzahl der Reiter, am Thüringerwald die Masse des Fußvolkes zusammenziehen. Kleinere Sammelplätze waren Torgau, Budstädt in Thüringen, und weiter südwärts Zwickau und Koburg. Johann Friedrich, der mit den Rittmeistern nicht so gute Fühlung wie der Landgraf hatte, hoffte, den Ausfall, der daher drohte, durch Kontingente der benachbarten befreundeten Fürsten zu decken. So ersuchte er den Herzog von Preußen um 700, Heinrich von Mecklenburg um 300 Pferde. Von Pommern konnte er 300, von seinem Bruder Johann Ernst von Koburg 200 erwarten. Auch Ernst von Braunschweig, Franz von Lüneburg und die Grafen von Anhalt ging er um Berittene an. Die sächsisch-thüringischen Lande, die Stifter zwischen Leine und Elbe, Anhalt, Mansfeld, Braunschweig waren die gesuchtesten Gebiete für seine Rittmeister und Hauptleute; aber seine Werber schweiften auch weiter bis nach Alzei und Mömpelgard, und sogar Herzog Wilhelm von Jülich eröffnete ihm trotz seiner Stellung zum Kaiser und der Nähe Bürens sein Fürstentum.

Unmittelbar an die sächsischen schlossen sich die hessischen Rüstungen an. Um Mühlhausen und im Herzogtum Braunschweig liefen die Knechte zusammen, aus welchen Georg v. Ravensburg ein großes Regiment aufrichten wollte. Andere Fähnlein, die später zum Regiment Dalheim zusammentraten, wurden in der Wetterau und der Obergrafschaft gemustert. Um Eppstein begann etwas später als die übrigen Graf Friedrich von Reifenberg ein drittes Regiment zu bilden. In Kassel und anderen niederhessischen Plätzen sammelten sich Mitte Juli die Geschwader, welche die landgräflichen Rittmeister in Hessen und den nördlich angrenzenden Territorien geworben hatten. So konnten die Fürsten von Ichtershausen schon am 4. Juli ins Oberland melden, daß sie am 20. um Meiningen ein Heer von mindestens 5000 Reitern und 24000 Knechten zusammen führen würden.

In diese Macht waren die Korps von Oldenburg und Reifenberg noch nicht eingerechnet, ebensowenig die Besatzungen der festen Plätze. Sie stand also gegen den Kaiser völlig zu Gebote, ohne daß man für den Schutz Hessens gegen Büren und die niederdeutsche Reiterei besorgt zu sein brauchte. Nahmen die Oldenburgischen,

denen der Bischof von Münster den Durchzug durch seine Stifter gestatten wollte, wie die Hessen hofften, Aufstellung im Paderborner und Corveier Land, so sicherten sie hinreichend die Nordgrenze und stärkten zugleich die Stellung der beiden befreundeten Bischöfe. Gelang es ihnen gar, diese Position zu erreichen, bevor die rechts der Weser gesammelten kaiserlichen Reiter den Strom überschritten hatten, so waren diese von ihren Kameraden in den westfälischen Stiftern abgeschnitten und mußten, rings von Feinden umgeben, in die allermißlichste Lage kommen. Im Westen konnte Reifenbergs Regiment den Kern zu einer Schutzwehr bilden, zumal seit Mitte Juli um Frankfurt eine neue Werbung im Namen des Kurfürsten von dem Grafen v. Beichlingen unternommen ward. Noch immer liefen tüchtige Knechte genug herbei. Von Straßburg kamen zwei Fähnlein herunter. An Geschütz konnte es bei der Nähe der festen Plätze und besonders Frankfurts nicht fehlen. Im Notfall standen die Besatzungen und das Landesaufgebot bereit. Sogar für eine Anzahl Pferde war noch Sorge getragen, reichlich genug, um die leicht zu verteidigenden Pässe am Rhein von Main bis Koblenz hin zu sichern.

Aber eben als sich die sächsisch-hessischen Bevollmächtigten anschickten, in Pyrmont abzuschließen, erfuhren sie an dieser aussichtsreichen Stelle den ersten großen Mißerfolg. In dem Oldenburgischen Korps war Meuterei und Spaltung ausgebrochen. Die braunschweigisch Gesinnten waren die Rädelsführer. Zu ihnen gesellten sich Bürensche Emissäre, welche das Geld nicht sparten, während Oldenburg und Knyphusen sich vergeblich bei Bremen und andern schmalkaldischen Ständen um Subvention bemühten. Verderblich wurde das Verhalten des Grafen Anton von Oldenburg, der mit seinem Bruder uneins und von Büren, wie es hieß, ebenfalls mit Geld gewonnen war. Als die Knechte in sein Land zur Vergardung einrücken wollten, wehrte er es ihnen mit offener Gewalt. Hierdurch kam die Empörung zum Ausbruch. Zuerst zog Andreas v. Pockmor mit fünf Fähnlein davon, neben ihm Johann v. Münchhausen mit 400 Reitern; 500 andere führte Liborius v. Münchhausen fort, nachdem ihnen Klaus v. Retdorf, der sie in Bestallung genommen, Urlaub gegeben hatte. Es war ein offener Vertragsbruch, denn noch waren sie von dem Pfalzgrafen nicht ihrer Pflicht entledigt, und mit dem Gelde der beiden Obersten hatten sie die Mannschaften zusammengebracht, welche sie jetzt zu Büren brachten; aber freilich enthielt ihr Kontrakt

auch nicht, nach Belieben der Obersten den Herrn zu wechseln. Knyphusen und Behr, die am 12. Juli in Pyrmont ankamen, überbrachten selbst die Hiobspost. Noch konnten sie immerhin eine recht bedeutende Macht in Aussicht stellen: 4000 Knechte, die jetzt bei Bremen lagerten, 800 Reiter unter Georg Leist, 200 unter Ludwig Picker, 300 unter Thönges von Münchhausen und Thönges von Warburg, 600 unter Dietrich Behr und Johann v. Segern. Aber nur diese letzteren waren ganz sicher. Unter Leist, der aus Mecklenburg kam und noch auf dem Marsch nach Bremen war, dienten erklärte Anhänger des Braunschweiger Herzogs. Auch der v. Münchhausen besorgte des Landgrafen Ungnade, und so war es nicht einmal bei diesen Geschwadern sicher, ob sie den schmalkaldischen Dienst dem kaiserlichen vorziehen würden. Bisher hatten die Obersten sie noch mit dem Vorgeben, daß sie doch dem Pfalzgrafen zustehen sollten, aufgehalten, und Knyphusen wußte keinen anderen Rat, als sie in diesem Glauben zu erhalten, bis man sie zu der Hauptarmee gebracht hätte, wo sie dann wohl oder übel mit den anderen würden fortziehen müssen. Er forderte die Unterhändler dringend auf, deshalb den Pfalzgrafen zur Sendung eines vertrauten Agenten zu veranlassen. Die Angelegenheit wurde dadurch noch verwickelter, daß die beiden Obersten mit einer bedeutenden Forderung für sich selbst hervortraten. Sie hatten, wie sie belegen zu können behaupteten, 10 bis 12000 Gulden auf die Rüstung verwandt, die nun zum Teil verloren waren und deren Ersetzung sie verlangten. So endigten die Verhandlungen sehr unbefriedigend. Auf die letztere Forderung konnten sich die fürstlichen Gesandten nicht einlassen; sie verstanden sich nur dazu, 3000 Goldgulden auszuliefern, um damit die Knechte zu gewinnen, und erhielten von Dietrich Behr das Versprechen, daß er und Johann v. Segern mit vier bis fünfhundert Reitern dieselben begleiten und so hoffentlich die andern Reiter nach sich ziehen würden. Von dem Durchmarsch durch die Stifter des Bischofs Franz konnte unter solchen Umständen keine Rede mehr sein; es wurde verabredet, das Korps zwischen der Weser und der Leine an Hannover vorbei nach dem Kalenberg zu führen. Um die schwankenden Geschwader zu gewinnen, händigten die hessisch-sächsischen Bevollmächtigten Knyphusen ferner 4000 Goldgulden ein, trotzdem aber entzogen sich auch jetzt noch mehrere Hundert Reiter dem verhaßten Dienst, während die Knechte um Bremen, mit vieler Mühe freilich und langem Zögern,

Ende Juli glücklich auf den Musterplatz bei Hannover heraufgebracht wurden.

Während zu Pyrmont verhandelt wurde, gelang es den im Kalenbergischen gesammelten Reitern bei Rinteln über die Weser zu kommen. Vereinigt mit den in Westfalen geworbenen Kameraden und gestützt im Norden auf die befreundeten Elemente des Oldenburgischen Korps, waren sie jetzt die Herren im Stift Münster und der Mark und hatten den Weg zum Rhein hin frei.

Die Zertrennung jener großen Werbung in Niederdeutschland muß zu den wichtigsten Ereignissen des Krieges gezählt werden. Denn selbst wenn es Büren gelungen wäre, alle vereinzelten Reiterabteilungen aus den norddeutschen Werbegebieten an sich zu ziehen, was bei der Ausführung des beabsichtigten Vormarsches der Oldenburger bezweifelt werden darf, so würde er ein nicht viel stärkeres Korps als das des Grafen Christoph und jedenfalls viel später als dieses beisammen gehabt haben. Nur seine übermächtige Kavallerie machte es ihm später möglich, sich den Weg mitten durch das von Strömen, Festungen und Truppen gesperrte Bundesgebiet zu bahnen. Hätte er es aber wagen dürfen, die Niederlande überhaupt nur zu verlassen, wenn ein so starkes Korps unter einem kriegsbewährten Führer ihm in Flanke und Rücken Aufstellung genommen hätte, bereit, die schon gärenden Provinzen selbst heimzusuchen und den Aufruhr gegen das habsburgische Regiment in ihnen zu entfesseln? Erst jetzt konnte er hoffen, den ihm vom Kaiser anfangs Juni gesandten Marschbefehl in Ausführung zu bringen.

In denselben Tagen, wo die Schmalkaldener diese unblutige Niederlage erlitten, entgingen ihnen im Süden ebenfalls fast ohne Kampf die besten Gelegenheiten zu empfindlicher Schwächung des Gegners. Und wenn es im Norden die Frage sein mag, ob sie durch rascheres Zugreifen und Dransetzen größerer Geldmittel die wankende Treue der umworbenen Truppen gesichert haben würden, so darf es bei den Unternehmungen gegen die kaiserlichen Musterplätze um Füssen und Riedlingen nicht bezweifelt werden, daß nur ihre kleinmütige Sorge und saumselige Selbstsucht das Entkommen der Kaiserlichen ermöglicht hat.

Kein Plan konnte näher liegen und besser nützen, als die kaiserlichen Musterplätze in Oberschwaben zu überfallen und die Knechte, welche dort anliefen, zu zertrennen oder gar für die eigene Partei zu

gewinnen. Den Paß von Füssen zu sichern, mußte schon die Rücksicht auf die italienische Armee zur vornehmsten Pflicht machen. Begegnete man aber damit der Gefahr einer feindlichen Diversion auf die rechte Seite der eigenen Aufstellung, so konnte man weiter hoffen, durch einen Vormarsch gegen Innsbruck, in Mitwirkung vielleicht der Tiroler und der Graubündner, den Italienern auch die Brennerstraße zu versperren. Wirklich waren dies die Ratschläge, mit welchen sich die kriegseifrigen und ortskundigen Obersten Schärtlin von Augsburg und Schankwitz von Ulm an den in dieser Stadt versammelten Bundesausschuß wandten. Ganz richtig war es auch, wenn sie zuerst den Angriff auf die Musterplätze um Füssen, und danach den auf Riedlingen anrieten. Denn hatte man die Hauptstraße nach Tirol in der Gewalt, so konnte Schaumburg von zwei Seiten gefaßt und von der Rückzugslinie in die Alpen aufs leichteste abgedrängt werden. Die Zweckmäßigkeit des Planes war zu einleuchtend, um nicht auf die Bundesvertreter Eindruck zu machen. Gleich in dem Brief, worin sie dem Landgrafen ihr Zusammentreten anzeigten, am 25. Juni, gaben sie daher den Angriff auf die kaiserlichen Musterplätze als Wunsch und Absicht zu erkennen; in fünf Tagen würde man zum Beschluß kommen, die Antwort des Kreishauptmanns nicht mehr erwarten können. Wie wir aber wissen, waren dies die Tage, wo die kaiserlichen Diplomaten im Oberlande umherreisten und die Augsburger in Regensburg sich um Audienz bemühten, wo die drohendsten Gerüchte von den übermächtigen Rüstungen des Kaisers sich drängten und weder aus Sachsen noch Hessen ermutigende Nachrichten kamen. Sollte man nun losschlagen, so lange der Kampf noch zu vermeiden und der Abfall der Norddeutschen zu befürchten war, den Bruch mit dem Kaiser unheilbar machen und vielleicht seine Rache allein über das Oberland, dem er jetzt selbst den Frieden anbot, herbeiziehen? Nichts macht den Widerstand, den die Kriegseifrigen in Ulm bei den Laugesinnten fanden, deutlicher, als das eine Argument, mit dem sie den Überfall rechtfertigten: sie beriefen sich auf ein kaiserliches Gebot, das die Vergardungen der Knechte zu hindern und zu zertrennen heische! Unter allen am meisten sträubte sich Herzog Ulrich gegen die erste Waffentat, nicht sowohl unter dem Eindruck der friedlichen Vorschläge Hirnheims als aus dem Widerwillen gegen die Mitwirkung seiner Reiterei, welche das einzige größere Korps im Oberlande war und kaum bei dem Unternehmen entbehrt

werden konnte, jedenfalls das Gelingen am besten gesichert hätte. Er aber war ganz empört, als ihm die Zumutung gestellt wurde, seine schönen Pferde außer Landes, in die Hand der städtischen Befehlshaber zu geben. So kam es schon am 27. Juni zu einer Abänderung des Beschlusses.

Man einigte sich, bei Memmingen eine Aufstellung zu nehmen, also nicht bloß die Sammlung der kaiserlichen Truppen ungehindert und den Paß aus Tirol unversperrt zu lassen, sondern auch das kleine Kempten, das die feindlichen Knechte bereits vor den Toren sah, von der Verteidigungslinie auszuschließen. Den Durchmarsch der Italiener durch das Gebirge aber wehrte man mit einem Blatt Papier ab, durch einen Brief an die Graubündner, in dem sie zum Einfall in die Grafschaft aufgefordert und auf ihr Erfordern Hilfe in Aussicht gestellt ward. Aber kaum war der Brief hierüber an den Landgrafen abgegangen, so kamen aus Kempten die flehendlichsten Klagen und Bitten, keine Stunde mit der Hilfe zu zögern; in zwölf Tagen würde die ganze welsche Armee im Lande sein; schon wären die Tiroler selbst im Aufbruch; die deutschen Knechte zögen auf Durach zusammen und hätten der Stadt schon ihren Besuch angedroht; wenn nicht von Stund an der Entsatz käme, so sei es um sie geschehen. Da nun an demselben Abend die Briefe des Landgrafen an Ulm vom 23. und 24. Juni einliefen, welche jeden Zweifel über seine Entscheidung für den Krieg aufhoben, so gewannen die Mutigen am Bundestage wieder die Oberhand, und man griff auf den ersten Plan zurück. Immer aber währte es noch Tage bis zu einem festen Entschluß. Mit Ach und Krach bequemte sich Herzog Ulrich am 4. Juli zur Mitwirkung seines Fußvolkes, aber die Reiter loszulassen, konnten ihn keine Vorstellungen bewegen[1]). Es war dies um so schlimmer, als an dem Tage des Ausmarsches aus Augsburg die Kundschaft kam, daß von Regensburg 500 Kürassiere abgerückt seien, welche schon diesen Abend, spätestens am nächsten Morgen, zu Füssen und Nesselwang ankommen würden. Trotzdem hielten die Verbündeten jetzt an dem Plan fest. Sie verfügten über mindestens vierzig Fähnlein, konnten täglich Zuzug erwarten und hatten zahlreiches Geschütz in Augsburg,

[1]) »Wir vertrauen dem Schärtlin wohl,« schreibt der Zornmütige am 9. Juli seinen Räten, »daß er leiden möchte, daß wir ihm unsere Gereisigen zugeben und, wo er sie alle verbrauchte, daß ihm wenig daran gelegen sein würde. Ehe wir aber solches thun, ehe wollten wir, daß der Bub geviertheilt würde«; Heyd S. 373.

Ulm, Memmingen und Kempten zur Verfügung, während die kaiserlichen Hauptleute ohne Artillerie mit sechzehn schlecht gerüsteten, ungemusterten, und, wie man bald erfuhr, fast meuternden Fähnlein zerstreut in den Dörfern vor Füssen lagerten. Es entsprach nun durchaus der militärischen Lage, wenn Schärtlin Schankwitz einen kombinierten Vorstoß auf den beiden Straßen vorschrieb, welche von Augsburg und Ulm auf die Ehrenberger Klause zuführten. In zwei starken Märschen dachte der Oberst von Augsburg her mit zwölf Fähnlein, sechzig Reitern und zwölf Geschützstücken bis Burken zu gelangen, wo er das vorgeschobenste Lager der feindlichen Knechte erwartete, während Schankwitz, der als sein Leutnant auftrat, mit dem Ulmer, Württemberger und Straßburger Fußvolk, ebenfalls mit Geschütz wohl versehen, über Memmingen und Kempten vorrücken und in derselben Stunde das Lager von Durach angreifen sollte. Der Gedanke war, die überraschten Feinde über Roßhaupten und Nesselwang, wo andere Abteilungen lagerten, gegen Füssen zusammenzudrücken. Während dann Schärtlin den ihm gegenüberstehenden Knechten auf den Fersen bleiben wollte, beauftragte er Schankwitz, hinter Nesselwang in das Tal der Vils auf die Klause zu abzubiegen, bei dem Dorfe Vils aber links des Lechs wieder einzuschwenken. Auf Montag Abend, den 5. Juli, war der Abmarsch festgesetzt, der Angriff sollte in der Nacht zum Mittwoch erfolgen, am Morgen darauf die Ankunft vor Füssen. Glückte die Bewegung, so war nicht zu erwarten, daß die von Geschütz und überlegener Mannschaft zwiefach bedrängten Kaiserlichen sich in dem Städtchen halten, überhaupt nur auf der einzigen Rückzugslinie über den Fluß in den Engen zwischen Wasser und Bergen davon kommen könnten. Es war ohne Frage ein gut überlegter Plan; freilich gehörten Geheimhaltung, Schnelligkeit und Energie zu seiner Durchführung und keine üblere Instruktion konnten die Kriegsräte den Obersten mitgeben, als die, überall auf möglichste Schonung der Truppen bedacht zu sein.

Schärtlin, der zur bestimmten Stunde aufbrach, konnte schon den ersten Teil des Planes, den allerdings sehr bedeutenden Nachtmarsch bis Leder nicht ganz ausführen. Er selbst kam hier um 6 Uhr morgens mit den Reitern an, aber die Knechte, welche 8 Meilen zu marschieren hatten, rückten später ein als bestimmt war. Hier aber zeigte es sich sogleich, daß das Manöver nicht mehr nach der ersten Idee durchgeführt werden konnte. Einmal war es den Feinden kein

Geheimnis geblieben. Gleich nach der Ankunft in Leder erfuhr der Oberst, daß sie sich am Tage vorher auf Füssen zurückgezogen hätten. Schlimmer war eine zweite Kundschaft, die ihm aus dem Bayerischen zugebracht wurde: die niederländischen Reiter seien mit Geld für die Knechte in Landsberg eingetroffen. Das war noch immer eine Meile hinter Leder, und es ließ sich berechnen, daß sie in ihren schweren Rüstungen auf den engen, bergigen Wegen und bei der Rücksicht, die sie auf die Geldwagen zu nehmen hatten, nicht vor Mittwoch Abend in Füssen ankommen würden. Eine rasche und gleichzeitige Aktion hätte also auch jetzt noch den Plan in der ursprünglichen Fassung sichern können. Aber Schärtlin selbst, fast ohne Kavallerie, wollte bei der Nähe der feindlichen den Angriff auf das versammelte Fußvolk nicht mehr wagen. Er widerrief daher seinen ersten Befehl an Schankwitz und gab ihm Roßhaupten für den Mittwoch Abend als Rendezvous an. Und auch der letztere war nicht mehr in der Lage, der ersten Intention seines Obersten nachzukommen. Er war zunächst mit nur vier Ulmer Fähnlein ausgerückt; die Straßburger und Württemberger kamen erst nach seinem Abmarsch in Ulm an. Dann hatte ein schweres Unwetter seinen Marsch so verzögert, daß er nur bis Illertissen, 2 Meilen von Ulm, gelangte. Am sechsten morgens erhielt er, eine Meile vor Memmingen, den Befehl Schärtlins vom fünften, der den kombinierten Angriff vorschrieb. Obgleich er nun aus der Stadt und den Dörfern alle Wagen requirieren ließ, um seine und die nachfolgenden Knechte vorwärts zu bringen, konnte er doch nicht hoffen, am Abend weiter als bis Kempten zu gelangen, und hier erschien es notwendig, vor dem Weiterrücken die Verstärkungen abzuwarten. Noch wollte Schankwitz den zwiefachen Angriff nicht aufgeben, aber er bat den Obersten, denselben bis zum Donnerstag Vormittag aufzuschieben. Diese Meldung, welche von Memmingen um 8 Uhr morgens abging und sich mit dem aus Leder um dieselbe Stunde abgesandten Befehl kreuzte, bestimmte aber Schärtlin nur zu einer neuen Hinausziehung seines letzten Entschlusses. Er nahm sich vor, selbst erst am Donnerstag Morgen in Roßhaupten einzutreffen und forderte Schankwitz noch am Dienstag auf, zur selben Zeit dort zu ihm zu stoßen. Nicht einmal diese Absicht gelang ganz nach Wunsch. Die Ulmer Abteilung, 10 Fähnlein mit 10 Stücken Geschütz und 25 Doppelhaken, traf erst am Donnerstag Mittag in Roßhaupten ein, und mit den durch die bösen und langen Wege erschöpften Truppen

ließ sich nun der Angriff nicht sogleich ausführen; man mußte ihn um einige Stunden aussetzen. Diese Pause aber benutzten die kaiserlichen Obersten zum Entkommen. Sie konnten sich sagen, daß sie auch in ihrer Vereinigung und gegen den Frontangriff nicht widerstandsfähig waren. Es fehlte ihnen an Proviant und Munition. Ihre Knechte weigerten sich zu fechten und drohten mit dem Abfall. Nur durch die Aussicht auf das nahe Geld und die es begleitenden Reiter ließen sie sich zum Aufbruch bestimmen. Nun waren die Reiter augenblicklich erst zwischen Landsberg und Schongau und konnten über letzteren Ort bis zum Abend nicht hinauskommen. Es war also für Schärtlin noch immer möglich, und dahin ging auch seine Absicht, die Gegner in dem Winkel zwischen dem Lech und den Bergen hinter Schwangau durch eine Diversion über den Fluß festzuhalten. Zwar hatte Madruzzo die Brücken unterhalb Füssens abbrechen lassen, aber jener traf Anstalten zu ihrer Wiederherstellung, während er auch für den Angriff auf Füssen selbst 800 Bauern zum Schanzen aufbot.

So war es schließlich doch nur der Aufenthalt, den Schankwitz durch den Befehl Schärtlins, auf Roßhaupten zu marschieren, haben mußte, was das Gelingen vereitelte. Wären beide, wie jener noch von Memmingen aus schrieb, gleichzeitig auf beiden Hauptstraßen fortgerückt und vor Füssen eingetroffen, so hätten die Feinde dem zwiefachen Stoß ebensowenig standhalten können, wie sie es dem vereinigten gegenüber wagten. Aber Schärtlin hatte sich durch die Nähe der feindlichen Reiter und die ängstlichen Instruktionen der Kriegsräte gehemmt gesehen und daher den Kameraden zu dem Umwege auf der engen Straße Nesselwang-Roßhaupten genötigt. Als sie jetzt am 9. morgens 5 Uhr nach einem 5stündigen, sehr beschwerlichen Nachtmarsch vor Füssen anlangten, sahen sie die Feinde auf dem andern Ufer davonziehen. Um 10 Uhr abends hatten dieselben die Räumung der Stadt begonnen; es waren die Nachzügler, deren man noch ansichtig wurde. Schärtlin, der bei der Vorhut war, ließ ihnen ein paar unwirksame Falkonettkugeln nachschicken, zu einer Verfolgung aber entschloß er sich nicht, und ebensowenig kam der Plan, den Weg durch Überschreiten des Lechs unterhalb Füssen abzusperren, jetzt zur Ausführung. Vielmehr nahmen die Gedanken der beiden Obersten eine andere Richtung. Zunächst begehrten und erhielten sie ohne Widerrede Einlaß in Füssen. Ferner zögerten sie nicht, sich des

Passes nach Tirol zu versichern. Noch in der Nacht machte sich Schankwitz mit 1500 Hakenschützen auf den Weg, ohne Geschütz, ohne Trommel und Spiel, um nicht den Handstreich aufzuhalten und zu verraten. Es gelang ihm aufs beste. Die Besatzung von Schloß Ehrenberg, 150 Schützen, von der Innsbrucker Regierung unter dem Herrn von Thun gesandt, waren nach einem langen Marsch vor kurzem eingerückt und lagen ermüdet im ersten Schlaf, als sie die Feinde vor den Toren lärmen hörten. In ihrer Verwirrung wähnten sie schon das Schloß erstiegen oder durch Verrat geöffnet; aber kaum hatten sie in der Finsternis ihre Waffen finden und sich zur Wehre stellen können, als sie die Angreifer wirklich innerhalb der Mauern erblickten und sich ergeben mußten. Auch die eigentliche Klause, das die Heerstraße sperrende Tor, ward während des Getümmels von einigen Hakenschützen angelaufen und aufgestoßen.

Der Weg zum Inntal war frei, und das glückliche Wagnis mußte verlocken, ihn, wie es die ursprüngliche Absicht gewesen war, weiter zu verfolgen. Bereits am 9. hatten die beiden Obersten den Einfall in die Grafschaft in Erwägung gezogen. Da an diesem Tage 7 und am nächsten noch 2 Fähnlein zu ihnen stießen, so konnten sie die rückwärtigen Verbindungen recht wohl sichern, ohne das Expeditionskorps sehr zu schwächen. Allerdings entbehrte das Unternehmen nach dem Entkommen des kaiserlichen Fußvolkes und seit der Ankunft der Kürassiere der Voraussetzung, unter welcher es geplant war. Wenn die Herren von Augsburg hinter ihren starken Mauern gegen einen Anfall, wie der auf Füssen gewesen, auch völlig gesichert sein durften, so hatten sie doch, und Schärtlin selbst mit ihnen, so manche schöne Güter und Landhäuser vor den Toren, deren Besuch für die feindlichen Reiter über den brückenreichen Lech hinweg bequem und verlockend genug werden mußte. Vielleicht aber ließen sich die Flüchtlinge auf dem bayerischen Boden noch einholen. Schärtlin dachte um so lieber an die Verfolgung, als sich damit die Aussicht verband, auch des Geldes, das die Kürassiere mit sich führen sollten, habhaft zu werden. Und auch auf dem linken Lechufer winkten sehr reiche und ganz leichte Erfolge, wenn er sich der Stiftsgüter, sei es für den Bund oder für Augsburg oder für eigene Rechnung, bemächtigte. Der Bischof war der ärgste Feind der Stadt; keiner hatte wie er zum Kriege gehetzt; es erschien als gerechte Vergeltung, wenn er zuerst heimgesucht würde. Die Bürger in Füssen boten gleich bei der Übergabe die Huldigung

an, und überall im Stift traf man auf dieselbe Gesinnung. Es verstand sich aber von selbst, daß die Einnahme des Bistumes seine Evangelisierung nach sich zog, zumal auch hier die Stiftssassen selbst nichts Besseres begehrten. Während Schärtlin die Huldigung Füssens auf die Genehmigung des Bundes hinausschob, gab er sofort zu, daß sein Prädikant, Johannes Finner, die evangelischen Doktrinen verkündige und das Bilderwerk aus den Kirchen geschafft werde. In vier Tagen glaubte er die Schlösser und Häuser des Stiftes erobern zu können. Dazu kamen nun, um den Vormarsch in Tirol zu verhindern, die Mahnungen von Augsburg und Ulm, welche sonst wieder gegeneinander liefen, in der Angst und Selbstsucht jedoch, womit sie den Obersten vor jeder Bloßstellung der Truppen abzuhalten suchten, einig waren. Die Herren von Augsburg glaubten ihre Stadt verloren, wenn Schärtlin noch weiter weg zöge; sie zitterten vor allem für ihr Geschütz und widerstrebten ebenso dem Gedanken, die Feinde auf dem bayerischen Boden aufzusuchen. Den Kriegsräten in Ulm schien selbst der Marsch durch das Bistum eine unverantwortliche Herausforderung der Gegner. Schon daß Schärtlin Füssen besetzen wollte, nannten sie eine unnötige Schwächung des Heeres. Die Einnahme und Sicherung der Klause wollten sie nur zugeben, wenn sie es durch ihren Befehl nicht mehr hindern könnten; ganz weg aber warfen sie den Gedanken des Einbruches in Tirol. Vielmehr forderten sie den Rückzug im Illertal bis Ulm, um hier im Zentrum der Aufstellung, wo auf Meilen kein Feind zu erblicken war, die gesamte Armee, außer der württembergischen Reiterei an 60 Fähnlein, mindestens doppelt so viel als der Kaiser damals in ganz Bayern hatte, zu vereinigen: »damit uns«, fügten sie hinzu, »vom Widertheil nit widerfahr, das wir gegen ihme furzunehmen bedacht gewest, sonder fürderlich ein ordentlich Kriegsregiment angericht werd.«

Aus diesem Durcheinander von Wünschen und Befehlen erklären sich die widersprechenden Maßregeln, welche Schärtlin in Füssen traf. Am 10. Juli, nach der Einnahme des Passes und dem Eintreffen der Verstärkungen, waltete der Gedanke des Vormarsches in Tirol vor. Die Obersten dachten an die Mitwirkung der Schweizer und Tiroler, ja sogar Venedigs und des Herzogs von Ferrara, mit dem sie durch Bernardin Occhino von Augsburg aus Fühlung gewinnen wollten. Wir werden annehmen dürfen, daß Schankwitz, der am ersten für die Idee eingetreten, mit Weg und Steg in den Bergen vertraut war und

in der Tiroler Knappschaft wie den oberen Schichten der Bevölkerung gute Verbindungen hatte, auch jetzt besonderen Eifer dafür an den Tag gelegt hat. Um die Tiroler zu beruhigen und gegen die Italiener aufzubringen, war unter Mitwirkung des Augsburger Syndikus Nikolaus Maier eine Proklamation Schärtlins ausgearbeitet worden, die auf dem Marsch verteilt werden sollte. Schankwitz selbst führte das Kommando, 10 Fähnlein mit Geschütz, welches zunächst zum Vormarsch auf Nassereit bestimmt ward; in raschem Zuge und ohne Widerstand, willig von der Bevölkerung aufgenommen, kam er bis Leermoos. Durch den Besitz der Klause war Proviant und Nachschub, ebenso der Rückzug gesichert.

Unterdessen liefen jedoch Meldungen von Augsburg ein, welche Schärtlin von dem Gedanken an eine Verfolgung dieses Weges abbrachten. Auf die Nachricht, daß sich ein starkes feindliches Korps von Reitern und Knechten um Landsberg sammle und der Herzog von Bayern seine Untertanen aufgemahnt habe, forderte der Rat von Augsburg, der sich in zwei Briefen bereits gegen den Übertritt auf das bayerische Gebiet verwahrt hatte, den Obersten zur schleunigen Rückkehr auf. Um dieselbe Zeit, am 12. Juli, erhielt dieser die Briefe der Kriegsräte, welche den Rückzug auf Ulm anbefahlen. Schärtlin hatte daher schon seinem Leutnant den Befehl umzukehren nachgeschickt, als ein Abgesandter aus Innsbruck, Dr. Basilius Brecht, in Füssen eintraf, um gegen die Besetzung der Klause und den Vormarsch in der Grafschaft zu protestieren; und der Oberst, der die erstere Forderung zurückwies, konnte in der Antwort tun, als ob er hinsichtlich der zweiten den freundschaftlichen Vorstellungen der Innsbrucker Regierung nachgebe. Noch am 12. nahm er die Abteilung Schankwitz' wieder auf und begann am 13. den Rückmarsch. An diesem Tage kamen ihm neue Nachrichten über einen Augsburg unmittelbar bedrohenden Offensivstoß des Kaisers zu, Eingebungen törichter Angst, welche die Neuburger Regierung aus dem Marsch der um Beilngries gesammelten Knechte auf Neustadt geschöpft und nach Augsburg gemeldet hatte. Noch immer schien es möglich, das aus Füssen gewichene Korps, das mit den Kürassieren am 13. bei Landsberg stand — eben die Truppen, die den Anlaß zu dem ersten Schrecken gegeben hatten — anzugreifen, und wenn wir einer nachträglichen Äußerung Schärtlins glauben dürfen, so war es seine Absicht, sie trotz ihrer Aufstellung in Bayern noch einmal aufzusuchen; aber in der

Nacht zum 14. entzogen sie sich auf der Straße nach Bruck selbst dem Überfall, und nun blieb dem Obersten nichts übrig, als in bequemen Märschen heimzukehren, einige Ortschaften in Huldigung zu nehmen, Buchloe sich selbst zu Gutem zu besetzen, und den Pfaffen, wie er in seinen Memoiren schreibt, die Haare durch den weiten Strehl laufen zu lassen. Er brachte das Geschütz in die Stadt, ließ eine Besatzung zurück und zog mit den übrigen Truppen an die Donau.

In denselben Tagen war auch das Unternehmen auf Riedlingen versucht und gescheitert. Hier, wo das Feuer näher brannte, hatte Herzog Ulrich sich dazu verstanden, seine Reiter einzusetzen. Am 12. Juli rückten seine Obersten Heydeck und Gültlinger von Ulm aus, um, was Schärtlin mißglückt war, besser zu machen. Aber sie fanden das Nest ebenfalls leer. Vor drei Tagen schon war Schaumburg mit seinen 9 Fähnlein nach dem Kloster Salmansweiler vorgerückt, und ihm dahin zu folgen, schien Heydeck wieder nicht seines Amtes. In den letzten Tagen des Monats ward derVersuch noch einmal wiederholt, aber wieder so ungenügend durchgeführt, daß es Schaumburg trotz der Versperrung des Hauptpasses glückte, nach Vorarlberg zu gelangen und sein Volk auf weiten Umwegen durch Tirol dem Kaiser zuzuführen.

Somit war die Säuberung des eigenen Gebietes von feindlichen Werbungen und die Absperrung gegen Tirol die einzige Ausnutzung des großen Sieges, welchen der Bund über den Kaiser durch Ablehnung seiner Spaltungsversuche errungen hatte. Zur Sicherung des eigenen Machtgebietes gehörte noch die Besetzung der Plätze an der Donau bis zur Lechmündung, vor allem des für alle ferneren Operationen wichtigsten Punktes, Donauwörths. Das ward ohne große Schwierigkeiten ausgeführt. Nur die Reichsstadt, welche sich am 12. Juli neutral erklärte, machte Miene zum Widerstande, ward aber schon am 20. Juli von zwei städtischen Fähnlein unter Führung Schärtlins erstürmt. Am selben Tage nahm Heydeck Günzburg, den Hauptort der österreichischen Grafschaft Burgau, und am 23. ergab sich, ohne nur den Angriff zu erwarten, die Residenz des Kardinal Truchseß, Stadt und Schloß Dillingen, wo die Kriegsräte vom 24. bis zum 29. ihr Quartier nahmen.

Damals war die sächsisch-hessische Armee schon in vollem Marsch. Wie verabredet, waren die Fürsten am 20. Juli in Meiningen zusammengetroffen, hatten ihre Heerhaufen hier und um Breitungen

zusammengezogen, am 23. bis Mellrichstadt, am 24. bis Münnerstadt geführt und am 25. bei Schweinfurt den Main erreicht.

In Regensburg hatten die Festlichkeiten, welche man an die Vermählung des Herzogs Wilhelm von Cleve und des Erbfolgers von Bayern geknüpft hatte, jetzt, wo Eilboten den Fall der Donaupässe und den gleichzeitigen Vormarsch der feindlichen Armeen meldeten, ein Ende. Die fürstlichen Herrschaften verließen, soweit sie nicht durch ihre militärische Stellung zurückgehalten wurden, das Hoflager. Als am 24. Juli der Reichsabschied zur Verlesung kam, waren ganz wenige Gesandte, von den Fürsten nur der Kardinal von Augsburg, der in des Kaisers Namen sprach, und Albrecht von Brandenburg gegenwärtig. Erst in dieser Woche, der letzten des Juli, kamen namhaftere Verstärkungen herbei, nachdem der Kaiser bis dahin wenige Hundert Reiter und die in Abach gemusterten Fähnlein, von denen einige in die Stadt gezogen waren, um sich gehabt hatte. Zunächst wurden etwa 1500 böhmische Schanzgräber herangezogen, schlechtes Volk, das sofort zu meutern und zu desertieren begann; sie wurden jenseits der Donaubrücke in Stadtamhof einquartiert. Um dieselbe Zeit kam das spanisch-ungarische Regiment, 11 oder 12 Fähnlein unter Don Alvarez de Sande, die sich mehrere Tage um Landshut aufgehalten hatten, auch das Detachement, welches bis zum 21. Juli zur Besetzung des Passes von Kufstein abkommandiert worden war. Stadler von Regensburg, der am 25. Juli 3 Fähnlein nach Ingolstadt schicken mußte, lagerte mit dem Rest seiner Knechte zwischen hier und Neustadt an der Donau. 5 Fähnlein sammelte um Landshut und München der Bastard von Bayern, Georg Dux, zu einer besonderen Abteilung, die aber später Oberst Stadler unterstellt wurde. Weiter westlich, dem Lech zu, waren die aus Füssen entkommenen Haufen disloziert. Am 26. Juli ritt Markgraf Hans von Cüstrin, nachdem er von Cottbus aus in sehr starken Märschen die Lausitz, Böhmen und die Oberpfalz durcheilt hatte, in Regensburg ein; er mochte 600 Reiter mit sich bringen. An Artillerie hatte der Kaiser bis zum 30. Juli bloß die Stücke zur Verfügung, welche er der Stadt Regensburg, die er überhaupt nur durch Gewalt willig machen konnte, abgepreßt hatte; dann erst kam das Wiener Geschütz herauf, das von dem Hochwasser lange bei Linz festgehalten war. Die italienischen Korps wußte man jetzt auf dem Marsch, aber auch, daß sie vor Ende der ersten Augustwoche nicht an der Donau eintreffen konnten.

Im ganzen werden wir recht hoch greifen, wenn wir die Macht, welche der Kaiser vor dem Eintreffen der Italiener zusammenziehen konnte, auf 10000 Knechte und gegen 2000 Reiter berechnen, wogegen die Heeresmassen, welche die Verbündeten zusammenführten, über 50000 Mann, darunter an 6000 Reiter umfaßten.

Man braucht nur diese Zahlen zusammenzustellen, um die Aufgabe der Schmalkaldener, seitdem sie Donauwörth und Schweinfurt erreicht hatten, zu bezeichnen: sie mußten vom Lech und Main her auf Regensburg, gegen den Kaiser marschieren. Von Schweinfurt war es dorthin nicht weiter als bis Donauwörth, und von hier fast so weit als von Schweinfurt. Der Vormarsch konnte auf keiner Seite ernste Schwierigkeiten bieten: der Weg des Nordheeres ging durch die zitternden fränkischen Bistümer, deren Adel, so weit er zum Kaiser neigte, nicht besser zur Ruhe gebracht werden konnte, und das schutzlose Gebiet Markgraf Albrechts, an Nürnberg vorbei, das schon einmal im Bunde gewesen und dessen Sympathien sich nicht besser wiederum erwecken ließen, und durch die Oberpfalz, deren Herr, Kurfürst Friedrich, durch nichts mehr als durch die Bedrohung dieser Landschaft seitens des Kaisers von dem Eintritt in den Bund und den Krieg abgehalten wurde. Auch den Oberländern konnte der Marsch längs der Donau nicht schwer fallen. Bis Ingolstadt, das befreundete Pfalz-Neuburg hindurch, war er ganz ungehindert; aufs beste konnten die Artillerie- und Provianttransporte den Strom hinabkommen; und wenn es später, nachdem der Kaiser die italienischen Truppen gewonnen hatte, gewagt wurde, um jene Festung herum zu marschieren, so durfte das bei der jetzigen Übermacht noch weniger Bedenken erregen. Es läßt sich nicht absehen, wie es dem Kaiser in diesem Falle möglich gewesen wäre, in Regensburg auszuhalten. Bis zum 3. August hätte er die Gesamtmacht vor den Toren gesehen und hätte von dannen müssen, sowie er 1552 vor den anrückenden Knechten Moritz' von Sachsen das Weite suchte.

Man weiß nun, daß die Schmalkaldener den Kaiser nicht in diese Lage gebracht haben. Statt nach Regensburg, zogen die Sachsen und Hessen nach Donauwörth; hier, statt unter den Augen des Kaisers, vereinigten sie sich mit den Oberländern. Sie zögerten dann den Vormarsch so lange hin, bis Karl den italienischen Truppen in Landshut die Hand gereicht hatte. Danach stellten sie sich zwar zur Schlacht, unterließen aber jeden ernsten Angriff, denn auch die Kanonade vor

Ingolstadt hatte nur den Zweck, die Gegner aus ihren Verschanzungen zum Kampf herauszulocken. Sie wichen auf Donauwörth zurück, bevor Büren zum Kaiser gestoßen war. Auch dann noch, gegen die überlegene vereinigte Macht Karls, waren sie stets zum Schlagen willig, aber niemals zur Offensive, bis schließlich Kälte, Hunger und Geldnot, der hinterlistige Angriff Herzog Moritz' und ihre stets und bis zuletzt wirkende Kleinmütigkeit und Selbstsucht sie auseinander trieben.

Ein so trübseliger Ausgang so stolzer Rüstungen und glückverheißenden Beginnens hat von jeher Verwunderung und das Streben erweckt, die Ursachen zu begreifen, die Fehler aufzudecken, ohne welche eine solche Katastrophe nicht zu erklären ist. Für die Sieger war es ebenso behaglich, die Schnitzer der Gegner aufzuzählen, wie seitens der Besiegten erklärlich, sich zu rechtfertigen, oder, was die Regel war, sich gegenseitig zu beschuldigen. In den gleichzeitigen literarischen Erzeugnissen, welche dem Krieg ihre Entstehung verdanken, sehen wir daher regelmäßig die Schuldfrage diskutiert. Avila und Karl selbst haben sie gewissermaßen zur Disposition ihrer Erzählung gemacht; Godoi und Faleti benutzen ebenfalls gern die Gelegenheit, die Unterlassungssünden der Verbündeten und dementsprechend ihre kluge und tapfere Ausnutzung durch den Kaiser hervorzuheben. Die Schriften der geschlagenen Partei haben zum Teil keinen anderen Zweck als Abwehr dieser Vorwürfe oder gegenseitige Anklage. So wendet sich der Augsburger Anonymus auf jeder Seite gegen den »hochmütigen, unbescheidenen, schmeichelnden Skribenten« Avila, der mit seinen »unverschämten Lügen« die Stände des Reichs und den ganzen deutschen Namen angetastet habe; so ist der Kriegsbericht Landgraf Philipps abgefaßt, um die Schuld von ihm hinweg und vor andern dem Kurfürsten zuzuschieben; so richtet Schärtlin in seinen Denkwürdigkeiten seine Pfeile wieder vorzüglich gegen den Landgrafen. In diesen Anklagen und Rechtfertigungen der Schmalkaldener vermißt man nun aber völlig die Frage eines Angriffes auf Regensburg in der vorhin angedeuteten Weise. In Philipps Bericht beginnt die »Kriegshandlung« erst bei Donauwörth; den Aufmarsch scheint er kaum unter die strategischen Maßregeln zu rechnen. Der Augsburger Anonymus, der den Vorwürfen Avilas sonst stets zu begegnen sucht und kurz vorher Schärtlin wegen Unterlassung des Zuges auf Regensburg nach Besetzung der Klause in Schutz genommen hat, geht doch an dem neuen

Tadel, den Avila gegen die Fürsten ausspricht, weil sie mit der Gesamtmacht den Kaiser in Regensburg aufzusuchen versäumt hätten, mit Stillschweigen vorüber. Schärtlin hat weder in seinen Briefen noch in den Memoiren ein Wort für jene Verhältnisse übrig.

Allerdings rechnet Avila die Unterlassungssünde der Gegner erst von ihrer Vereinigung bei Donauwörth ab; daß sie gleichzeitig vom Lech und Main her hätten vormarschieren müssen, kommt auch ihm nicht in den Sinn. Karl selbst in seinen Kommentarien kritisiert das Verhalten der Schmalkaldener in diesem Augenblick gar nicht mehr; er setzt den Fehler ganz in den Anfang, vor die Expedition nach der Klause: statt auf Tirol hätten die Truppen der oberländischen Städte auf Regensburg marschieren müssen, wo er damals noch nicht widerstandsfähig gewesen wäre. Wir können hier aber die kaiserlichen Strategen im Momente der Aktion selbst beobachten und wahrnehmen, daß sie da viel richtiger als später in den eigenen Darstellungen urteilten. In dem Tagebuch des Viglius erkennen wir nämlich die Stimmung des Hauptquartiers in den entscheidenden Tagen. Leider verhindert hier nun die Doppeldeutigkeit eines Ausdruckes zu sehen, ob schon der Erfolg Schärtlins bei Füssen und Ehrenberg und das falsche Gerücht von der Einnahme Innsbrucks, das am 14. Juli nach Regensburg kam, den Gedanken an den Abzug hat laut werden lassen; doch möchte die Interpretation, welche dahin geht, die annehmbarere sein[1]). Ganz deutlich aber bemerken wir in den späteren Notizen die Aufregung, welche das Gerücht von dem Anmarsch der Feinde, und zwar des Nordheeres über Nürnberg hervorrief, wie unter diesem Eindruck der Abmarsch beraten, beschlossen und alles dazu vorbereitet wurde, und wie am 28. Juli die Meldung, der Landgraf ziehe auf Donauwörth, unmittelbar den Entschluß, noch zu bleiben, zur Folge hatte. Auch aus den schmalkaldischen Lagern haben wir im Juli fast Tag für Tag Zeugnisse für Gesinnung und Urteil der leitenden Kreise, vor allen andern die Korrespondenz, welche der Landgraf mit den Gesandten, Obersten und Kriegsräten der oberländischen Stände vor ihrer Vereinigung unterhielten. Sie befindet sich wohl beisammen im hessischen Archiv. Der vertrauteste Sekretär Philipps, Simon Bing, hat die Briefe

[1]) Tagebuch des Viglius van Zwichem, ed. A. v. Druffel, S. 26: Caesar cepit deliberare de recessu (Abmarsch oder Reichsabschied?). Daß die Deutung im Text die richtige ist, bestätigten mir nachträglich die Depeschen des Venezianer Botschafters Mocenigo

des Fürsten entworfen; die Chiffren, welche in den aus dem oberländischen Hauptquartier gesandten vielfach vorkommen, hat uns seine kundige Hand aufgelöst; Tag und oft die Stunde des Abgangs und Empfangs sind gewissenhaft bemerkt. Es ist die geheimste und sicherste Quelle, welche denkbar ist, eine Täuschung nicht mehr möglich: was hierin als maßgebend aufgestellt und angenommen ist, das muß in der Tat der leitende Gesichtspunkt der schmalkaldischen Kriegführung in diesen Wochen gewesen sein.

Auch hier nun ist von jenem kombinierten Angriff mit keinem Wort die Rede. Die Frage, um welche sich lange Zeit der Briefwechsel dreht, ist vielmehr, wie man sich vor dem Kaiser am besten schützen könne. Wenn es schon Mühe gemacht hatte, den Bund in der Gefahr zusammenzuhalten, so erschien es den einzelnen vollends eine Großtat, ihr Land zu verlassen, um den Feind gemeinsam zu bekämpfen. Als daher die führenden Fürsten am 4. Juli in Ichtershausen sich für die Kooperation mit den Süddeutschen aussprachen, erklärten sie doch keineswegs, daß sie zur Donau abmarschieren würden, sondern verlangten umgekehrt, daß jene, wie sie selbst, ihre Festungen und Städte besetzen, mit der Feldarmee aber ihnen entgegen ziehen sollten. In Eisenach wünschten sie den Kriegsrat, in Schmalkalden am 21. einen Bundestag zu vereinigen, um so die politische, finanzielle und militärische Führung in ihrem Machtkreis zu behalten. Vier Tage darauf schlug der Landgraf dem Kurfürsten zwei Wege vor, auf denen der Marsch vor sich gehen könnte. Der sicherste sei der von Fulda über Gelnhausen nach der Bergstraße. Da könne man auch hoffen, Pfalz zu gewinnen. Aber es sei ein Umweg und biete zwischen Fulda und Gelnhausen wenig Proviant, während der andere, über Meiningen in das Stift Würzburg, der nächste ins Oberland sei und an Proviant keinen Mangel habe. Freilich sei hier zu besorgen, daß der Kaiser ihnen begegnen könnte, bevor sie die Oberländer an sich gezogen hätten. Johann Friedrich war sonst ganz der Mann, sich nach dem Sprichwort zu richten, mit dem sein Freund den Weg an der Bergstraße empfahl: »gut Weg um ist kein krumb«. Aber anderseits lockte ihn wieder die Aussicht, zunächst den Grafen v. Henneberg feindlich zu überziehen und dann sich in den reichen Stiftern am Main einzunisten und mit einer Generalbrandschatzung der Pfaffen den Krieg zu eröffnen. Philipp, der die Annehmlichkeiten solcher Kriegführung sehr wohl zu schätzen wußte, war doch verständig genug, sich gegen ihre Zweck-

mäßigkeit zu erklären. Die Heimsuchung Hennebergs wies er mit dem Hinweis zurück, daß derselbe das Evangelium predigen lasse; der Fehdebrief gegen die Bischöfe aber werde nicht bloß die Franken aufregen, sondern auch Mainz und Trier und die anderen Bischöfe zu Feinden machen. Seine Meinung war, erst mit dem Kaiser, dann mit den Geistlichen zu Ende zu kommen. Diese Haltung des Landgrafen verdient noch eine gewisse Anerkennung, wenn man bedenkt, daß er die relativ größten Opfer zu bringen hatte. Denn um seine Landschaft ballte sich das Gewölk am schwärzesten zusammen. Wenn auch seine Festungen in gutem Stande waren, so sah er doch das platte Land dem verderbenden Überzug durch die niederdeutschen Reiter oder Bürens Armee preisgegeben, und das mußte ihm um so beschwerlicher sein, als gerade in diesen Wochen eine Teurung in seinem Fürstentum eintrat, die er schon jetzt nur durch Öffnung der Magazine und freundschaftliche Überlassung großer Kornvorräte von Herzog Moritz bekämpfen konnte. Der Kurfürst, der von dem feindlichen Vetter noch nichts fürchtete, mußte doch des Überzuges von Böhmen her gewärtig sein. Nun hätte ihnen freilich eine einfache Überlegung sagen können, daß der Kaiser froh sein müßte, wenn er alle Streitkräfte aus den entlegenen Werbegebieten möglichst ohne Aufenthalt beisammen bekäme. Aber diese Berechnung wird eben von niemand angestellt. Ein jeder benimmt sich so, als ob ihm vor allen das Messer an der Kehle sitze, und nur in dem schleunigen Zuzug aller Bundesgenossen nach seinem Besitztum die Rettung vor der feindlichen Übermacht zu finden sei. Vor der Vereinigung sämtlicher Streitkräfte kommt keinem auch nur die Möglichkeit eines Angriffes auf den Gegner in den Sinn; vielmehr ist in allen Unternehmungen, auch bei dem Landgrafen, die oberste Maxime immer nur, die Truppen zu schonen, alles, worauf irgendwie Gefahr und Verlust stehe, zu vermeiden. In jenem Schreiben an den Kurfürsten erörtert Philipp auch die Möglichkeit, über das Würzburger Stift hinauszumarschieren. Als sichersten Weg empfiehlt er die Herbsthäuser Straße von Mergentheim auf Crailsheim; nächst dieser die im Taubertal an Rothenburg vorüber: beide noch innerhalb des Flußgebietes vom Rhein und Main, westlich von der fränkisch-schwäbischen Terrasse. Eine dritte Straße führe östlich von Rothenburg auf Dinkelsbühl: es ist die ins Wörnitztal, der nächste Weg nach Nördlingen und Donauwörth, auf dem später wirklich marschiert wurde. Damals aber erschien diese Wahl dem Land-

grafen noch als ein höchst bedenkliches Vorwagen gegen die Stellung des Kaisers.

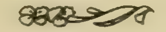
Analog waren die Erwägungen, mit welchen die oberländischen Kriegsräte ihren württembergischen Kollegen Wilhelm v. Massenbach am 11. Juli zum Nordheere absandten. Da der Hauptfeind in ihrer Nähe sei, so könnten sie nicht hinweg; sonst werde derselbe Augsburg und andere oberländische Städte überziehen: »hat er dann Augsburg gewunnen, was großen Verlust das den Ständen wär, ist leichtlich zu bedenken.« Deshalb seien sie entschlossen, ihr Lager vor Dillingen zu schlagen und die besten Pässe an der Donau, wie Donauwörth und Neuburg, zu besetzen, um sich gegen den Feind aufzuhalten, bis der Landgraf hinzukäme. Nur im Fall der Kaiser sich gegen die Fürsten wende, versprachen sie den Zuzug: marschiere er durch das Stift Eichstädt und Franken, so würden sie ihm an der Seite herziehen und ebensobald als er bei Schweinfurt oder Kitzingen zu den Freunden stoßen.

Nichts erschien den Oberländern empfindlicher als ihr Mangel an Reiterei, und daher bestürmten sie Philipp mit dem Wunsch, mit 1500 Pferden vorauszueilen und selbst in die Oberhauptmannschaft seines Kreises einzutreten — ein Gedanke, der, wenn er aus anderen Rücksichten und zu anderen Zwecken gefaßt wäre, gewiß nur gebilligt werden könnte. Wirklich war der Landgraf einen Augenblick dazu geneigt, aber der Kurfürst wies solche Tollkühnheit weit hinweg. Der Abschied von Ichtershausen blieb das höchste, wozu er sich verstehen mochte. Hatte doch Philipp Mühe genug, ihn von der Absicht auf die Bistümer abzubringen. Noch auf dem Wege ins Meininger Lager mußte er in wiederholten Briefen vorstellen, daß es mit Würzburg und Bamberg anders stehe als mit dem Augsburger Stift, dessen Bischof erklärter Diener des Kaisers, und dessen Besetzung wegen der Donau- und Alpenpässe notwendig sei; daß man damit nur die Oberländer erzürnen würde; daß auch das Plündern zu groß werde und die Untertanen erbittert würden, während man gerade den gemeinen Mann gut behandeln müsse, um ihn auf diese Seite zu ziehen. Auch auf den Zeitverlust wies er hin: der Kaiser werde sein niederländisches und italienisches Kriegsvolk erlangen und dann an Reiterei und Fußvolk die Überhand haben. Aber erst bei den Beratungen in Meiningen, an denen auch Massenbach teilnahm, ließ Johann Friedrich sich bekehren und ward der Vormarsch bis Donauwörth nach den Wünschen

der Oberländer in Aussicht genommen. Auch der Tag der Ankunft, der 4. August, und wahrscheinlich auch der Weg wurden hier festgestellt.

Die Kopflosigkeit dieser Strategie ist so erstaunlich, daß man annehmen möchte, die Schmalkaldener seien in völliger Unkenntnis über die militärische Lage des Kaisers gewesen, was freilich nicht für ihre Umsicht sprechen würde, aber doch ihre Ängstlichkeit einigermaßen erklären könnte. Aber wie muß unsere Verwunderung wachsen, wenn wir sehen, daß sie alle Wochen hindurch und ganz besonders in den Momenten des Vormarsches, wo er noch ohne Zeitverlust gegen Regensburg gewandt werden konnte, mehrfach übereinstimmende, genaue Berichte über die augenblickliche Macht des Kaisers und den Zeitpunkt wie den Umfang seiner erwarteten Verstärkungen erhalten haben! Schon am 24. Juni bemerkten ihre Gesandten in Regensburg den lauen Fortgang der feindlichen Rüstungen; sie deuteten darauf die Verhandlungen, welche in jenen Tagen versucht wurden. Bis in die ersten Julitage verharrten sie zum Teil am kaiserlichen Hoflager und sandten täglich ihre Berichte ab. Auch dann blieben hier immer noch Freunde genug zurück, denen als Neutralen, zumal da der Reichstag nominell fortdauerte, der Aufenthalt nicht verwehrt werden konnte, und die sich ein Vergnügen daraus machten, die Religionsverwandten über die Feinde zu unterrichten. Als das Nordheer am 26. Juli bei Schweinfurt den Main überschritt, trafen mehrere dieser Kundschaften ein, welche die Lage in Regensburg genau zeichneten. Aber es findet sich keine Spur davon, daß die Fürsten sich dadurch irgendwie hätten beeinflussen lassen. Sie rückten auf der gewählten Straße fort, ruhten am 27. in Schwarzach aus, kamen am 28. bis Langensteinach, am 29. bis Gebsattel, wo sie abermals einen Ruhetag machten. Hier ritt am 30. ein Sendbote des französischen Gesandten am Hofe, des Herrn v. Bassefontaine ins Lager, ein Herr v. Varnbüler, der höchst erfreuliche Aussichten auf die Freundschaft und Kooperation König Franz I. brachte und im Namen des Botschafters die Aufforderung hinzufügte, ungesäumt auf Regensburg zu marschieren: so müsse der Kaiser, der nur ganz wenig Kriegsvolk um sich habe, die Stadt verlassen und sein feindseliges Vorhaben gänzlich aufgeben. Aber auch diese Mahnung machte die Fürsten nicht irre. Sie zogen am folgenden Tage auf der Straße nach Donauwörth ruhig weiter. Als sie in das Lager zu Waldhausen gekommen waren, erhielten sie aus dem oberländischen Hauptquartier die beruhigendsten Meldungen über die Streitkräfte

des Feindes. Die Kriegsräte berechneten sie fast ebenso wie die Nachrichten, welche am Main aus Regensburg und Nürnberg eingelaufen waren, gelautet hatten: also, folgerten sie, sei die Not noch nicht so groß, daß der Landgraf mit einem Teil der Reiterei vorauszueilen brauche! Schon standen die Heere so nah, daß die Führer in direkte Verbindung treten konnten. Auf Verlangen des Landgrafen rittender Oberst v. Heydeck und der Rentmeister von Neuburg, Gabriel Arnold, den Fürsten entgegen. Am 1. August schlugen sie ihr Lager nahe bei Dinkelsbühl, am 3. waren sie schon im Rieß um Nördlingen, am 4. erreichten sie die Stellung von Donauwörth.



Aus der Sterbestunde des Kurfürsten Moritz von Sachsen.

Der Bericht, den ich hier zum Abdruck bringe (ich fand ihn vor Jahren im Marburger Archiv), ist nicht bloß von dem größten Quellenwert, sondern von so allgemeinem Interesse, daß ich auf die Zustimmung meiner Leser hoffen darf, wenn ich ihn aus der Verborgenheit einer Zeitschrift von provinziellem Charakter noch einmal an die Öffentlichkeit ziehe. Er bildet die Beilage eines Briefes, der selbst wieder Fragment einer umfassenden Korrespondenz zwischen Christoph von Carlowitz, dem vertrautesten Minister des Kurfürsten Moritz, und dem Landgrafen Philipp von Hessen ist.

Der Briefwechsel diente zur Beilegung des alten Haders zwischen Herzog Heinrich von Braunschweig und Landgraf Philipp, der vor Jahren in das Schicksal beider Fürsten aufs tiefste eingegriffen und für die deutsche Reformation sich so verhängnisvoll erwiesen hatte; und die endliche, volle Versöhnung beider Fürsten ist wirklich durch ihn herbeigeführt worden. Doch brachte Christoph von Carlowitz damit nur zu gutem Ende, was von seinem Herrn begonnen war.

Analog der vermittelnden Richtung, welche er schon zur Zeit des Schmalkaldischen Bundes einzuhalten bestrebt gewesen war, hatte Moritz auch nach der Wiederherstellung des Landgrafen es sich angelegen sein lassen, die alten Gegner zu versöhnen. Angebahnt waren diese Verhandlungen schon im Jahre 1547, unter dem Druck der Siege des Kaisers; beendet wurden sie gerade im Gegensatz zu diesem, im Sinn und Zusammenhange der politischen Gedanken, welche Moritz in Passau zum Siege geführt, und zu denen er sich noch im Angesichte des Todes bekannt hat. Doch waren es nicht die tiefgreifenden politischen oder religiösen

Gegensätze der Epoche, welche der Kurfürst hier noch auszugleichen hatte. Diese würden überhaupt niemals vermocht haben, die Todfeindschaft zwischen den beiden Fürsten zu erwecken. Um ihretwillen hätte der Landgraf mit Herzog Heinrich ebenso kordial verkehren können, wie er es mit dem Kardinal von Mainz oder dem Kurfürsten von der Pfalz zu tun pflegte, und wie der Braunschweiger zu seinem eifrig protestantischen Schwiegersohn Markgraf Johann von Küstrin stand. Es hatten persönliche Reizungen hinzutreten müssen, um beide Fürsten in jenen blindwütenden Haß zu treiben, mit dem sie sich in Briefen und Flugschriften, auf den Reichstagen und dem Schlachtfelde verfolgten. Gerade der Hader zwischen Landgraf Philipp und Herzog Heinrich ist ein typisches Beispiel für den Einfluß, welchen persönliche und oft recht platte Leidenschaften, Beleidigungen eines rohen Ehrgefühls oder Begehrlichkeit eines niedrig gerichteten Ehrgeizes, dürftige lokale Streitigkeiten, ein Zechgezänke, Erbschaftszwist oder die Zügellosigkeit der Sinnenlust auf die Entschließungen der deutschen Fürsten von damals auszuüben pflegten. Als der Rausch der Leidenschaften in leidensvollen Jahren verflogen war, als die Sinnlosigkeit der Feindschaft durch die Tücke, mit der die habsburgische Politik sie für sich ausgenutzt hatte, sonnenklar zutage getreten war, als auch die religiösen und politischen Gegensätze, welche allerdings in Verbindung mit den persönlichen Leidenschaften getreten waren und dadurch die allgemeine Katastrophe mit bedingt hatten, ausgeglichen und andern Konstellationen gewichen waren, da blieb als einzige Hemmung neuer Freundschaft ein kümmerlicher Rest lokaler Differenzen, für deren Beilegung es keiner hohen staatsmännischen Weisheit bedurfte, sondern nur williger Geneigtheit der Entzweiten und eines gefälligen und geschickten Vermittlers, einer umständlichen Korrespondenz und mehrmaliger Unterredungen auf der Jagd oder beim Gelage, längeren Feilschens und Marktens, Überforderns und Unterbietens bis zur Festsetzung einer Durchschnittssumme, welche beide Teile von Anfang an ins Auge gefaßt hatten.

Die Fordernden waren diesmal die Braunschweiger: nicht sowohl Heinrich der Jüngere selbst als einige seiner Edelleute, welche während der schmalkaldischen Okkupation des Herzogtums von hessischen Nachbarn geschädigt waren. Der Landgraf, welcher die Gerechtigkeit ihrer Klagen anerkannte, versuchte anfangs doch, sich mit einem

»Reiterdienst« loszukaufen. Im Fall der Ablehnung ließ er dem Herzoge zehn- und als die höchste Summe zwölftausend Gulden bieten. Nach vielem Hin- und Herschreiben und mehrfachen Konferenzen zwischen Moritz und Heinrich war man eben so weit gekommen, daß dieser mit 20000 Gulden sich zufrieden erklärte, als der verwegene Zug des Markgrafen Albrecht nach dem braunschweigischen Herzogtum alle Gedanken in eine andere Richtung drängte. In dem Waffenlärm der nächsten Wochen ruhten jene Verhandlungen. Die Schlacht bei Sievershausen, der Tod des Kurfürsten drohte sie vollends aufzulösen. Da erwarb sich Carlowitz das Verdienst, die dem Zerreißen nahen Fäden wieder aufzunehmen. Noch im Abreiten vom Schlachtfelde sprach er mit Herzog Heinrich. Der erklärte seine Bereitwilligkeit zum Vertrage unter den Bedingungen, welche er im Mai gestellt hatte. Carlowitz schrieb dies an Philipp (es ist der unsere Korrespondenz eröffnende Brief) am fünften Tage nach der Schlacht. Er legte einen Entwurf des Vertrages bei, den noch der Kurfürst selbst aufgezeichnet hatte. Und diesen nahm nun der Landgraf an (Immenhausen 18. Juli). Damit verstand er sich zur Zahlung von 20000 Gulden, die aber den beschädigten Edelleuten unmittelbar in drei Terminen bis Weihnachten 1554 eingehändigt werden sollten. Eben die Erwiderung auf diese Entscheidung des Fürsten ist der Brief des Ministers vom 24. Juli, zu dem der Bericht über die letzten Stunden des Kurfürsten gehört. Die Ratifikation des Vertrages verzögerte sich noch um einige Wochen, da Herzog August, der offiziell in die Vermittlerrolle seines Bruders treten sollte, außer Landes in Dänemark war. Erst im Oktober ist sie ausgefertigt worden.

Über den Wert der nachstehenden Urkunde werden wir nicht viele Worte zu verlieren brauchen. Ein besserer Gewährsmann als der langjährige Minister, der vertrauteste Freund des Kurfürsten, den dieser als den Nächststehenden am Sterbebette gehabt, dem er seinen letzten Willen in die Feder diktiert hat, ist überhaupt nicht denkbar. Der Bericht ist allerdings erst einige Zeit nach der Katastrophe aufgezeichnet worden, aber an einem Tage, wo die Erinnerung an die letzten Augenblicke des Fürsten in Carlowitz ganz besonders lebhaft sein mußte. Denn wenige Stunden vorher hatte er zum letztenmal in das Antlitz des Toten blicken können, in eben jener Stadt, wo er den Brief geschrieben, im Dome zu Freiberg: am 23. Juli war dort der Kurfürst in der Gruft seiner Ahnen zur letzten Ruhe gebettet worden.

Die Worte sind wie ein letzter Nachruf des treuen Dieners in das Grab seines Herrn.

Noch andere haben die letzten Reden des Fürsten aufgezeichnet. Ein Feldschreiber, der sehr viel später, erst am 29. August eine »Zeitung« von der Schlacht niederschrieb, kann sich doch auf einen sehr glaubwürdigen Zeugen berufen, den Hofprediger Johann Albinus selbst, der dem Sterbenden mit den Tröstungen der Religion beigestanden hat. Ein Amtsbruder des letzteren, der Prediger Johann Pollicarius in Weißenfels, schickte schon am 17. Juli, noch vor Carlowitz, einen »Sendbrief« aus über die Schlacht und den Tod des Herzogs. Auch er kennt den »Herrn Johann«, obschon er ihn nicht ausdrücklich als Gewährsmann nennt. Er spricht die Hoffnung aus, daß dieser selbst die ganze Begebenheit »in Druck« geben werde. Bis dahin soll seine Zeitung die »Calumnien«, die schon über die letzten Augenblicke des Herzogs ausgebreitet waren und auf welche auch Carlowitz in seinem Schlußsatze hindeuten mag, widerlegen.

Ohne Frage steht Carlowitz viel höher als jene beiden. Da, wo wir das Testament von seiner Hand kontrollieren können, bemerken wir Wort für Wort die Übereinstimmung. Die von dem Feldschreiber aus dem Munde des Albinus mitgeteilten Worte sind inhaltlich gleich[1]); doch klingt die Fassung bei Carlowitz sehr viel einfacher und ungesuchter. Indem dieser verbessert, ausstreicht, überschreibt, am Rande nachträgt, bezeugt er das sorgfältige Bestreben, genau die Gedanken seines Herrn wiederzugeben: sehr erklärlich bei der Stellung des Fürsten, an den er schreibt, zu dem Verstorbenen. Trotzdem soll nicht behauptet werden, daß Herzog Moritz gerade so, nicht anders und nicht mehr vor seinem Ende gesprochen; sehr möglich, daß er noch andere Worte gebraucht hat. Carlowitz selbst deutet es an, und sogar die längeren Trostsprüche, die der Feldschreiber aus Albinus' Munde mitteilt, kann man unter dem letzten »beständigen Anrufen und Bekennen des Glaubens an Christus« noch eine Stelle finden lassen. Aber für möglichst nah wiedergegeben werden wir den Wortlaut seiner letzten Reden in unserem Bericht halten dürfen.

---

[1]) Auf die Frage, ob er gerne sterben wolle: »Ei, ist doch Christus, der unser aller Heiland, und ohne Sünde gewesen, gerne gestorben, warum wollte ich armer, elender, sündiger Mensch dann nicht auch gerne sterben?« Dazu noch andere »schöne Trostsprüche«, die ihm aber Albinus wohl alle, wie der Erzähler selbst sich ausdrückt, »fürgesagt« hat.

Das Bild des Herzogs erhält dadurch im Grunde keinen neuen Zug. Denn die Versicherung, daß er den letzten Kampf zur Rettung Deutschlands vor weiterer Verwüstung gewagt habe, finden wir in allen seinen Ausschreiben vor und während des Krieges; noch in seinem letzten Brief, dem Siegesbericht an den Bischof von Würzburg, wiederholt er es mit ähnlichem Nachdruck; und daß sich seine letzten Gedanken auf Gott und das Jenseits gerichtet haben, lehren uns auch die anderen Berichte über seinen Ausgang. Freilich pflegt man nicht häufig auf diesen weichen Zug an dem Fürsten zu achten. Und sehr erklärlich, wenn Stimmungen übersehen werden, zu denen die Handlungen dieses Lebens das gerade Widerspiel bilden. Denn was würde man in der Natur des Fürsten weniger suchen, als das Gefühl der Verantwortlichkeit für sein Tun und Lassen, den Gedanken, daß alle Herrlichkeit einmal ein Ende haben werde, die Empfindung, daß alle Erfolge des Lebens das Leben nicht wert seien! Wo das ganze Dasein auf Erfolg und Herrlichkeit gerichtet war: nie und nirgends eine Spur von Rücksicht, sobald es diese Ziele galt: dreifach die Treue gebrochen, gegen die Verwandten, die Religion und des Kaisers Majestät. Aber dieselbe Nichtachtung der eigenen wie anderer Personen: Freude am Kampf um des Kampfes willen: als ob der Tod gar nicht kommen könne: niemals rastendes, alles vor sich niederwerfendes Vorwärtsdringen und Machtgewinnen. Todwund diktiert er noch den Schlachtbrief an den Freund, den Bischof von Würzburg. Wie atmet da noch jede Zeile die Freude am Kampf, den Stolz des Siegers! Dann aber die Gewißheit des nahenden Todes. Und alsbald ist aller Lebenstrotz wie weggewischt. Kein Laut der Klage, daß er nun hinweg muß, in voller Manneskraft, daß eine Zukunft von Ehre, Macht und Glanz dahingenommen wird. Im Testament einige Aufträge und Bitten an den Nachfolger, liebevoll sorgende Bestimmungen für die Gemahlin und die Tochter, ein frommer Gruß an jene, gnädige Verwilligungen an die Diener, von dem treuen Gefährten aller Züge Carlowitz bis zum Stubenheizer Peter Kolbe herab, auch ein Geschenk für die Armen, die Bitte an den Bruder, mit dem Jagen dieselben nicht so sehr zu beschweren, eine letzte Verfügung noch über das Kriegsvolk, und die Versicherung, daß dieser Feldzug nur zur Rettung des deutschen Vaterlandes und der eigenen Herrschaft vor »endlichem Verderben« unternommen sei. Sonst aber alle weltlichen Gedanken und Sorgen gänzlich abgestreift, den eigenen Willen in Gottes Willen

gestellt, die Sünden gebeichtet, den Feinden vergeben, den Glauben bekannt, und inbrünstige Sehnsucht nach Erlösung aus dieser »elenden, untreuen und trübseligen Welt, auf der niemand begehren solle zu leben«.

Gerade aber indem Herzog Moritz sich auf dem Todbette zu den religiösen Impulsen der Epoche bekennt, zeigt sich uns, wie fest er in dem Boden wurzelt, auf dem er erwachsen ist. Das Schicksal des deutschen Protestantismus lag in seiner Hand, und er gab es preis: aber der protestantischen Kirche gehört er mit Überzeugung an. Für ihre nationale Bedeutung, für die Pflichten, die ihm als evangelischem Fürsten obliegen, hat er keinen Sinn; oder wenn sich ihm etwa das Gewissen regt, so erstickt es sein Ehrgeiz: aber sterbend greift er mit herzlicher Begierde nach den Tröstungen, die sie ihm darbietet; und indem er sich bereitet vor Gott zu treten, erscheint ihm die Welt, der er eben noch mit allen Sinnen angehörte, als eine Stätte der Untreue und Trübsal, der ein jeder mit Freuden Valet sagen müsse.

Der Minister denkt nicht anders als der Fürst. Wenn wir irgendwo eine Betrachtung der politischen Ziele des Kurfürsten erwarten sollten und einen Ausdruck der Trauer, daß seine hohen Gedanken so jäh durchschnitten wurden, so ist es in diesem Nachruf aus der Feder eines Mannes, der sein geheimstes Vertrauen besaß, alle Erfolge mit ihm vorbereitet und durchgeführt hat, und in einem Verhältnis zu ihm stand, daß wir noch nicht sagen können, wem der größere Anteil an denselben gebührt. Carlowitz ist fern davon. Was er selbst hinzufügt, ist ganz im Sinne seines Herrn: sein letztes Wort der Dank gegen Gott, daß er ihm nach einem so löblichen Siege ein so seliges und christliches Ende verliehen habe.

Cristoph Carlowitz an Landgraf Philipp.

Freiberg 1553 Juli 24.

Gnediger furst und her. Als auch e. f. g. cammersecretari Johan Megbach von wegen e. f. g. mit mir geredet, ab m. gn. h. der verstorbne churfurst seliger und loblicher gedechtnus ein testament gemacht und ab s. ch. g. auch ir gemalh und ire tochter darin bedacht hab, doruff sol e. f. g. ich aus underthenigem vertrauen nicht bergen, das ich von keinem andern testament weiss, dan das s. ch. g. mir etliche stunden vor irem ende befolhen hat, etliche artickel, iren brudern, ire landschaft, ir gemalh, ire tochter, ire diener und arme leute belangend,

aufzuzeichnen und hochgemeltem irem brudern und irem gemalh nach s. ch. g. absterben dieselbigen als vor iren letzten willen und letzte bitte undertheniglich furzutragen, welche alle s. ch. g. auch mit eigner hand unterschrieben, das es also fast vor ein kriegstestament oder testamentum militare zu halten ist. S. ch. g. hat auch unter andern ir gemalh, m. g. fraue, uber irem widthumb noch weiter gantz freuntlich, und dan ire tochter auch etlicher maszen bedacht, wie e. f. g. mit der zeit weiter derhalben bericht sol werden. Und s. ch. g. hat mir unter anderm befolhen, s. ch. g. gemalh volgende wort zu sagen: das s. ch. g. sie freuntlich gesegnen lassen, in trostlicher hoffnung, das sie mit der zeit nach gottes gnediger verleihung in jener welt wider einander sehen wollen.

Aber sonst hat sich s. ch. g. aller weltlichen gedancken und sorgen gentzlich entschlagen gehabt und von nichts andern geredet, dan das sie iren willen in gottes willen gestellet hette, item das niemand begern solde, auff dieser elenden, trübseligen und untreuen welt zu leben. Und als s. ch. g. (des andern abents[1]) gebeten wurde, die schmertzen mit gedult zu tragen, dan wan der neu monat und die nacht vorüber, so wurde es, ab got wil, besser werden, daruff hat s. ch. g. geantwortet: ich wil es, ab got wil, nicht erwarten.

Nachdem auch s. ch. g. durch den pfarher gefragt, ab s. ch. g. auch einige anfechtung hette und ob sie auch auff den einigen Christum und seine verdienst ire zuversicht setzte, hat s. ch. g. geantwortet: auf wen solde ich sonst meine zuversicht setzen?

Als auch s. ch. g. ire sunde bekennet und got umb vergebung derselbigen gebeten, hat der pfarher gefragt, ob s. ch. g. auch iren feinden vergebe; hat daruff s. ch. g. geantwortet: ja, von hertzen. Wie man auch des feltzuges zu rede wurden, hat s. ch. g. gesagt: got wisse, das sie denselbigen nicht aus einigem sonderlichen widerwillen gegen marggraf Albrechten, auch nicht umb eigner ehre oder nutzes willen furgenommen, sonder allein, weil sie gesehen, das sonst iderman stille gesessen und zugesehen, das das arme Deutschland so jemmerlich verhert und verterbt und der krieg aus einem lande in das ander gefuret, also das schir kein land desselbigen uberig oder sicher, so hette sie nicht konnen unterlassen, zum wenigsten ires teils dazu zu thun, damit weitere verherung und verterbung des gemeinen vater-

[1]) Am 10. Juli.

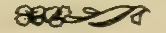
landes verbleiben, s. ch. g., auch ire lande und leute, an die es gewislich sonst auch geraichen wurde, beschutzen mochte, und das s. ch. g. keiner andern meinung dazu gekommen, daruff wolde s. ch. g. sterben.

Und als sich die schmertzen letzlich gemheret, hat s. ch. g. so gantz andechtiglich gesagt: ach lieber got, wilstu nicht schir kommen?[1]) Und ist bald darnach mit solcher gedult und sanftmütikeit, auch in so bestendiger anruffung und glauben an unsern hern Jhesum Christum in got verscheiden, das wir arme verlassene diener und underthanen got nimmermher genugsam vor dancken konnen, das seine gotliche barmhertzigkeit s. ch. g. nach eroberung eines solchen loblichen sieges ein so seliges und christliches ende verlihen hat. Dem sei darumb lob und danck in ewikeit, amen.

Und ich hab solchs e. f. g. zu warhaftigem bericht undertheniglich nit wollen verhalden, der ich mich hiemit in aller demut thue befelhen. Datum ut in litteris.

---

[1]) Eine andere Überlieferung gibt als letztes Wort an: »Gott wird kommen« (von Langenn, Herzog Moritz I, 589). Eine Wendung, die etwas Mystisch-Prophetisches hat und so auch von Ranke, der sie übernahm, gedeutet ist: »Man sagt, sein letztes Wort sei gewesen: ‚Gott wird kommen'. Ob zur Strafe oder zur Belohnung oder zur Lösung dieser wirren irdischen Händel: man hat ihn nicht weiter verstanden.« Die Differenz ist im Sinne größer als in der Form. Die Frage streift das Fremdartige ab und wird der sehnsüchtige Seufzer nach der Erlösung von den Schmerzen und nach der Vereinigung mit Gott, ganz im Sinne der letzten Gedanken des Fürsten und seines Bekenntnisses, »so ganz andächtiglich«.



Päpstliche Nuntiaturen in Deutschland im 16. Jahrhundert.[1])

Seitdem Papst Leo XIII. mit hochherzigem Entschluß im Jahre 1880 das vatikanische Archiv der historischen Forschung zugänglich gemacht hat, ist diese dorther durch eine Reihe umfassender Publikationen mächtig gefördert worden. Teils aus eigenem Antrieb und Mitteln, teils von Regierungen und Vereinen unterstützt, sind dort bis zum Kriege alljährlich vom Herbst bis zum Sommer hin eine Anzahl von Forschern vereinigt gewesen, um die durch alle Jahrhunderte ausgebreiteten Schätze der vatikanischen Sammlungen wetteifernd an das Licht zu schaffen. Was die Beamten des Vatikans, vor anderen unsere Landsleute, der Dominikanerpater Denifle und Pater Franz Ehrle vom Orden Jesu, im »Archiv für Kirchen- und Literaturgeschichte des Mittelalters«, im »Spicilegio Vaticano« und anderen Editionen, was die Zöglinge der École française in den Regestenwerken über die Päpste des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts oder in der Bändereihe der »Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome« ediert haben, kann — um von anderen Unternehmungen zu schweigen — allein schon fast eine Bibliothek vorstellen; doch ist damit erst ein kleines Loch in den Berg von Akten gegraben worden.

Später als andere Regierungen hatte sich die preußische entschlossen, in den allgemeinen Wettbewerb einzutreten. Erst im Jahr 1888 folgte sie den Anregungen, die wiederholt an sie herangetreten waren, und gründete nach dem Vorgange Frankreichs und Österreichs

---

[1]) Auf Grund der von dem Kgl. preußischen historischen Institut in Rom herausgegebenen Nuntiaturberichte aus Deutschland, 1. Abt., Bd. 1—4, 2. Abt. Bd. 1—2, 4. Abt. Bd. 1 (1892, 1895).

eine historische Station, die im folgenden Jahr den Titel eines Historischen Instituts annahm, mit der Bestimmung, nicht nur die Zentrale für die deutsche Forschung in Rom und Italien zu werden, durch seine Verbindungen und Erfahrungen anderen Forschern die Wege zu ebnen, sondern vor allem auch selbst aus den Archiven Roms und Italiens Publikationen zur deutschen Geschichte zu veranstalten.

Als erste Hauptaufgabe war von Anfang an die Herausgabe der Nuntiaturberichte aus Deutschland in der Reformationszeit ins Auge gefaßt worden. Man dachte dabei zunächst nur an die Epoche Karls V., von 1519 bis 1555, beschloß jedoch bald, da sich für die ersten zwölf bis dreizehn Jahre das unbekannte Material geringer als man gedacht herausstellte, nach dem Augsburger Religionsfrieden dagegen die Quellen um so reichlicher flossen, von jener ersten Zeit abzusehen und dafür die späteren Jahre, anfangs bis 1576, dann bis 1585, d. h. bis zu dem Regierungsantritte Sixtus V., in den Arbeitsplan mit einzuziehen. Hier wollte man innehalten, da bereits die Görres-Gesellschaft die Bearbeitung der Berichte aus der Zeit des letztgenannten Papstes begonnen hatte. Auch dieser Plan hat aber noch eine Änderung erfahren. Denn während die Arbeit bereits für die verschiedenen Epochen rüstig gefördert wurde, ergab sich, daß das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Rom, an dessen Spitze Theodor von Sickel stand, neben seinen mittelalterlichen Aufgaben ebenfalls eine Partie der Nuntiaturberichte des sechzehnten Jahrhunderts, und zwar die gerade für Österreich so entscheidungsvolle Periode Kaiser Maximilians II. zum Arbeitsgebiete gewählt hatte. Um eine zwecklose Konkurrenz beider deutscher Institute zu vermeiden, kam es daher zu einer Vereinbarung, welche in erfreulichster Weise zugleich die Gemeinsamkeit der Interessen und die Selbständigkeit einer jeden Genossenschaft gewährleistete.

Welche Massen von Akten im Vatikan zu bezwingen sind, mag man aus der Angabe des Herausgebers der ersten Bände ermessen, daß in der Hauptabteilung, den Akten des Staatssekretariats, allein an Nuntiaturberichten nebst den dazu gehörigen Gegenschreiben der Kurie an 4000 Bände vorhanden sind, eingeteilt in 21 Gruppen nach den Ländern oder Orten, woher oder wohin die Schreiben gerichtet waren. Auf die Nuntiatura di Germania fallen davon für die Zeit vom Beginn der Reformation bis 1740 351 Bände, davon aber in die ganze Zeit Karls V. nur 16, und in die erste Abteilung unserer

Publikation etwa ein Dutzend. Erst nachher schwillt die Sammlung an, so daß für Deutschland von 1560 bis 1585 bereits 54 Bände gezählt werden.

Dabei sind die Nuntiaturakten nur ein Bruchteil des Archives. Zu den Materialien des Staatssekretariats gehört noch die Abteilung der Lettere, d. h. die aus allen Ländern der Christenheit sonst eingelaufenen Schreiben, geordnet nach den Schreibern in Briefe der Fürsten (mehr als 200 Bände), Kardinäle, Bischöfe und Prälaten, endlich von Privatleuten (Lettere di particolari). Neben den Akten des Staatssekretariats unterscheidet man im vatikanischen Geheimarchiv ferner noch drei Hauptabteilungen. Sie umschließen in zusammen 125 Armarien (Schränken) unter anderem die Bullenregister, die Finanz- und Verwaltungsakten, die höchst wertvolle Sammlung der Breven und eine bunte Fülle von Relationen, Gutachten, Reichstags- und Konzilsakten, Tagebüchern, Protokollen, Instruktionen, Schriften und Abhandlungen aller Art. Von den Bullenregistern entfallen auf die Regierung Pauls III. nicht weniger als 270 Bände, und in dem einen Armarium Nr. 62 ruht eine Sammlung von 97 Bänden, welche alle auf das Trientiner Konzil oder doch auf die damit zusammenhängenden Verhandlungen und Bestrebungen Bezug haben!

Für eine Publikation kann also immer nur ein Teilchen dieser Massen in Betracht kommen. Da aber deren Sichtung, was weiter nicht wundernehmen kann, zu wünschen übrig läßt, und die Korrespondenzen, die unsere Forscher suchen, durch alle Abteilungen hin verstreut sind, so ist es für sie geboten, sich ungefähr wenigstens über ihren gesamten Inhalt zu vergewissern.

Auch damit ist ihre Aufgabe nicht erschöpft. Zunächst haben sie noch in den Sonderarchiven der Kurie, wenigstens in dem Konsistorialarchiv und unter den Akten zu suchen, die in der vatikanischen Bibliothek, zu der das Archiv in früherer Zeit gehörte, zurückgeblieben sind. Auch andere römische Sammlungen bieten oft reichste Ausbeute, so die Klosterbibliotheken von S. Maria in Vallicella, S. Maria sopra Minerva und S. Agostino, dann die Bibliotheken der römischen großen Familien, vor allem der Barberini, der Borghese, der Chigi und Corsini, von denen die letzte mit jenen Klosterbibliotheken heute im Besitze des Staates ist, während die Borghesiana vom Vatikan erworben wurde. Denn die Päpste, welche aus diesen Familien stammten, erlaubten sich in der Regel, die Akten, welche unter der

Regierung ihrer Angehörigen entstanden waren, nach deren Tode als ihren Privatbesitz zurückzubehalten. So daß man die Geschichte Pauls V. (1605 bis 1621) früher nirgends besser studieren konnte als in der Borghesiana, und die Urbans VIII. (1623—1644) noch immer hauptsächlich in der Barberiniana suchen kann, aus der z. B. Gregorovius seine Biographie dieses Papstes im wesentlichen geschöpft hat. Die Chigiana geht auf Alexander VII. (1665—1667), die Corsiniana auf Clemens XII. (1730—1740) zurück. Nur diese Familienbibliotheken haben es Ranke ermöglicht, seine klassische Geschichte der Päpste zu schreiben, da ihm der Vatikan ja verschlossen war, und ebenso verdankt ihnen der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter einen großen Teil seiner Informationen.

Auch die Farneses, zu denen Paul III. gehörte, haben es nicht besser gemacht. Und so befindet sich die Hauptmasse der Nuntiaturberichte aus seiner Regierung gar nicht in Rom, sondern im Staatsarchiv zu Neapel, unter den zweitausend Faszikeln der Carte Farnesiane, während andere Akten desselben Ursprunges in das Staatsarchiv zu Parma geraten sind, das bis ins achtzehnte Jahrhundert den Farneses gehörte. Alle diese Akten stammen aus dem Nachlaß des Kardinals Alessandro Farnese, der im Alter von 18 Jahren von seinem Großvater dem Papst mit der Führung der gesamten auswärtigen Korrespondenz betraut wurde und dies Amt bis zum Tode Pauls (1549) innehatte. Neben dem jungen Nepoten stand in den ersten Jahren als sein Sekretär und seine rechte Hand Marcello Cervini, der bald selbst Kardinal wurde und als Marcellus II. 1555 sogar die Tiara, wenn auch nur drei kurze Wochen, getragen hat. Nach dessen Tode behielt auch seine Familie seine Papiere zurück, bis sie im achtzehnten Jahrhundert durch Kauf an die toskanische Regierung kamen und somit als die Carte Cerviniane eine schon oft benutzte Handschriftengruppe des Florentiner Archives bilden, als eine Hauptquelle für die vierziger Jahre und zumal für das Trientiner Konzil.

Man erstaunt über die Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit, mit der die so oft bewunderte Diplomatie der Kurie damals noch ihre Geschäfte betrieben hat. Nicht einmal die Beamten, die nur ein paar Jahre Dienst leisteten, waren verbunden, ihre Akten wieder an die Regierung abzuliefern. Von einem Sekretär Adrians VI., dem Niederländer Theodor Hezius, hören wir, daß er nach dem Tode des Papstes

seine Amtspapiere ungehindert in seine Heimat habe mitnehmen dürfen, wo sie seitdem verschollen sind. Und wenn die Depeschen des Vergerio erhalten sind, so verdanken wir das für ihre Hauptmasse dem Umstande, daß sie aus seiner Vaterstadt Capodistria, wohin er nach seiner deutschen Nuntiatur als Bischof ging, später in den Besitz der Republik Venedig gekommen sind, wo Friedensburg sie mit privaten Korrespondenzen untermischt in der St. Markus-Bibliothek beisammen fand. Auch mit den Berichten Giovanni Morones aus seiner ersten Nuntiatur, die ihn vom November 1536 ab fast zwei Jahre an den Hof Ferdinands I. fesselte, verhält es sich nicht viel anders. Sie sind meistens im Original erhalten und zu neun Zehnteln bisher nicht nur ungedruckt, sondern ganz ungekannt geblieben; im Vatikan aber fand der Herausgeber, Professor Friedensburg, der sich das größte Verdienst um die Publikation dieser Berichte erworben hat, nur fünf Berichte; alle anderen waren mit dem Farneseschen Nachlaß, sei es nach Parma, sei es nach Neapel gewandert.

Zur Erklärung mag dienen, daß das Institut der ständigen Nuntiatur, wie ja die bleibenden Vertretungen der großen Mächte an fremden Höfen überhaupt, damals erst in den Anfängen seiner Ausbildung stand. Über den Pontifikat Julius' II. reicht es nicht hinauf, und speziell für Deutschland entwickelte es sich langsamer und unsteter als gegenüber Venedig und Spanien, Frankreich und der Schweiz. Wenn die großen Ereignisse am Ende der Regierung Maximilians I. und in den ersten Jahren Karls V., der Türkenkrieg, die Kaiserwahl und die lutherische Frage, mehrfache Aussendungen, von Campeggi, Caracciolo und Aleander, veranlaßten und eine gewisse Stetigkeit anbahnten, so wurde diese mit der Abreise Kaiser Karls aus Deutschland nach dem Wormser Reichstage 1521 wieder unterbrochen. Denn er blieb dem deutschen Boden nun fast zehn Jahre fern; das Reich, sich selbst überlassen, geriet fast in Auflösung, und es war trotz der vielen Reichstage im Grunde niemand da, bei dem die Kurie als dem Vertreter des Reiches ihre Nuntien hätte beglaubigen können. Zunächst folgten die Nuntien, welche bei Karl V. beglaubigt waren, ihm ins Ausland. Adrian VI. sandte späterhin Chieregati, um auf dem Reichstage zu Nürnberg wie bei Erzherzog Ferdinand die Sache der Kirche zu führen und die lutherische Bewegung zu hemmen; ihm folgte später als Legat Lorenzo Campeggi, und neben und nach diesem Girolamo Rorario, beides alte Kenner der deutschen Verhältnisse. Man weiß aber,

eine wie demütigende und nichtssagende Rolle diese Gesandten gespielt haben. Und als dann nach dem Frieden von Madrid Clemens VII. in die Reihen der Feinde Habsburgs trat, war es für eine Zeitlang mit jeder Vertretung der Kurie in Österreich wie im Reiche vorbei. Erst auf dem Reichstage zu Speier 1529 finden wir wieder einen Nuntius, diesmal einen Laien, einen Grafen Pico della Mirandula. Ihm folgte der Erzbischof von Rossano Vincenzo Pimpinella, der bei dem nun zum römischen König erwählten Ferdinand zwei Jahre blieb, und mit dem die stetigere Entwicklung der deutschen Nuntiatur recht eigentlich beginnt. Leider sind die Papiere von dieser Mission nicht erhalten, so daß erst mit unserer Sammlung, also mit den Depeschen seines Nachfolgers Vergerio die lückenlose Geschichte der deutschen Nuntiatur anhebt.

Vergerio selbst ist ein lebendiges Beispiel für das Unfertige, das der Institution immer noch anhaftete. Als er nach Deutschland ging, war er erst zwei bis drei Jahre im Dienste der Kurie und nicht länger in der Geistlichkeit. Von Haus aus Rechtsgelehrter (er hatte zu Padua Jura und Humaniora studiert und es zum Doktor und Poeta laureatus gebracht), war er längere Zeit in Venedig als Anwalt tätig gewesen. Erst der Tod seiner Frau, einer Dame aus dem edlen Geschlecht der Contarini, hatte ihm den Gedanken an die geistliche Laufbahn nahe gelegt, in der bereits zwei seiner Brüder Erfolge erzielt hatten, und deren einer, Aurelio, als Sekretär Clemens VII., ihm Zutritt zum Papste verschaffte. So kam er an die Kurie und von dort nach einer kurzen Probezeit in Venedig als Nuntius nach Deutschland, ohne daß er irgendwie die dortigen Zustände, die Personen und Parteien oder die religiöse Bewegung in der Nation gekannt hätte. Nicht einmal die Sprache des Landes war ihm geläufig; neben dem slawischen Idiom, das er von seiner istrischen Heimat her kannte, beherrschte er nur das Latein, in dem er sich schriftlich wie mündlich mit den Deutschen, auch mit König Ferdinand zu verständigen hatte. Übrigens war auch er zunächst nicht sowohl bei den Ständen als bei dem römischen König beglaubigt, an dessen Hoflager er blieb und den er von Wien nach Prag und Kadan, und wieder nach Wien zurück begleitete. Im Reich war man so sehr außerhalb alles Verkehrs mit Rom geraten, daß noch im Juni 1533 mehrere Fürsten ein Anliegen bei dem Nuntius Pimpinella anbringen wollten, der bereits fast ein Jahr lang aus Deutschland fort

war. Demgemäß nehmen die Persönlichkeiten des habsburgischen Hofes und die Zustände der österreichischen Länder und ihrer Regierung in den Berichten Vergerios den breitesten Raum ein, und da die Hauptangelegenheit für Ferdinand in diesen Jahren die Beruhigung Ungarns und Krieg oder Friede mit den Türken war, so hatte der Nuntius darüber mehr zu berichten, als über die Ereignisse in Deutschland; seine Relationen bieten höchst willkommene Ergänzungen zu den ungenügenden und lückenhaften Informationen, welche wir bisher über die Verhältnisse des deutschen und magyarischen Ostens in jener für den Donaustaat so bedeutungsvollen Zeit besitzen.

Mit dem Tode Clemens' VII. hatte die Mission Vergerios vorläufig ein Ende; er kehrte nach Rom zurück und stellte sich dem neuen Papste Paul III. zur Verfügung. Indem dieser aber alsbald die Reform der Kirche auf einem Generalkonzil in das Programm seiner Regierung aufnahm, war es sehr natürlich, daß er nach einigem Besinnen den bisherigen Nuntius mit der Mission betraute, den römischen König und die deutschen Stände insgesamt zur Beschickung des Konzils zu gewinnen. So zog Vergerio im Frühjahr 1535 aufs neue über die Alpen, zu einer sehr viel lockenderen und lohnenderen Aufgabe. Ausgerüstet mit Breven an den König und die Königin, an die Kreisdirektionen und die namhaftesten geistlichen und weltlichen Fürsten, sowie an hervorragende Gelehrte von der katholischen Partei, auch mit größeren Mitteln und einem stattlicheren Gefolge, traf er nach einer mühseligen und gefahrvollen Reise im März 1535 wieder am Hofe in Wien ein. Von hier aus hat er zwei Reisen ins Reich gemacht. Die erste, nur nach Oberdeutschland gerichtet, war mehr eine Rekognoszierungsfahrt, um die Meinungen der kirchentreuen Fürsten und Bischöfe im bayerischen und schwäbischen Kreise über die Aussichten eines Konzils kennen zu lernen; bereits nach sieben Wochen war er wieder in Wien. Da ihm aber die Aufnahme, die er überall und sogar bei der protestantischen Bürgerschaft in Regensburg gefunden, Mut eingeflößt hatte, machte er sich noch im Juli des Jahres von neuem auf den Weg. Durch Bayern und Franken zog er diesmal an den Rhein und an die Mosel nach Trier und von da im weiten Bogen über Lüttich und Köln durch das norddeutsche Ketzerland nach Böhmen zurück. In Halle traf er den Kardinal Albrecht, in Berlin, wohin er über Wittenberg kam, dessen Neffen Joachim II., der vor kurzem dem strenggläubigen Vater nachgefolgt war. Mit Sorge bemerkte Vergerio bereits

dessen kirchliches Schwanken; nur der Einfluß seines Oheims, des Kardinals, und die Aussicht auf das Konzil, meinte er, halte den Fürsten noch in der Kirche fest. Nachdem er sich dann in Dresden an der immer standhaften katholischen Gesinnung des alten Herzogs Georg hatte erbauen können, kehrte er an den Hof Ferdinands zurück, den er in Prag traf. Hier wartete seiner noch die wichtigste Aufgabe; denn er fand da den Kurfürsten Johann Friedrich selbst, und es gelang ihm wenigstens, bei dem steifnackigen Herrn Gehör für sein Anliegen zu erwirken. Den Höhepunkt auf dieser Reise bildete jedoch die Begegnung, die er in Wittenberg am dritten Ort mit dem deutschen Erzketzer selbst hatte. Seine ausführliche und höchst lebendige Relation über diese interessante Episode in seinem und Luthers Leben würde in der gesamten Korrespondenz die Hauptstelle einnehmen, wenn sie nicht längst gedruckt und im Zusammenhang mit den Berichten von lutherischer Seite hinreichend gewürdigt wäre.

Nach alledem wird man in den Depeschen Vergerios nicht eben den Kern der deutschen Reformationsgeschichte erwarten dürfen. Die deutsche Geschichte dieser Zeit muß vor allem aus deutschen Archiven erforscht werden, wo noch bergehoch die von jeder Forscherhand unberührten Akten liegen. Nicht aus den Berichten fremder Beobachter, so wenig wie aus den historischen Aufzeichnungen der Zeitgenossen in Memoiren oder Geschichtswerken, sondern aus den in der Aktion selbst entstandenen Quellen können wir überall die Grundsätze und Absichten der Regierenden erkennen. Daß uns die Berichte Vergerios und Morones über die deutschen, besonders über die österreichischen Dinge so namhafte Belehrung bieten, kommt zum guten Teile daher, weil wir eben das Gute, welches uns so nahe liegt, nicht zu finden wissen. Wenn der venezianische Orator Contarini Ende 1534 den Eindruck hatte, daß sein Vetter, der Nuntius, über die Lage in Deutschland vortrefflich unterrichtet sei, so beweist das nur die geringen Ansprüche, die man in diesen Kreisen machte. In Wahrheit bringt Vergerio über die großen Ereignisse in der deutschen Politik jenes Jahres, den Wiedertäuferkrieg um Münster und die Eroberung Württembergs durch Landgraf Philipp von Hessen, welche uns bereits in allen Einzelheiten vertraut sind, nur auf Hörensagen beruhende, verwirrte oder den Ereignissen nachhinkende Zeitungen. Wie wenig er damals von den deutschen Regierungen wußte, zeigt er bei der Erwähnung des sächsischen Kurfürsten Johann, den er

anfangs für einen Bruder seiner albertinischen Vettern Georg und Heinrich hielt. Über die württembergische Frage ließ er sich vom König selbst einen langen historischen Vortrag halten, der von der Lage des Landes anhob, über den Ursprung seines Namens die bekannte Anekdote von dem »Wirt am Berge« wiederholte, und an Tatsachen ungefähr so viel enthielt, als man jetzt in jedem Handbuch findet: indem Vergerio einen längeren Auszug davon gibt, bemerkt er, daß er in sechs Monaten nicht soviel von den deutschen Dingen gelernt habe als in dieser Audienz. Er konnte kaum etwas anderes berichten, als was er sah und hörte, d. h. was man ihm mitzuteilen für gut fand.

Nun stand er freilich mit dem römischen Könige recht vertraulich. Fremden, wie jenem Contarini, erschien das Verhältnis sogar ganz intim. Und Vergerio selbst hebt wiederholt die huldvolle Gesinnung und Mitteilsamkeit des österreichischen Herrschers mit sichtlicher Genugtuung hervor. Ferdinand besaß schon ganz die kordiale Art, welche wir bei seinen Nachfolgern von der deutschen Linie des habsburgischen Hauses wiederfinden. Und auf den Nuntius machte es großen Eindruck, wenn er etwa auf eine Hofjagd mitgenommen oder von dem königlichen Paar als einziger Gast zur Tafel gezogen wurde. Sehr hübsch schildert er einmal, wie die Jagdgesellschaft, darunter auch die Königin und ihre Damen, jenseits der Donau von einem Platzregen überrascht worden sei, so daß alle bis auf die Haut durchnäßt wären und ihre Majestäten einen keineswegs königlichen Anblick geboten hätten; man habe sich aber mit Lachen und Scherzen über die fatale Situation hinweggeholfen.

Bei aller Bonhommie jedoch ließ sich Ferdinand von dem Italiener nicht in die Karten sehen, dem er zunächst sogar als einem Venezianer größeres Mißtrauen entgegenbrachte, als dieser verdiente. Viel eher wußte er unter der Maske des harmlosen und gnädigen Herrn den etwas unvorsichtigen Botschafter auszuholen, der bisweilen ganz disorientiert erscheint, zumal da er auch den oft so plötzlichen und konträren, von persönlichen Interessen und Stimmungen Pauls III. abhängigen Wendungen der päpstlichen Politik nicht immer zu folgen vermochte.

Über die Zustände im Reich, wo er nirgends Korrespondenten hatte, konnte sich Vergerio nur auf seinen Reisen gründlicher unterrichten. Was er hier erlebte, hat er sehr anschaulich erzählt und uns besonders eine Reihe Fürsten porträtiert, die wir sonst zum Teil

kaum dem Namen nach kennen, und deren Art zu sein uns auch ihre eigenen Akten niemals so deutlich machen würden, wie die mit italienischer Lebendigkeit und Auffassungsgabe zeichnende Feder Vergerios.

So tritt uns aus völligem Dunkel in einem seiner Berichte Bischof Gabriel von Eichstädt entgegen, als ein uralter Herr von über neunzig Jahren, der aber noch so rüstig und geistesfrisch war, daß er das Breve Pauls III. ohne Brille las und dem Nuntius in deutlichem Latein erklärte, er werde gerne zum Konzil kommen, man möge es halten, wo man wolle, auch dem Papst mit seinem Gelde aushelfen. Er solle sehr reich sein, fügt Vegerio erläuternd hinzu, da er bereits vierzig Jahre das Bistum innehabe, das ihm mehr als zwanzigtausend Gulden abwerfe, und er immer äußerst knauserig gewesen sei, außer wenn es gegen die Türken gehe oder sonst einem guten Zwecke gelte.

Noch frischer und farbenreicher ist das Bild, welches er uns von dem fränkischen Hohenzoller, Markgrafen Georg, und seinem Hoflager in Ansbach entwirft. Es war der erste protestantische Fürst, dem er die Einladung brachte, und er hatte eigentlich beabsichtigt, den Besuch bei ihm zu unterlassen, da er ihn vom Hofe Ferdinands her bereits kannte und wußte, ein wie überzeugter Lutheraner er war, und daß er die Kirche seines Landes ganz nach der Wittenberger Art organisiert hatte. Nur weil er sich gezwungen sah, durch sein Gebiet zu reisen, und den Verdacht und Anstoß vermeiden wollte, den die Umgehung des angesehenen Fürsten hätte erwecken können, beschloß er, nicht ohne Sorge und Vorsichtsmaßregeln, den Besuch auszuführen. Wie erstaunte er aber, als ihm eine große Reiterschar weit entgegenkam und sich ihm drei vornehme Edelleute vorstellten mit der ehrerbietigen Bitte, die Gastfreundschaft ihres Herrn annehmen zu wollen. Und als sie nun zur Stadt und zum Schloß einritten, da fanden sie den Hof und die ganze Stadt auf den Beinen, im Schloßhof am Fuß der Treppe den Markgrafen selbst inmitten seiner Räte und Bürger mit seinem Bruder Friedrich, dem Propst von Würzburg, und seinem jungen Neffen Albrecht. Es war fast wie in den alten Zeiten der römischen Herrlichkeit: unter dem Schall der Trompeten und mit lautem Zuruf und Jubel ward der Nuntius, dem der Markgraf den Vortritt ließ, zum Saal hinaufgeleitet, wo ein Festmahl von mehr als zweihundertundfünfzig Gedecken die ganze Gesellschaft vereinigte. Am folgenden Tage, erzählt uns Vergerio, war eine Jagd angesetzt, an der auch die Mark-

gräfin, eine Schwester Herzogs Moritz — jung und schön nennt er sie, und von liebenswürdigsten Formen — mit ihrer Nichte Marie und allen Damen vom Hofe teilnahm. Während die andern Herren hinter dem Hirsch her waren, ward der Nuntius von der Fürstin zum Kartenspiel befohlen. Am Abend folgte ein glänzendes Gartenfest mit Tanz und theatralischen Aufführungen, wobei der Gast wieder den Ehrenplatz zwischen den fürstlichen Frauen erhielt. Als man ihm am Morgen des dritten Tages endlich Urlaub gab, ließ es sich der Markgraf nicht nehmen, ihm eine goldene Kette um den Hals zu hängen mit der Bitte, sie als Erinnerung an ihn tragen zu wollen. Er gab ihm einen Brief an den Papst mit, worin er in den ergebensten Worten den Eifer Sr. Heiligkeit zum Konzil gepriesen und seine Bereitwilligkeit zur Versöhnung des Glaubensstreites kundgegeben hatte, und bemerkte bedauernd, wie viel besser doch Sehen sei als Schreiben, daß aber der Papst sich von dem Nuntius erzählen lassen möge, wie herzlich er es meine. Wieder gab diesem ein Gefolge von mehr als hundert Reitern, an der Spitze der Bruder und der Neffe des Fürsten, zwei Meilen weit das Ehrengeleit; eine kleinere Abteilung brachte ihn noch bis Nürnberg und sogar eine Tagesreise darüber hinaus.

Markgraf Georg war, daran dürfen wir nicht zweifeln, einer der überzeugtesten Lutheraner im Reich, völlig fest im Glauben an die Wahrheit der evangelischen Lehre. Er war es gewesen, der auf dem Augsburger Reichstage dem Kaiser, als dieser ihn und seine Mitfürsten aufforderte, die lutherischen Predigten abzustellen, jene Antwort gab: »Herr, ehe ich von Gottes Wort abstünde, wollte ich lieber auf dieser Stelle niederknien und mir den Kopf abhauen lassen« — worauf Karl, fast erschrocken, sich in seinem gebrochenen Niederdeutsch gegen den Landgrafen gewandt hatte: »Lieber Fürst, nicht Köpfe ab.« Aber der Gedanke, daß jetzt ein Papst selbst die Hand zur Versöhnung reiche, und daß ihm die Last der eigenen Verantwortung vor Gott und den Menschen abgenommen werden könne, erfüllte den alten Fürsten mit der innigsten Rührung. Die Tränen traten ihm in die Augen, als er von der Aussicht auf eine allgemeine Wiedervereinigung der christlichen Kirche sprach.

Wir können es dem freilich sehr sanguinischen Nuntius wohl nachfühlen, wie hoffnungsfroh ihn ein so unerwartetes Entgegenkommen seitens der Abtrünnigen stimmte. Auch in den Bürgerschaften der protestantischen Reichsstädte, wie in Nürnberg, dessen

gediegener Reichtum und Ordnung ihm laute Bewunderung abnötigten, hatte er sich über den Empfang durchaus nicht zu beklagen, wie fest er auch die protestantischen Gesinnungen gewurzelt fand. Sehr viel weniger behagte es ihm hingegen in Heidelberg, wo ja dem Namen nach die katholische Kirche noch herrschte. Er fand hier Regierung, Hof und Universität von der Lutherei angesteckt; den Kurfürsten Ludwig aber schildert er uns etwa wie den Junker von Rodenstein: dieser Fürst fühle sich nur wohl, wenn er die ganze Woche hindurch hinter den Hirschen herjagen könne, und sei alle Tage betrunken; das sei landrüchig im ganzen Reiche.

Und so führt uns der Nuntius weiter von Hof zu Hof, zu den Bischöfen von Speier, Trier, Lüttich und Köln, zu Kardinal Albrecht und Kurfürst Joachim, endlich zu dem besten aller Katholiken, Herzog Georg in Dresden.

Um das Land des gefährlichsten Ketzerfürsten, Landgrafen Philipps von Hessen, war er ganz herumgereist; er scheint es mit keinem Schritte betreten zu haben. Doch hatte er den Fürsten bereits kennengelernt, gleich nach seiner zweiten Ankunft in Wien, wohin Philipp zur größten Überraschung Ferdinands und aller Kaiserlichen gekommen war, um, nachdem es ihm in Württemberg so gut geglückt war, seinen Frieden mit dem Könige zu machen. Der Nuntius empfing von dem feurigen jungen Fürsten den allermerkwürdigsten Eindruck. Er rühmt ihm unvergleichbare Schärfe des Verstandes nach; dabei aber lasse er sich von seinen schlechten Räten stündlich zu Beleidigungen und Possenstreichen gegen den heiligen Glauben verlocken. So habe er neulich am Osterfeste den König zur Kirche begleitet; nach Beginn der Messe aber sei er mit lautem Gelächter, ohne die mindeste Rücksicht auf die große Andacht des Königs zu nehmen, hinausgegangen, um sich die Zeit in einem Garten zu vertreiben. Denn die Predigt, habe er gesagt, wolle er wohl anhören, aber nicht stehen und zusehen, »wie da einer vor dem Altar seine Männchen mache.« Da Vergerio sich von ihm absichtlich schlecht behandelt fühlte, wollte er auch ihm anfangs aus dem Wege gehen, und erst der römische König bewog ihn dazu, ihm gleich in Wien, es scheint jedoch nur in privater Form, mit seinem Anliegen zu kommen: denn wenn er, so hatte Ferdinand gemeint, doch einmal mit dem Gegenpart verhandeln wolle, so könne er es schlimmer als bei dem Hessen niemals wieder treffen. Schon bei diesem aber machte der Botschafter eine ähnliche Erfahrung wie dann im Sommer

bei Markgraf Georg. Sobald er nur das Konzil erwähnte, war Philipp ganz Ohr, erkundigte sich lebhaft nach Papst Paul, erklärte, daß er viel Gutes von ihm gehört habe, und daß alle Welt sein Lob verkündigen werde, sobald er im Ernst ein Konzil veranstalten wolle. Er war wie umgewandelt, erwies dem Nuntius alle mögliche Ehre, begleitete ihn vor die Türe und sprach von dem »römischen Bischof Paul« so ehrerbietig, wie man es, meinte Vergerio, nur von irgendeinem rechtschaffenen Fürsten verlangen könne.

Wie wertvoll nun auch solche Stimmungsbilder und Reiseeindrücke für uns sein mögen, so werden wir im ganzen doch wohl sagen müssen, daß die Nuntiaturberichte in der ersten Zeit für die Auffassung der Kurie und ihrer Diener von der deutschen Reformation wichtiger sind als für die unmittelbare Erkenntnis des deutschen Lebens. Wie man aber in Rom über Deutschland urteilte, wie man dort die Aufgabe der Kirche in derjenigen Epoche, welche unsere Geschicke auf alle Zeiten entschieden hat, auffaßte, ist doch auch wieder für uns Deutsche von dem allerdringendsten Interesse.

Auch dürfen die Männer, welche damals von Rom nach Deutschland geschickt worden sind, schon an sich den vollen Anspruch auf ihre historische Würdigung erheben: Aleander, der bereits auf dem Reichstage zu Worms den Geist Luthers zu bannen unternommen, der die Acht gegen den Reformator durchgedrückt hatte und dessen Berichte immer eine Hauptquelle für diesen größten Wendepunkt unserer Geschichte bilden werden; Giovanni Morone, ein Sohn jenes mailändischen Diplomaten, der den großen Pescara zu umgarnen versucht hatte, er selbst wohl der feinste, geschmeidigste und urteilsfähigste Diplomat, den die Kurie im sechzehnten Jahrhundert besessen, ein Mann, der Jahrzehnte hindurch gerade auf deutschem Boden gearbeitet und auf die Erstarkung der katholischen Kirche im Reiche eine unermeßliche Einwirkung ausgeübt hat; Gasparo Contarini, der fast evangelisch gesinnte Kardinal, der in aufrichtigem Schmerz um den Verfall der Kirche die Idee einer Versöhnung beider Konfessionen fassen und jenem Gespräch zu Regensburg zwischen den Wortführern beider Kirchen beiwohnen konnte; Marcello Cervini, dessen Andenken in der großen Messe des Palästrina, die seinen Namen trägt, fortlebt, und der als der Erste unter den reformatorischen Päpsten und Neubegründern der katholischen Weltordnung gelten darf.

Für uns Deutsche nimmt doch Vergerio fast den ersten Rang ein. Denn dieser Kuriale, der damals unser Volk für das päpstliche Konzil gewinnen, in der Einheit der Kirche festhalten wollte, dem der deutsche Reformator wie vom Teufel besessen erschien, dem deutsches Empfinden und das Wesen der deutschen Religion noch ganz verborgen blieb — er hat später selber den Abfall von der alten Kirche vollzogen und ist als deutscher Theologe in Tübingen gestorben: die protestantische Kirche Schwabens zählt ihn zu ihren Vätern und hat ihm längst ein biographisches Denkmal gestiftet: mit dem Sohne Herzog Ulrichs, dessen Wiederkehr in das Land seiner Väter ihn mit so großem Schrecken erfüllt hatte, mit dem eifrig protestantischen Herzog Christoph hat er einen intimen, längst veröffentlichten Briefwechsel geführt.

Man liebt es, und neuerdings vielleicht noch mehr als früher, die unpersönlichen Momente, sei es politischer oder wirtschaftlicher Natur, als das in der historischen Bewegung Maßgebende hervorzuheben, und keinem Verständigen wird es einfallen wollen, die zwingende Kraft der allgemeinen Verhältnisse wie in aller Geschichte so auch in der Reformation zu leugnen. Vergerios Schicksal aber zeigt doch auch wiederum gleich so vielen Lebensläufen jenes Zeitalters, welch eine lebendige, tiefwirkende Kraft damals das allerpersönlichste Empfinden, die religiösen Ideen besaßen.

Gerade in seiner Heimat, in Friaul sowohl als in Venedig selbst, an der Universität zu Padua und überall sonst in der Terraferma hatte er an hundert Beispielen die erneuernde, beseligende Macht der von ihm bekämpften Ideen vor Augen. Sein eigener Bruder, der Bischof von Pola, Giovanni Battista, ging ihm voran: er war nach Pier Paolos eigenem Zeugnis ganz evangelisch gesinnt, wenn er auch noch starb, bevor er äußerlich mit der Kirche gebrochen hatte. In Venedig predigte Bernardino Ochino, der Kapuzinergeneral, der in ganz Italien als Kanzelredner berühmt war, aber Stellung und Vaterland aufgab, um jenseits der Alpen den Glauben frei bekennen zu dürfen. Ebendort geriet der Franziskanerprovinzial Fra Lupetino, Vergerios Landsmann aus Albona, in die Gewalt der Inquisition; jahrlange Leiden im Kerker konnten den Tapferen nicht beugen; fast widerwillig und heimlich ließ ihn der Rat endlich im Meere ertränken. Dessen Neffe war wieder Matthias Flacius, der als Schüler Luthers der schärfste Heißsporn der nachlutherischen Streittheologie in Deutschland geworden

ist. Aus dem Franziskanerorden machte sich auch Bartolomeo Fonzio los, der nach langen Irrfahrten und inneren Schwankungen endlich doch willig den Märtyrertod in der Lagune auf sich nahm. Das sind nur ein paar Namen aus der langen Liste der venezianischen Märtyrer, die für die Wahrheit des deutschen Glaubens gegen den wachsenden Fanatismus der Inquisition mit ganzer Seele und mit dem Leben selbst eingetreten sind.

Nichts aber hat auf Vergerio, wie er selbst bekennt, tieferen Eindruck gemacht, als das unselige Geschick des Francesco Spiera von Cittadella. Dieser war ein Advokat in Padua, das Haupt einer zahlreichen Familie, die er nur durch sein Amt ernähren konnte. Er geriet in die Hände der Inquisition und ließ sich herbei, seine ketzerischen Meinungen abzuschwören, öffentlich, zweimal, zuletzt in der Hauptkirche seiner Vaterstadt nach dem Hochamte am Sonntag. Wer will einen Stein auf den Armen werfen, der in der Aussicht mehr vielleicht des Elendes der Seinen als des eigenen Todes den Glauben verleugnete! Als er aber aus der Kirche heraustrat, war es ihm, als höre er eine rächende Stimme: »Du hast mich verleugnet, ich werde Dich vor meinem himmlischen Vater verleugnen.« Eine furchtbare Angst ergriff ihn und warf ihn auf das Krankenlager. Kein Zuspruch der Seinen oder der Freunde wollte helfen; immer wieder hörte er die Stimme des Zornes, das Wort der Schrift: »Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.« Sein Selbstbewußtsein war zerbrochen, und in Verzweiflung, unter schrecklichen Visionen schied er nach wenigen Monaten aus der Welt.

Als Spiera starb, im Dezember 1548, hatte Vergerio bereits längst sein Bistum verlassen und sah sich von der Inquisition bedrängt. Im folgenden Sommer entsetzte ihn sein alter Gönner, Papst Paul III. als notorischen Ketzer seines Amtes und erklärte ihn der Freiheit verlustig; nur die Flucht über die Alpen konnte ihn retten. Er war in Padua am Krankenlager Spieras gewesen und beschrieb, was er da erlebte, in einer Schrift, die er veröffentlicht hat. In seinem Ende sah er mit dem Unglücklichen nur einen Akt der strafenden Gerechtigkeit Gottes. Es ward der schärfste Stachel für ihn, um die alte Kirche zu verlassen. Wie sich in ihm die Wandlung vollzogen, hat er uns ebenfalls geschildert. Es geschah über der Ausarbeitung einer Schrift »Gegen die Apostaten in Deutschland«, als er die Bücher der deutschen Ketzer selbst lesen mußte. Er ließ den Traktat, wie er erzählt, in

dem Gefühle ausgehen, »daß ihm die Inquisition schon auf dem Nacken sei.« Indem er die Stellen und Sprüche der Heiligen Schrift, welche des Papstes Gegner angezogen, untersucht und erwogen habe, sei es ihm immer klarer in Kopf und Herzen geworden, sei er in seinem Gewissen überwunden worden und zu der Einsicht gelangt, daß er wie Paulus vor der Bekehrung wider den Stachel gelöckt, wider die unüberwindliche Wahrheit und wider Christus den Sohn Gottes gefochten habe.

In seinen Berichten aus Deutschland zeigte sich Vergerio, wie wir sahen, noch ganz als überzeugten Katholiken. Mit Angst und Entrüstung bespricht er darin die Fortschritte der deutschen Ketzerei; ärgerlicher als die Unbilden des nordischen Winters ist ihm in Niederdeutschland der Anblick des ringsum protestantischen Landes; außer sich ist er in Augsburg über den Fanatismus, mit dem die Menge an ihren verdammten Meinungen hange; und mit Abscheu hört er in der Schloßkirche zu Wittenberg die Kirchenlieder, welche das grobe Volk zwischen Epistel und Evangelium in seinem barbarischen Deutsch brülle, Verwünschungen und Lästerungen gegen den römischen Stuhl, die ihr Prophet ihnen in Reime gebracht habe.

Dennoch waren, wie auch der Herausgeber angedeutet hat, bereits Stimmungen in ihm lebendig, welche den späteren Umschwung, wenn nicht voraussehen, so doch erklären lassen. Jedenfalls war er einer der Entschiedensten in dem Kreise reformeifriger Männer, welche Paul III. im Beginn seines Pontifikates umgaben und einer Reform im Wege des Konzils, einer friedlichen Auseinandersetzung mit den Abgefallenen das Wort redeten. Mit lebendigstem Eifer trat er für seine hohe Aufgabe ein. Er scheute sich nicht, den beiden Päpsten, die ihn ausgesandt hatten, einzuschärfen, daß sie die Mißbräuche zu reformieren und das Konzil ohne Rücksicht auf weltliche Interessen zu betreiben hätten. Er ist überzeugt, daß nur die Hoffnung auf das allgemeine Konzil und die Rücksicht auf seine Mission die Ruhe in Deutschland aufrechterhalten und den völligen Umsturz der Kirche verhütet habe, und zweifelt nicht daran, daß die protestantischen Stände, wenn man ihnen nur in bezug auf die Malstatt und sonst irgend entgegenkomme, sich herzlich gern zum Konzil schicken und zur Eintracht willig zeigen würden. Seine Heiligkeit, schreibt er einmal an den Staatssekretär Pauls III., möge daran nicht zweifeln, daß nur der gute Ruf, den sie in Deutschland genieße, dort den Frieden

erhalten habe, und daß, sobald sie sich mit Krieg belade, wie man ihm stündlich versichere, alles zusammenbrechen und keine Erklärungen, als vertrete man nur die gerechte Sache, mehr helfen würden. »Der Eifer für Dein Haus verzehrt mich«, ruft er mit dem Psalmisten aus, um die Kühnheit dieser Apostrophe zu entschuldigen.

Offenbar zeigte sich Vergerio in solchen Hoffnungen und Deklamationen optimistischer, als es die Verhältnisse und selbst die Antworten, welche er von Katholiken und Protestanten in Deutschland erhielt, rechtfertigten. Sogar Markgraf Georg machte, trotz seines sympathischen Verhaltens, schließlich alles von Kurfürst Johann Friedrich, das heißt von den Wittenbergern abhängig, und wollte, wie auch Kurfürst Joachim, unter dem Konzil nur eine »allgemeine, freie« Kirchenversammlung verstanden wissen. Was darunter gemeint war, darauf wies den Nuntius ein Mann der Mitte hin, Bischof Christof Stadion von Augsburg, dessen Erfahrung und Einsicht Vergerio selbst hoch zu rühmen weiß. Dieser machte ihn darauf aufmerksam, daß die Protestanten ein Konzil nur annehmen würden, wenn es in Deutschland abgehalten würde, und wenn auch die Laien teilnehmen dürften; daß auch der Kaiser auf dem letzten Speierer Reichstage eine deutsche Stadt zugesagt und der damalige Nuntius Mirandula dem zugestimmt habe. Er selbst freilich widerriet dringend, auf dies Verlangen einzugehen, da bereits alle Reichsstädte von der Ketzerei erfüllt seien, man also nirgends vor dem Ausbruch der popularen Erbitterung sicher sein werde. Dagegen gab er den Rat, den Vergerio zum Teil billigen möchte, daß man schon vorher den Lutherischen in der Reform besonders schlimmer Schäden entgegenkomme, damit sie ein Zutrauen zu dem guten Willen des Papstes fassen möchten: er hatte dabei, neben der notorischen Unsittlichkeit im geistlichen Stande, besonders die Freilassung des Abendmahles, die Milderung der Fastengebote und der päpstlichen Banngewalt im Auge. Auch er war der Meinung, daß der Herzog von Württemberg und alle lutherischen Kommunen im schwäbischen Kreise von dem sächsischen Kurfürsten abhingen; Vergerio möge erst dessen Zustimmung einholen, bevor er selbst als Direktor des schwäbischen Kreises seine Stände zur Beantwortung der päpstlichen Einladung zusammenberufe.

Kurfürst Ludwig von der Pfalz, der sich formell noch zur alten Kirche hielt, gab die sehr ärgerliche Antwort, daß weder Kaiser und Papst zugleich noch der Papst allein, sondern daß lediglich ein deutscher

Reichstag zu bestimmen habe, wo, wie und wann das Konzil zu tagen habe.

Noch unerfreulicher war, was der Nuntius zu München, in der Hochburg des deutschen Katholizismus, zu hören bekam. Hier erklärte ihm Herzog Wilhelm — dem es, so meinte Vergerio, nur sein oberster Rat, Herr Leonhard von Eck eingeblasen habe —, man müsse von dem Wege, den jener eingeschlagen habe, ganz ablassen. Der Papst möge sich zunächst nur von dem Kaiser das feste Versprechen einer strengen und durchgreifenden Exekution der Konzilsbeschlüsse verschaffen, eventuell gegen ganz Deutschland, und wenn es sein müsse mit den Waffen in der Hand; sobald man diese Zusage, die aber ganz fest sein müsse, besitze, solle Seine Heiligkeit ohne irgendwelche Verhandlungen mit den Kurfürsten und Ständen des Reiches eine Stadt mitten in Italien auswählen und das Konzil sofort, ohne weitere Einladungen durch Briefe oder Nuntien, ausschreiben: kämen die Deutschen nicht, so müsse man ohne sie beschließen, danach aber der Kaiser mit starker Hand sie zwingen, sich den Bestimmungen des Konzils zu unterwerfen.

Das war also der Abgrund des Glaubenskrieges, in den unser Vaterland unter Bayerns Führung im Dreißigjährigen Kriege hinabgerissen worden ist. Wie weit es den Münchener Politikern damals Ernst war, läßt sich nicht sagen. Gewiß ist nur, daß ihnen, wie auch Vergerio recht wohl wußte, den Rat nicht sowohl ihr katholischer Eifer als der Haß gegen die Habsburger eingab, die Leidenschaft, welche alle ihre Handlungen, mehr als jede andere Erwägung, bestimmte.

Nicht viel anders aber war im Grunde die Stimmung maßgebender Kreise an der Kurie selbst. Überaus charakteristisch dafür ist ein Gespräch, das uns Vergerio selbst in einem seiner Berichte mitteilt. Es war nach seiner ersten Gesandtschaft, als er in Rom zu den Beratungen über das Generalkonzil hinzugezogen wurde. Als er da vor einem der einflußreichsten Kardinäle (leider nennt er uns nicht den Namen) über den Niedergang der Kirche klagte, erwiderte dieser: »So gerade wünschen wir Römer es, weil die Fürsten im Anfang nicht hören wollten. So mögen sie nun haben was sie gewollt.« Und da Vergerio replizierte: »So wenig bedenkt Ihr das Heil der Seelen?«, war die Antwort: »Wohl denken wir daran, aber die Reformation wird nicht eher kommen, als bis alles, was noch übrig ist, von Grund aus zusammengebrochen sein wird.« Hierauf konnte sich Vergerio nicht enthalten zu

sagen: »So fürchtet wenigstens die Leiber der Deutschen, wenn Euch ihre Seelen nichts kümmern! Denn Ihr Herren, Ihr wißt gar nicht, in welcher Erbitterung sie alle gegen Euch sind, und was für Kräfte sie haben!« Diese großen Herren, so faßt er sein Urteil zusammen, seien wahrlich in ihren Lüsten und in den Netzen des Ehrgeizes so verstrickt, daß sie ohne Ahnung wären von dem, was draußen in dem fernen Deutschland vor sich ginge.

Wir aber müssen in der Tat sagen: weder für Rom noch für Wittenberg war die Versöhnung möglich. Jeder Versuch, die Gegensätze durch ein Religionsgespräch zu vermitteln, hat nur dazu geführt, sie zu vertiefen: das Konzil aber, welches nach langem Zögern der Kurie endlich in Trient zusammentrat, hat dem römischen System, und gerade im Gegensatz gegen das protestantische, die schärfste Form und auf dem alten Grunde neue Regeln und Gesetze gegeben. Dazu nun die politische Spaltung, welchen immer dann mit neuer Kraft hervorbrach, sobald einmal die Hoffnung auf die Vermittlung des dogmatischen Zwiespalts besonders lebhaft geworden war. Wenn sich Paul III. durch die offenbare Gefahr des völligen Zusammenbruchs bewegen ließ, den dringenden Vorstellungen der Reformfreunde sein Ohr zu leihen, so waren das doch nur vorübergehende Anwandlungen. Und wir können nicht einmal sagen, daß der Papst lediglich von Familieninteressen geleitet gewesen sei. Von wie großem Einfluß diese auch auf seine Stellung zur Kirche gewesen sein mögen, kann ich sie doch nicht für das Ausschlaggebende halten; sie kombinierten sich erst mit den politischen Notwendigkeiten und den Interessen der römischen Kirche; sowie etwa bei König Heinrich VIII. die Exzesse seiner sinnlich-brutalen Natur sich immer mit den Interessen seiner Monarchie und der englischen Nation zusammenfanden: die Lage des Heiligen Stuhles zwischen den beiden großen katholischen Monarchien, deren Wettstreit die gesamte Konstellation der europäischen Politik beherrschte, zwang ihn dazu, auch in der kirchlichen Frage jeder Entscheidung in dem Sinne der einen oder der anderen Partei auszuweichen.

Die Herbeiführung des Konzils aber lag, zu dieser Zeit wenigstens, hauptsächlich im Interesse der habsburgischen Brüder, welche dem Andrängen der feindlichen Weltkräfte, den Ketzern und den ‚Ungläubigen, wie den katholischen Gegnern gegenüber immer auf die Mittellinie einer konziliaren, ausgleichenden Reform gedrängt wurden.

Und so haben wir hier das merkwürdige Schauspiel, daß der eigene Nuntius des Papstes im Verlaufe seiner Gesandtschaft sich offenbar mehr zu König Ferdinand als zu seinem Auftraggeber, Paul III. und seinen Kurialen hingezogen fühlt. Jenes Gespräch mit dem römischen Kardinal finden wir in einem Brief, den er aus Rom an den römischen König selbst gerichtet hat! Es ist nächst dem über die Begegnung mit Luther gewiß der interessanteste Bericht der gesamten Korrespondenz: über Leben und Charakter des neuen Papstes, seine Vertrauten und Nepoten, die Parteien am Hof, über die Entwürfe Pauls, seine Stellung zu Frankreich und dem Kaiser, zu Ungarn, zur Konzilsfrage spricht er darin mit einer Offenheit und Ausgiebigkeit, als ob nicht Paul, sondern Ferdinand sein Herr sei. In der Tat aber hatte er diesem versprochen, ihm über die Verhältnisse an der neuen Kurie genau zu berichten, da er ja nicht mehr gehofft hatte, nach Deutschland zurückzukehren. Und dabei teilte er hier nur die Hauptsachen mit; genauere Angaben behielt er einem späteren Schreiben vor, für das er zunächst eine Chiffre an den Bischof von Trient, den Vertrauten des römischen Königs, gesandt hatte! Tag und Nacht versprach er, so lange er an der Kurie bleibe, in Ferdinands Interesse tätig sein zu wollen, um Jesu Christi willen, dessen Wege er Seine erhabene Majestät wandeln sehe. Ganz beglückt aber schreibt er im nächsten Brief, daß er zurückkehren und den festen Beschluß des Konzils mitbringen werde. Denn dieser Papst sorge sich, wie jetzt gewiß sei, um nichts weiter als um die Herstellung des Glaubens Jesu Christi.

Unter solchen Verhältnissen ist es erklärlich, daß der Eifer des Nuntius für das Konzil den römischen Herren bisweilen lästig fiel und er hier und da nicht ohne Tadel blieb. Darin unterscheidet sich von ihm Giovanni Morone, dessen Berichte im übrigen ganz verwandten Inhalts sind, dessen Art aber von Anfang an auf den Ton der päpstlichen Politik besser gestimmt war, und der damit bald lebhafte Lobsprüche erntete. Schon damals zeigte der jugendliche Diplomat die Eigenschaften, welche ihm in den folgenden Jahren eine so hohe Stellung in der kurialen Politik gesichert haben, klare Auffassung, ein ruhiges Urteil, kirchliche Korrektheit, dabei eine im ganzen reformfreundliche, zuvorkommende Haltung, die ihm auch Ferdinands Wohlwollen erwarb, ohne daß er doch von der Linie, die ihm sein

Verhältnis zum Papst vorschrieb, irgendwie hätte abzuweichen brauchen.

Übereinstimmend dagegen sind die Berichte beider Nuntien über die Zerrüttung der katholischen Kirche und die Fortschritte des Lutertums in Deutschland. Vergerio ward, wie er einmal dem venezianischen Botschafter klagte, täglich von Ordensleuten überlaufen, die ihn um Dispens von ihrer Klostertracht baten, weil sie sich auf der Straße nicht mehr darin blicken lassen dürften. In ganz Böhmen, schreibt er, seien in seiner Zeit sechs Priester, arme Gesellen, die er wegen ihrer Dürftigkeit noch von den Kosten habe dispensieren müssen, ordiniert worden, in der Passauer Diözese seit vier Jahren fünf, in der von Laibach in acht Jahren siebzehn, nach den Zeugnissen beider Bischöfe. Da konnte allerdings Bischof Johann Fabri von Wien gegen Contarini behaupten, daß, wenn nicht er und der König wären, alle Welt bei ihnen lutherisch sein würde. Während der Protestantismus ein immer wachsendes Heer von Federn in Bewegung setzte, traten für die katholische Kirche immer nur die paar alten, halbverbrauchten Apologeten ein, wie Johann Eck, Fabri, Nausea, Cochläus, auch diese nur halbe Freunde und zum Teil von den schlechtesten Beweggründen geleitet. Denn sie wollten nichts umsonst tun, und Vergerio hielt es für ganz notwendig, ihre Wünsche zu befriedigen; er meinte sogar, sie wären des Geldes bedürftig, da es keine Benefizien für sie gebe. »Di grazia, di grazia«, ruft er aus, »vedassi di porger loro alcuna cosa!« Der Papst werde ein heiliges Werk tun, wenn er etwas Geld schikken wolle. Morone zeigte sich gegen ihre Behauptung, daß sie vor Hunger sterben müßten, sehr viel skeptischer. Er meinte, der Bischof von Wien, der übrigens auch Beichtvater Ferdinands war, sei bis zur Unersättlichkeit habgierig, auch im Wandel nicht ohne Tadel, und könne darum mit seinem lauten und heftigen Eintreten für die wahre Religion wenig Frucht schaffen; der Hofprediger Nausea sei nicht besser, und beide wetteiferten in anmaßender Klage, daß sie für alle ihre Mühe vom Apostolischen Stuhl aufs schlechteste belohnt würden. Und diese beiden geistlichen Helden waren, wie man weiß, die Säulen des Katholizismus nicht nur in Österreich, sondern in Deutschland überhaupt.

Schlagen wir nun den dritten Band unserer Publikation auf, die Kölner Berichte aus den siebziger und achziger Jahren, so

nehmen wir mit Erstaunen wahr, daß die deutschen Zustände auch damals den römischen Beobachtern noch in keiner anderen Beleuchtung erschienen. Der Herausgeber weist hier in der Vorrede auf eine Reihe von jüngst veröffentlichten Denkschriften aus dem Jahre 1573 hin, von der Hand der besten Kenner der deutschen Kirche, wie der Kardinalbischof Otto Truchseß von Augsburg, der Jesuit Canisius und der langjährige Nuntius am kaiserlichen Hof Kardinal Zacharias Delfinus. Aber übereinstimmend ist ihre Klage, daß der Protestantismus immer neue Gebiete erobere, die eigenen Glaubensgenossen aber lasch, zaghaft und untüchtig seien. Die Mißstände, welche sie rügen, sind meist dieselben, welche bereits im fünfzehnten Jahrhundert die Nation gegen Rom empört hatten und besonders stürmisch auf den ersten Reichstagen der Reformationszeit laut geworden waren: Unregelmäßigkeiten beim Wahlverfahren, drückende Wahlkapitulationen, Häufung der Pfründen in einer Hand, Höhe und Ungerechtigkeit der Taxen, der langsame Geschäftsgang in Rom und die unerschwinglichen Prozeßkosten, die Härte der kurialen Verwaltung und die Verschwendung deutscher Gelder für unkirchliche und undeutsche Zwecke — genug, der ganze Inhalt der »Gravamina deutscher Nation« tönt uns aus diesen kurialen Schriftstücken ganz wie aus den Eingaben jener Reichstage von Worms und Nürnberg entgegen. Auch die sittlichen Schäden der deutschen Kirche werden in einem Umfang geschildert, als ob wir Anklagen Huttens läsen: die »große und allgemeine Unwissenheit« des Welt- und Klosterklerus, der Mangel an brauchbaren Geistlichen und die Untauglichkeit der vorhandenen, die Verwahrlosung des höheren und niederen Schulwesens, der »schändliche, lasterhafte Lebenswandel« des ganzen Standes, in dem Simonie und Konkubinat schier unausrottbar seien, dazu die Gleichgültigkeit gegen den katholischen Glauben und die kaum verhohlene Hinneigung zu den ketzerischen Lehren und Gebräuchen. Allseitig aber und rückhaltlos wird zugegeben, daß es mit der Ausbildung, Lebensführung und Kirchlichkeit in den protestantischen Kreisen viel besser stehe, und daß Katholiken wie Protestanten mit fast gleicher Schärfe über die Schäden der Kirche und die Entsittlichung Roms selbst sprächen. »Es ist Zeit, vom Schlafe aufzuwachen,« ruft Kardinal Truchseß dem neuen Papste zu, »die Sache Christi ruft uns!«

Eben unter Gregor XIII. aber hat der reformatorische Eifer Roms die großen Erfolge in Deutschland erzielt. Die Mittel, um die

geistliche Herrschaft wieder zu erringen, sind nicht allemal sehr geistlicher Natur gewesen; erst der Zweck hat sie geheiligt. Auch damals hat das Gold, wie zu Tetzels Zeiten, dem katholischen Gottesreiche die meisten Seelen gewonnen. Denn die Kurie war in dieser Epoche vielleicht die reichste Macht Europas, und Hunderttausende hat sie unter Gregor hinausgegeben, um den wankenden Glauben der deutschen Machthaber, in erster Linie am Kaiserhofe selbst zu stützen. Man hat wohl im allgemeinen gewußt, was alles von Rom angewandt worden ist, um die verlorenen Schafe wieder zu gewinnen; die Grundzüge des Systems sind für alle Zeiten von Rankes Meisterhand entworfen worden. Aber es ist doch von höchstem Interesse, im Detail zu erfahren, wie man überall darin zu Werke ging. Es galt jetzt, entschlossen den Weg zu gehen, auf den der bayerische Herzog Wilhelm und sein Leonhard Eck Vergerio zu seinem großen Kummer hingewiesen hatten: die katholischen Reste, was noch immer von der Kirche vorhanden war, mußten in fester Hand zusammengenommen und ohne Schonung und Erbarmen mit Ausschluß jeder Vermittlung gegen den trotz allem wankenden, gespaltenen, zerbröckelnden Bau der protestantischen Gesellschaft geführt werden. Neben der Aussonderung einer Kardinalskongregation für die deutschen Angelegenheiten, der Neugründung des Kollegium Germanicum, aus dem nun Jahr aus Jahr ein eine Reihe römisch geschulter Theologen in ihr Vaterland zurückgesandt wurden, neben der allseitigen Förderung der Jesuiten war es doch besonders das Mittel der Nuntiaturen, durch welches Papst Gregor, den Weisungen jener Ratgeber folgend, die katholische Partei in Deutschland zu regenerieren und an Rom zu ketten unternahm. Dadurch vor allem gelang es ihm, in direkte Fühlung mit den geistlichen Fürsten und besonders mit den großen weltlichen Häusern, den habsburgischen Zweiglinien und den katholischen Wittelsbachern in München zu kommen, auf deren engem Bunde mit Rom vor allem andern die Hoffnung auf die neuen katholischen Siege beruhte. Bis dahin war immer nur ein ständiger Vertreter der Kurie in Deutschland gewesen, der Nuntius am Wiener Hof, der zugleich für das Reich bevollmächtigt war. Jetzt traten daneben zwei Nuntiaturen für Süddeutschland und eine für Köln und die Rheinlandschaften ins Leben. Eben der Kölner Vertretung, die sich in diesen Jahren zu immer festeren Formen entwickelte und seit dem Jahre 1584 als ständiges Institut bis tief ins achtzehnte

Jahrhundert bestanden hat, ist, wie bemerkt, der dritte von den vorliegenden Bänden gewidmet.

Auch hier hat die deutsche Forschung bereits kräftig vorgearbeitet: der Münchener Historiker Max Lossen hat die Vorgeschichte des Kölner Krieges bis 1581 hin auf Grund ausgedehnter Studien in einem höchst lehrreichen, vortrefflich geschriebenen Buche dargestellt. Dennoch enthält die Publikation Hansens auch über die Vorgeschichte noch eine Fülle ergänzender Mitteilungen und hat zugleich für den Hauptteil jenes Werkes eine der Grundlagen geschaffen. Denn von den mehr als vierhundert Aktenstücken ist bisher noch kein einziges gedruckt oder auch nur bekannt gewesen. Das ganze römische Material ist aber fast lückenlos erhalten und mit geringen Ausnahmen, sehr im Gegensatz zu den Nuntiaturen Vergerios und Morones, im Vatikanischen Archiv zu finden. Mit Recht bemerkt der Herausgeber im Vorwort, daß, nachdem Kluckhohns und Bezolds Aktensammlungen über die pfälzischen Wittelsbacher die Politik der deutschen Protestanten aufgedeckt haben, jetzt auf die Unternehmungen der katholischen Partei im Reich um so helleres Licht fallen wird, zumal das Archiv Kaiser Rudolfs bisher leider verschollen ist.

Wir sind aber für die deutsche Geschichte in dieser Epoche um so mehr auf die römischen Quellen angewiesen, als nun eben die Zeit, da man in Rom von Deutschland nichts wußte und wissen wollte, vorüber war. Als das Hauptergebnis seiner Publikation bezeichnet Hansen die jetzt offenbare Tatsache, daß nicht, wie man bisher annahm, Wilhelm von Bayern die Führung in dem Kampf um Köln gehabt hat, sondern die Initiative von der Kurie ausgegangen ist, daß die Zielbewußtheit, mit der diese in die Wirren des Erzstiftes eingegriffen hat, die vor nichts zurückschreckende Entschlossenheit und Geschicklichkeit ihrer Diplomatie die katholischen Elemente zu sammeln, die Schlaffheit der kaiserlichen, die Begehrlichkeit der bayrischen Politik anzuspornen und zu lenken, die Gegner aber zu spalten und niederzuhalten gewußt hat. Es waren auch jetzt noch fast alles Italiener, welche dem römischen Glauben die rheinische Hochburg zurückerobert haben; sie kannten auch jetzt noch meist kein Deutsch und mußten sich mit lateinischer Konversation behelfen. Dennoch bediente sich die römische Politik ihrer lieber als der Deutschen, die sich nun im katholischen Lager ja wohl eher als zu Bischof Fabris Zeiten fanden, aber immer noch nicht das volle Vertrauen der Kurie besaßen

— und, wie wir im Gegensatz zu der heutigen Zeit sagen müssen, es auch nicht verdienten. Es war wie in den katholischen Armeen des Dreißigjährigen Krieges und in der Kompagnie vom Orden Jesu: Welsche oder Halbdeutsche kommandierten überall, wo es galt, deutsches Land für Rom zurückzuerobern.

Von allen Sendlingen der Kurie, welche die deutsche Kirchenprovinz bei Rom festzuhalten versuchten, der interessanteste bleibt Aleander. Und zwar nicht bloß wegen seiner Wormser Mission. Denn er ist später noch zweimal über die Alpen gekommen. Von seiner zweiten Nuntiatur (1531) sind allerdings nur geringe Reste erhalten; um so tieferen Einblick gewährt uns aber unsere Publikation in seine dritte, die ihn im Herbst 1538 als Kardinallegaten nach Deutschland führte. Im Gegensatz zu Pier Paolo Vergerio, für den, wie wir sahen, die Sendung nach Deutschland vielleicht der erste Anstoß zu seiner Umwandlung aus einem italienischen Bischof in einen deutschen Protestanten wurde, ist sein Landsmann Aleander (denn ganz wie jener stammte er aus Friaul und hatte enge Beziehungen zu Venedig) immer derselbe geblieben. Er war der Ältere, und seine Entwicklung bereits abgeschlossen, als er zum erstenmal nach Deutschland kam; als Freund des Erasmus, als alter Pariser Professor und Bibliothekar des römischen Stuhles sah er von der Höhe seiner literarischen Bildung auf den deutschen Mönch herab, der ganz abseits von den Wegen der Humanisten Italiens die geistliche Gewalt Roms zu bestreiten wagte. Der Unwert der bloßen Renaissancebildung für die Erneuerung des religiösen Lebens kommt in Aleander recht zur Erscheinung. Er war lange vor Luthers Auftreten einer der namhaftesten Humanisten gewesen. Bereits 1504 gab er zu Venedig, wo er Erasmus nahetrat, die Ilias heraus; von 1508 bis 1514 war er Professor in Paris; er rühmte sich nicht bloß der klassischen Bildung, sondern gehörte zu den noch seltenen Kennern des Hebräischen und Arabischen, und ist sogar als Lehrer der Musik und Mathematik aufgetreten. Aber Rom besaß damals kaum einen leidenschaftlicheren Verteidiger, als diesen Jünger der humanistischen Weltanschauung. In seiner Tat zu Worms, die ihm in Wahrheit seine historische Stellung gemacht hat, fand er den Ruhm seines Lebens. An der Herstellung der Autorität Roms mitzuarbeiten, sah er seitdem immer als seine ganz besondere Aufgabe an, und es kränkte ihn tief, daß an der Kurie, wo sein Eifer

bisweilen recht unbequem wurde, seine Dienste lange nicht genug geschätzt wurden. Unter dem kaiserlichen Papst Hadrian VI. war er ganz beiseite geschoben worden; Clemens VII. machte ihn zum Erzbischof von Brindisi, zog ihn aber erst 1529 wieder an seinen Hof, und erst im Jahre 1538 erhielt er den roten Hut, der ihm zum Teil gerade wegen seiner allzu schroffen Haltung, also aus Rücksicht auf die Ketzer, vorenthalten war. Indem nun aber unter Paul III. das Bedürfnis, der anschwellenden Gefahr zu begegnen, immer lebhafter empfunden und der lange verabscheute Gedanke einer konziliaren Reform ernstlich erwogen wurde, konnte man den gewiegten Kenner der Geschichte und Verfassung der Kirche nicht wohl entbehren, und so pflegte Aleander in der Frage des Konzils als der erste Sachverständige zu Rate gezogen zu werden; die meisten Bullen, Breven und Instruktionen in dieser großen Angelegenheit stammen von seiner Hand. Er selbst hat dafür gesorgt, daß uns diese Akten in so reicher Fülle vorliegen. Denn seit 1524, also bald nach seiner Heimkehr von Worms, hatte er die Abschriften seiner Depeschen und Dokumente aller Art über die Kirchenspaltung gesammelt, als Grundlage eines historisch-dogmatischen Werkes, das er plante. Auf seinen Reisen führte er diese Kollektaneen mit sich, um stets bereit zu sein, die Gegner literarisch zu bekämpfen, und als er starb, kamen sie nach seinem Willen in das vatikanische Archiv. So bieten sie eine wertvolle Ergänzung zu den Originalen seiner Berichte in den Farneseschen Sammlungen, wo doch nicht alles erhalten ist.

Übrigens galt seine dritte Mission anfangs gar nicht dem deutschen Boden. Er sollte zunächst als Kardinallegat neben Campeggi und Simoneta die Kurie am Konzil zu Vicenza vertreten, und erst als dies, bevor es noch eröffnet war, um ein Jahr verschoben wurde, erhielt er den Auftrag, über die Alpen zu gehen. Schon in Tirol nahm er mit Schrecken den Verfall der kirchlichen Autorität wahr. In diesen Bergen, mit denen heute der katholische Glaube wie verwachsen scheint, begegneten dem Legaten von Bozen ab auf allen Straßen die lutherischen Meinungen. Vor Innsbruck kamen Gesandte des römischen Königs zu ihm, um sich zu entschuldigen, daß er nicht, wie herkömmlich, von der Klerisei in die Stadt geleitet werden könnte: denn es gebe keine mehr; kaum zwölf Geistliche waren in der Residenz zu finden. Von einem reichen Kloster in der Nähe erfuhr der Legat, daß dort nur noch der Abt mit einem Bruder hause. Und der gleiche Anblick nun, wohin er auf seiner Reise

kam. Die Kanzeln waren allerorten ebenso unbesetzt wie die Klöster. In der Diözese Passau standen mehr als 140 Pfarren und Kuratien leer, und in den österreichischen Gebieten zählte man an 1500 ledige Benefizien. Niemand gab noch Almosen und Zehnten oder ging in die Kirche, außer wo etwa ein Magistrat oder ein Edelmann einen evangelischen Pfarrer aufgestellt hatte, zu dem dann die Menge strömte. Auch in Wien fand Aleander die Bürgerschaft und den Adel der Ketzerei ergeben. Die Minister selbst, besonders Johann Hofmann, der erste Rat des Königs, und seine steierischen Freunde, die sich mit ihm in den Einfluß teilten, seien ganz verdorben. Er meinte, König Ferdinand sei der einzige treue Sohn der Kirche in seinem Lande. Nirgends war den neuen Ideen stärkerer Widerstand entgegengesetzt worden, als gerade in Bayern und Österreich, wo die blutigen Ketzergesetze der zwanziger Jahre noch in Kraft standen und an den Universitäten streng katholische Professoren, wie Johann Eck und Nausea, wirkten. Und trotzdem dieser völlige Zusammenbruch der Kirche, diese Austilgung des katholischen Glaubens! Die Übermacht der evangelischen Gedanken und die Ohnmacht der römischen Lehre in dem Deutschland von damals kann nicht stärker bewiesen werden, als durch diese römischen Zeugnisse. Und täglich mehrte sich der Abfall. Schon hörte der Legat von Reformplänen des Kurfürsten von der Pfalz, und der Versuch Joachims II. von Brandenburg, eine Union der Parteien herbeizuführen, lenkte auch nur ab von Rom und ward für ihn selbst die Brücke zum Übertritt. Dann aber stürzte mit Georgs von Sachsen Tod die stärkste Säule des alten Glaubens in Norddeutschland, und wie im Handumdrehen fiel sein Land den Wittenbergern zu. Auch aus England kamen täglich schlimmere Nachrichten — »um einer Statue Leibweh zu machen«, wie Aleander sich drastisch ausdrückt. Ein Mirakel nennt er es, daß in und um Mainz das Volk zur Kirche stehe, zumal bei der Schlaffheit des Erzbischofs, Kardinal Albrechts. Denn die Prälaten seien um nichts besser als die Laienfürsten, und dächten wie jene nur ans Bankettieren; ein Mönch sei seit Jahren wie ein weißer Rabe, und wo sich noch überhaupt Priester fänden, seien sie sittenlos, unwissend und verhaßt bei jedermann; wenn aber einer irgend was gelernt habe, gehe er zu den Lutheranern über: »in summa«, ruft er jammernd aus, »religionis omnis immensum chaos, cosa che a me scribendo move le lachryme.«

Man sieht aus diesen Beispielen, wie lebhaft Aleander empfindet,

und wie gut er zu schildern versteht. Gleich Vergerio weiß er uns durch die Kleinmalerei seiner Berichte zu fesseln und bringt dadurch Dinge, die in den deutschen Akten selten zu finden sind. Vor allem ist hierfür sein Tagebuch wertvoll, das Friedensburg mit herausgegeben hat, und in dem uns eine Fülle intimer Vorgänge und persönlich interessanter, ja oft recht pikanter Züge erhalten ist; wie er z. B. über den Lebenswandel des Kardinals Campeggi, des Legaten auf dem Augsburger Reichstage von 1530, und über die leichten Sitten der verwitweten Königin Maria von Ungarn, Karls V. und Ferdinands Schwester, die als Statthalterin der Niederlande in Brüssel residierte, wenig erbauliche, wie es aber scheint nicht unbegründete Geschichten erzählt.

In anderem freilich bleiben die Berichte des Legaten an der Oberfläche. Vor allem zeigte er sich jetzt so wenig wie zu Worms im Stande, die Kraft und Tiefe der evangelischen Bewegung zu begreifen, sondern führte, wie ehemals, alles auf äußerliche Motive, politische Rücksichten, persönliche Interessen zurück. Diese müsse man benutzen, die Vorteile der einen gegen die anderen ausspielen, ihren Zwiespalt vertiefen; damit werde man der Ketzerei Herr werden. Aber auch in die politischen Pläne der deutschen Fürsten, sogar seiner Freunde, gewann er doch nicht den rechten Einblick, und daher sehr geringen Einfluß. Denn auch die katholischen Herren, Ferdinand voran, gingen ihre eigenen Wege, die nur eine Strecke weit mit denen Roms zusammenliefen. Für den römischen König war der Krieg gegen die Türken, die jetzt die Moldau überrannten und von der Drau und Donau her mit neuen Einfällen drohten, das beherrschende Interesse. Und dabei stand ihm der Papst gewiß noch eifriger zur Seite als andere katholische Mächte, zumal da er schon seine eigenen Küsten gegen die Ungläubigen zu verteidigen hatte; denn im August 1539 eroberte Chaireddin Barbarossa Castelnuovo und machte sich damit zum Herrn in den italienischen Gewässern. Aber so weit wie Ferdinand darin zu gehen, der die Konzilsfrage, die Konkordie mit den Protestanten und die Suspension der Religionsedikte davon abhängig machte, verbot der Kurie schon die Rücksicht auf ihre anderen Glaubensfreunde, von denen Bayern mit dem Führer der magyarischen Nationalpartei, König Johann Zapolya, sympathisierte, König Franz aber fast schon als Bundesgenosse des Sultans auftrat, während die Venetianer stets bereit waren, für Privatvorteile ihren Sonderfrieden mit der Pforte zu machen. Sogar der Kaiser war nur im letzten Ziel

mit seinem Bruder einig: ihm waren Ungarn und der Türkenkampf doch nur ein paar Figuren auf dem Schachbrett seiner weltumfassenden Politik, wo jeder unvorsichtige und allzurasche Zug ihm die Partie zu verwirren drohte.

Damals aber konnte Karl nicht daran denken, einen neuen Waffengang mit dem Sultan zu wagen, der sofort den französischen Rivalen wieder auf den Plan gerufen haben würde. Alles kam ihm darauf an, über die Krisis, so gut es ging, friedlich hinwegzukommen, und so mußte er, gewiß mit innerstem Widerstreben, auch den deutschen Protestanten eine gute Miene machen. Der Unterhändler, den er dazu in Ungarn und im Reich gebraucht hat, war der Niederländer Johann von Weeze, einstmals Erzbischof von Lund, von wo er vor Jahren als Anhänger König Christerns II. vertrieben war, einer der gewandtesten und skrupellosesten Räte, die Karl V. in der deutschen Politik unterstützt haben. Seine Tätigkeit auf dem Tage zu Frankfurt a. M. im Frühling 1539, wo er mit den protestantischen Ständen zu unterhandeln hatte, war in den Hauptzügen wohl bekannt und ist gerade in neuerer Zeit wiederholt bearbeitet worden, doch hat Friedensburg über die Einleitung und den Verlauf dieser Versammlung, wobei sich besonders Kurfürst Joachim von Brandenburg hervortat, noch neue Aufschlüsse gegeben. Die Gunst der Lage war damals für die Protestanten unermeßlich, und jedermann von Einsicht unter ihnen riet, sie zu benutzen: man brauchte gar nicht das Schwert zu ziehen, wogegen die Habsburger rat- und wehrlos gewesen wären, sondern nichts weiter zu tun, als fest und beharrlich die Anerkennung des protestantischen Bundes und einen »satten« Frieden in der Religion zu fordern. Schon wankte die Treue der deutschen Hierarchie; mehr als ein deutscher Bischof überlegte es sich, ob er es nicht den Laienfürsten nachmachen und als weltlicher Herr in ihren Kreis eintreten sollte: wären die Edikte von Worms und Augsburg gefallen, so würde die trotz ihnen schwellende Flut des neuen Glaubens alle Schranken eingerissen haben. Vor Jahren habe ich bereits diese Situation gekennzeichnet und in Kürze darauf hingewiesen, daß die entgegengesetzte Auffassung des Frankfurter »Anstandes«, der der evangelischen Partei eine kurze Waffenruhe garantierte, von seiten Rankes zu verwerfen sei. Seitdem ist ein Teil der Akten, auf die ich mich damals stützte, von verschiedenen Seiten her und nun von Friedensburg veröffentlicht und diese Anschauung dadurch näher begründet worden.

Aleander freilich konnte eine Politik, die doch immerhin ein momentanes Nachgeben und eine merkliche Abweichung von den kurialen Prinzipien forderte, nicht mitmachen, und formell wenigstens gab die Kurie ihrem Legaten recht. Er war entrüstet über den kaiserlichen Bischof, den er einen Verräter am katholischen Glauben nannte, und sah seine eigene Mission als gescheitert, als eine völlige Niederlage an. Der Ärger warf ihn auf das Krankenlager; er scheint, wie ich aus seiner intimen Beschreibung schließen möchte, nierenleidend geworden zu sein. Aber auch er sah zuletzt keinen anderen Weg, als sich aufs neue dem Kaiser anzuschließen, an den er sich persönlich mit der Bitte wandte, rasch zu kommen und die deutsche Kirche zu erretten.

Und nicht anders verfuhr Papst Paul III., als er dem Legaten im Herbst 1539 den Bischof von Modena, Giovanni Morone, der schon einmal Vergerio abgelöst hatte, als Nachfolger gab. Mit ihm trat der Diplomat auf den Schauplatz, der unter allen Italienern, welche ihren Witz daran gesetzt haben, den deutschen Geist wieder an Rom zu ketten, vielleicht das meiste getan hat. Damals erst dreißig Jahre alt, hat Morone, der bereits 1542 den roten Hut erhielt, noch vier Jahrzehnte der Kurie gedient, die er auf den Religionskonventen in Hagenau, Worms und Regensburg, dann jahrelang auf dem Trienter Konzil, und wiederholt auf deutschen Reichstagen und am Kaiserhofe vertreten hat. Er war einer der ersten Gönner der Jesuiten; Ignatius von Loyola verdankte seiner Fürsprache die Gründung des Collegium Germanicum, jener Pflanzschule deutscher Geistlicher zu Rom, welche Tausende romanisierter Deutscher in die alte Heimat zurückgesandt hat.

Eben diesem hochberühmten Namen begegnen wir noch einmal in den Akten, die Joseph Hansen in seinem zweiten Bande, über den Reichstag zu Regensburg 1576, zusammen mit zwei anderen Nuntiaturen, Castagnas zum Purifikationstage von Köln 1579, und Madruzzos zum Reichstage von Augsburg, 1582, veröffentlicht hat. Es war die letzte Mission des greisen Diplomaten, der Abschluß einer an Erfolgen überreichen Laufbahn. Und selbst dieser treuste Diener seiner Kirche ist in den Jahren Pauls IV. Caraffas nicht dem Verdacht häretischer Neigungen entgangen! Damals rief der Papst ihn vor die Inquisition, und er ist zwei Jahre in der Engelsburg gefangen gehalten worden. Pius IV. rehabilitierte ihn bald nach seiner Thron-

besteigung, aber der Makel blieb haften, und die Tiara, zu der Morone bereits früher zweimal Aussicht gehabt, hat er sich dadurch verscherzt. Denn daß er das bedeutendste Mitglied des heiligen Kollegiums war, erkannten schon bei seinen Lebzeiten Freund und Feind an — »ein vor andern abgefeumter practicirischer Kopf«, wie ein protestantischer Gegner von ihm schreibt.

Die Aufgabe, mit der im Jahre 1576 der Kardinal nach Deutschland geschickt wurde, war noch immer dieselbe, wie vierzig Jahre zuvor: Kampf gegen die Türken und Austilgung der Ketzer, Sammlung aller Katholiken unter Roms und Habsburgs Führung. Das hieß, wie niemand klarer als Morone selbst erkannte, Zertrennung der deutschen Nation: »es ist«, schrieb er schon im Sommer 1539, »für unsere Herren und den Heiligen Stuhl und für den christlichen Glauben besser, daß Deutschland uneinig bleibe, und kein Reichstag zustande komme, als daß die Deutschen in ihren falschen Dogmen wider Gott und zum Verderben des Apostolischen Stuhles geeinigt und befestigt seien.« In den letzten Jahren Maximilians II. war dies Ziel aber leichter zu erreichen als ehedem. Die katholische Gruppe unter den deutschen Fürsten hielt besser zusammen und war unvergleichlich stärker; sogar Bayern überwand in der Gemeinsamkeit der kirchlichen Interessen seinen alten Widerwillen gegen das Kaiserhaus, und die Bischöfe konnten sich fester an Rom und die katholischen Laienfürsten anlehnen als zur Zeit Karls V. Auch die Zustände im Klerus und Volk waren jetzt geordneter. Eifrig waren die katholischen Fürsten, Laien und Prälaten dabei, das Unkraut der neuen Lehre in ihren Gebieten auszujäten, und mit Freuden bemerkten die Legaten hier und da, z. B. um Ingolstadt und Landshut, daß das Volk wieder an Gottesdienst und Prozessionen Gefallen fände. Freilich waren die Protestanten in der Geschlossenheit ihrer Kirchen, der Ausbildung ihrer Geistlichen noch immer voraus und auch der Sympathien seitens der Bevölkerung sicherer, Verjagung der Prediger, Entziehung der Einkünfte blieben die Mittel, durch die es der Kirche und ihren Helfern vor allem gelang, dem katholischen Glauben die Seelen zurückzugewinnen. Noch immer vollzogen sich oder drohten unter den deutschen Ständen schwere Verluste. Die norddeutschen, von den protestantischen Fürstenhäusern abhängigen Stifter waren erst in den letzten Jahrzehnten vollends protestantisiert worden. In Westfalen und im Rheinlande, zu Paderborn, Münster und besonders in Aachen waren

noch breite Massen des Bürgertums dem neuen Glauben ergeben, und Köln, das zurzeit in Valentin von Isenburg einen romfreundlichen Erzbischof besaß, sollte bald durch Gebhard Truchseß, den Neffen des eifrigsten Katholiken in Deutschland, Kardinal Ottos von Augsburg selbst, noch einmal zum Abfall von Rom gebracht werden. Auch taten die katholischen Stände nichts umsonst und scheuten sich nicht, alle Grundsätze der Hierarchie zu verleugnen, wenn es die Förderung ihrer Interessen galt. So entsetzte Bischof Julius Echter von Würzburg wider alles Recht der Kirche den Abt Balthasar von Fulda, beiläufig den ersten Prälaten Deutschlands, der mit der Gegenreformation begonnen hatte, und maßte sich die Regierung in der Abtei an. Und die Kurie konnte mit allen Vorstellungen und Gegenbefehlen nichts ausrichten; sie mußte gegen den mächtigen Mann, der im übrigen als schroffer Katholik auftrat und in der Würzburger Universität dem alten Glauben eine neue Hochburg schuf, ein Auge zudrücken und den Abt preisgeben. Und ebenso stellten sich alle anderen Stände nur darum als so eifrige Diener Roms an, weil sie mit der Herrschaft über die Kirche ihren Staat fester in die Hände bekamen; vom Kaiser abwärts traten sie mit hundert Anliegen an die Legaten heran, und nach allen Seiten mußten diese Rücksichten üben, durch tausend Schwierigkeiten aalglatt sich hindurchwinden.

Also darf man doch auch in dieser Zeit den Einfluß der Kurie auf die deutsche Politik nicht überschätzen. Ihre Legaten waren mehr als früher die Sammler, Ordner und Leiter der katholischen Partei, deren religiöse Ziele überall die gleichen waren, und deren politische mehr und mehr zusammenwuchsen. Aber in dem Sinne, daß Rom die Direktive der deutschen Dinge in der Hand gehabt und daß es die deutschen Stände hinter sich hergezogen habe, darf man diese Rolle nicht auffassen. Das Papsttum ist damals, wie schließlich zu allen Zeiten, von dem neuerwachten katholischen Geist, der seinen Ursprung aus Quellen, die fern von Rom lagen, genommen hatte, ergriffen und übermannt worden, und hat dann freilich, den Traditionen und dem Geist seiner die Einheit suchenden Kirche gemäß, die Führung übernommen; immer aber so, daß die ursprünglichen Interessen der treu gebliebenen und reunierten Glieder nachdrücklich und maßgebend hervortraten. Das letzte Ziel, so wie es in den kathedralen Kundgebungen und in den theoretischen Schriften verkündet wird,

hat Rom damals so wenig erreicht wie heute und wie zu den Zeiten Thomas' von Aquino und Innocenz' III.

Die gleiche Beobachtung machen wir fünfzig Jahre später, in den Jahren des großen Krieges, in dessen Mitte uns ein anderer Band der uns vorliegenden Publikation über die Nuntiatur Pallottos 1628 hineinführt. Die Frage der mantuanischen Erbfolge — ob der Herzog von Nevers, hinter dem das Frankreich Richelieus stand, das erledigte Herzogtum überkommen sollte — hatte ja ursprünglich rein lokalen Charakter, war eine italienische Frage zweiten Ranges. Sie ist in den Umrissen allgemein bekannt, aber die Berichte Pallottos bringen nun doch über die Ziele der Kurie und die Haltung des Kaisers, der von widersprechenden Meinungen an seinem Hof umgeben war, eine Fülle neuer und merkwürdiger Informationen. Keineswegs war man in den deutsch-habsburgischen Kreisen bedingungslos dem kriegerischen Ehrgeiz der Spanier ergeben. Pallotto hatte gleich in Innsbruck die Freude, auf den Erzherzog Leopold Wilhelm, der dort residierte, mit seinen Vorschlägen, die zwischen den Rivalen vermitteln und die Einheit der katholischen Welt erhalten wollten, Eindruck zu machen, und am Kaiserhof fand er an höchster Stelle, in der Kaiserin und dem einflußreichen Beichtvater, dem Jesuiten Lamormain, eifrige Fürsprecher. Aber zuletzt waren die Gegenkräfte doch zu stark, als daß alle Geschicklichkeit, die der junge und höchst gewandte Prälat aufzuwenden wußte, sie hätte ausgleichen können. Wenn der Kaiser in scheinbarer Neutralität kraft seiner Lehnshoheit das erledigte Herzogtum mit dem Sequester belegte, so kam die Maßregel im Grunde doch auf den Vorteil der Spanier, die mit größter Hartnäckigkeit ihre Position verteidigten, hinaus. Und schließlich brachten nicht die Diplomaten, sondern die Waffen die Entscheidung. Die entgegenkommende Haltung, welche Nevers eine Zeitlang bewies, hielt nur so lange vor, als die französische Angriffslust durch den Widerstand der Hugenotten gehemmt war. Sobald Rochelle gefallen, warf Richelieu die Maske ab, und kamen die französischen Heere über die Alpen. Der lange hinausgeschobene unmittelbare Kampf der beiden großen Häuser Habsburg und Valois-Bourbon, deren Gegensatz seit mehr als einem Jahrhundert die europäischen Geschicke bestimmte, begann aufs neue.

Landgraf Moritz von Hessen.

Moritz der Gelehrte, wie er mit wohlverdientem Beinamen im Gedächtnis seines hessischen Volkes fortgelebt hat, war einer der tragischen Fürstengestalten, an denen das Deutschland der Reformation so reich ist, deren Leben im Kampf der Großmächte, dem sie nicht ausweichen konnten, zermürbt wurde. Schon der Vater, Wilhelm der »Weise«, Philipps des Großmütigen verständiger Sohn, hatte sich, sehr im Gegensatz zu diesem von dem an den deutschen Höfen herkömmlichen wüsten Treiben ferngehalten; Philipp hatte, indem er seinen Sohn den Straßburger Freunden Bucer und Johann Sturm zur Erziehung anvertraute, an ihm wieder gutzumachen gesucht, was an ihm selbst versäumt war. Und so verwandte auch Wilhelm alle Sorgfalt auf die Erziehung seines Erstgeborenen, der nach dem frühen Tode eines zweiten Sohnes sein Einziger blieb. Als humanistischen Lehrer wählte er den Magister Tobias von Homberg, der Vaterstadt Mutians; den französischen Unterricht vertraute er zwei von Beza und Hotoman empfohlenen Lothringern an, den religiösen einem melanchthonischen Theologen aus Wittenberg, Kaspar Cruciger dem Jüngeren. Sie pflanzten die Richtung, in der er selbst als Schüler Martin Bucers und Johann Sturms erwachsen war, auch in die Seele des Sohnes, und bei diesem schlug sie noch tiefere Wurzeln; für seine Gesinnung und seine Schicksale ist sie bestimmend geworden. Unter der gewissenhaften Leitung des Vaters entwickelten sich die Kenntnisse und Talente des Prinzen in überraschender Weise. Als Elfjähriger begann er, wie die Überlieferung lautet, eine rhythmische lateinische Übersetzung der Psalmen Davids, die er noch vor dem Tode Wilhelms vollendete und herausgab. 1584 erstaunten die Marburger Professoren, vor denen er eine Prüfung in den alten Sprachen, in der Poesie, Logik, Ethik, Historie

und Theologie ablegen mußte, über sein Wissen und Urteil; die Theologen fühlten sich aber schon damals berufen, den Landgrafen auf die unlutherische Auffassung des Knaben vom Abendmahl aufmerksam zu machen. In demselben Jahre schreibt Moritz dem Vater, er studiere jetzt mit großer Lust die Logik des Petrus Ramus, der als Hugenott den Lutheranern verhaßt war. Landgraf Wilhelm, selbst ein guter Astronom, der Freund Tychos de Brahe, versäumte nicht, den Sohn in die mathematischen Wisschenschaften einzuführen; an Tobias Homberg fand derselbe auch in der Jurisprudenz einen hervorragenden Lehrer. Frühzeitig entwickelte sich das musikalische Talent des Prinzen. Und über der literarischen, ethischen und ästhetischen Schulung wurde die Stählung des Körpers auf dem Fechtboden, im Reiten und Jagen nicht vergessen; der weltmännische Gesichtskreis aber ward auf Reisen zu den benachbarten Höfen, z. B. nach Dresden, erweitert. Wenn wir uns erinnern, was für Gesellen es damals unter den Deutschen Fürsten gab, so müssen wir die ernste und geistvolle Lebensführung, zu der Moritz unter dem Einfluß seines Vaters heranwuchs, bewundern. Er blieb ihr auch treu, als er nach dem Tode Wilhelms 1592 als Zwanzigjähriger selbst die Regierung übernahm. Doch hat an seinem Hoflager niemals puritanische Strenge geherrscht, und gerade in den ersten Jahren, wo noch nicht die Sorgen der späteren Jahre drückten, wandte sich die Lebenslust des jungen Fürsten von der ängstlichen Sparsamkeit des Vaters ab. Damals machte die Freigiebigkeit des Landgrafen den Kasseler Hof zu einem der glänzendsten in Deutschland. Täglich ward für den gesamten Hofstaat vom Kanzler und Marschall bis zu den Handwerkern und Stalljungen herab offene Tafel gehalten. Künstler und Gelehrte fanden Aufnahme und Förderung. Mit den benachbarten Höfen unterhielt man regen Verkehr, meist zu Familienfesten, wobei dann die politischen Fragen zur Sprache kamen. So hat Moritz nicht weniger als achtzehn Tauffeste ausrüsten müssen; denn nachdem seine erste Gemahlin, Agnes von Solms, nach neunjähriger Ehe mit Hinterlassung von vier Kindern gestorben war (23. November 1602), schenkte ihm seine zweite Frau, Gräfin Juliane von Nassau, die er schon am 22. Mai 1603 heimführte, bis 1628 noch sieben Söhne und sieben Töchter. Aber auch seine Festlichkeiten wußte der Landgraf originell und sinnreich zu gestalten. Statt der Trinktreffen und Schauessen, wie sie an den schwelgerischen Nachbarhöfen üblich

waren, liebte er Ringelrennen und Turniere zu Roß wie zu Fuß; zu den allegorischen Schaustellungen und Aufzügen erfand er selbst geistreiche Ideen und Ausführungen. Seine besondere Liebhaberei war das Schauspiel. Einer englischen Truppe, die er jahrelang unterhielt, gab er für Lust- und Trauerspiele die Stoffe an, die er wohl auch selbst dramatisierte; sie waren verpflichtet, dieselben in deutscher Sprache aufzuführen. Die Zöglinge der von ihm gestifteten Hofschule mußten die lateinischen Dramen darstellen, Komödien und Tragödien, welche der Fürst den klassischen Vorbildern wie Terenz und Seneca nachdichtete. Auch Ballett und Singspiel fanden auf der Kasseler Bühne Pflege. Die ausgezeichnete Hofkapelle und ein gut geschulter Sängerchor wirkten bei den Hoffesten und dem Gottesdienst mit. Gerade hierbei konnte der Landgraf, der selbst ein guter Sänger war und mehrere Instrumente, darunter Zither, Harfe und Orgel, spielte, persönlich einwirken. Seine calvinische Überzeugung hinderte ihn nicht, die Kirchenmusik nach Kräften zu fördern, nicht bloß durch Aufstellung von Orgeln in den Hauptkirchen des Landes, sondern mehr noch durch eigene Kompositionen. Die beiden vierstimmigen Choralbücher, in denen er die Lobwasserschen Psalmen und die deutschen Kirchenlieder Luthers wie seiner Nachfolger bearbeitete (1607 und 1612), wurden in allen Kirchen und Schulen des Fürstentums eingeführt. In vier Bänden gab er die von seinem Kapellmeister Valentin Geuck begonnenen, durch ihn vollendeten Melodien zu den lateinischen Texten sämtlicher Evangelien des Kirchenjahres heraus. Mit Palestrinas Kompositionen an Kraft und Anmut soll das Magnifikat wetteifern (komponiert 1600), das uns handschriftlich erhalten ist. Vieles andere (z. B. Madrigale, Konzerte und 8—10 Bände Motetten) kennen wir nur aus den bewundernden Zeugnissen der Zeitgenossen. Der landgräfliche Musikmeister Heinrich Schütz, der später in Dresden wirkte, gilt als der größte Meister der deutschen Kirchenmusik vor Johann Sebastian Bach. Auch bei den Bauten, mit denen er die Städte und Schlösser Hessens allenthalben schmückte, griff der geniale Fürst mit eigener Erfindung ein; wie er schon seinem Vater von den auf Reisen gesehenen Bauwerken Zeichnungen hatte einschicken müssen, so haben wir noch aus seinen letzten Jahren eine Reihe selbständig gearbeiteter Baurisse. Ebenso kamen bei der inneren Ausstattung der Schlösser seine Ideen zur Geltung. In allem, was er angreift, bewundern wir den Ernst, die Planmäßigkeit und Hingebung, seinem

Wahlspruche gemäß: consilio et virtute. Immer ist der Sinn des Fürsten auf das Hohe, das Göttliche gerichtet, so wie er seine Unterschrift »M. L. z. H.« sinnvoll deutet: »Meine Lust zum Höchsten!« Alles aber hat doch auch wiederum Bezug auf seine Aufgaben und Arbeiten als Regent des Landes, dem er von Gott und Rechtswegen vorgesetzt ist. Vor allem seine wissenschaftlichen Bestrebungen, welche ihn in dem ganzen Umkreis damaliger Gelehrsamkeit heimisch machten. Seine Sprachkenntnisse verschafften ihm den Beinamen des modernen Mithridates. Für seine Meisterschaft im Lateinischen zeugen alle seine Arbeiten in Prosa und Poesie, seine Grammatik, seine Metrik und Poetik, sein Thesaurus linguae latinae. In theologischen Schriften, Predigten, Exegesen u. a. bewies er seine Kenntnisse der Grundsprachen der Heiligen Schrift. Von den modernen Sprachen beherrschte er das Französische, in dem er jahrelang mit Heinrich IV. korrespondierte, das Englische, Spanische, Italienische; selbst magyarisch verstand er. Doch wollte er darum die Muttersprache nicht vernachlässigen; vielmehr nahm er als Mitglied der »Fruchtbringenden Gesellschaft« (seit 1623) unter dem Zunamen »der Wohlgenannte« an deren Sprachreinigungsbestrebungen teil und begann eine deutsche Grammatik. Minder selbständig, obschon nicht weniger eifrig war er in der Mathematik, der Botanik und besonders der Alchimie, in deren Irrgängen er sich gern verlor. Endlich interessierten ihn auch die philosophischen Disziplinen, vor allem die Logik; in seinen letzten Jahren suchte er in metaphysischen Spekulationen Ruhe vor den quälenden Sorgen des Tages.

Den vollen Strom dieser Gelehrsamkeit wollte Moritz nun in sein Hessenland leiten. Er schrieb nicht bloß Schulbücher, sondern war auch Schulmann. Im Mittelpunkt des Landes, in Kassel selbst errichtete er eine Hofschule, meist für Söhne des Adels bestimmt, dessen bäurische und widerspenstige Sinnesart er dadurch zu bannen meinte, das Collegium Mauritianum (1599). Nach einer vorübergehenden Vereinigung mit der Landesuniversität erhob er die Anstalt unter dem Namen des Collegium Adelphicum Mauritianum zu einem umfassenden ritterlichen Erziehungsinstitut, in dem sich unter adligen Lehrern die Söhne des Landgrafen mit den Edelknaben des Landes für die Universität vorbereiteten. Moritz selbst leitete die Disputationen, prüfte die Aufsätze und bestimmte die Prämien. Nicht weniger sorgte er für die anderen Schulen des Landes, zumal für die Universität zu

Marburg, deren Blüte er, besonders seitdem sie nach dem Tode seines Oheims Ludwig (1604) von ihm allein verwaltet wurde, durch Berufungen, Zuschüsse und Reformen zu erhöhen strebte. Betrachten wir ferner, was Moritz für das wirtschaftliche Gedeihen seines Landes getan hat, seine Sorge für die Sicherheit der Straßen und des Verkehrs, für die Rechtsprechung und Gesundheitspflege, die Administration der Kammergüter, Forsten und Bergwerke, seine reformatorischen Absichten in bezug auf die den Bauernstand belastenden Fron- und Spanndienste, seinen Kampf gegen den kurzsichtigen Egoismus der Zünfte durch Münzedikte, Maximalpreise und die Konkurrenz neuer Industrien, für welche er holländische und englische Glaubensgenossen ins Land zog, seine Unternehmungen zur Hebung des Verkehrs, wie die Kanalisation der Fulda (1601), so gewahren wir auch hier eine Fülle der Arbeit, Originalität, Tatenlust und selbstlose Hingebung. Es waren die Werke des Friedens, zu denen der Friedensfürst Landgraf Wilhelm seinen Nachfolger hatte erziehen wollen, und in denen auch dieser die Summe seiner Lebensaufgaben erblickte. Wenn aber Wilhelm seinem landesväterlichen Wirken bis ans Ende hatte treu bleiben können, so war es das Geschick des Sohnes, im Kampf mit unüberwindlichen Mächten darin zu scheitern. Die ersten 30 Jahre seiner Regierung brachte Moritz damit zu, lockere Deiche um sein Land gegen die klar erkannte Gefahr zu errichten. Danach aber stürzten die Fluten von allen Seiten herein: der Krieg, den er hatte abwenden wollen, kam in einer so grauenhaften Gestalt, daß sie die Friedenspolitik seines Vaters und sein eigenes Schwanken genug entschuldigen konnte. Es ist für uns wahrhaft tragisch zu sehen, wie dieser geistvolle, klar blickende, willensstarke Mann der Gewalt eines übermächtigen Schicksals vergebens sich entgegenstemmt, wie er mit seinem Lande, seiner Familie, seiner Politik und sich selbst in Hader und Widerspruch gerät und endlich völlig zusammenbricht.

Auf dem Grunde des allgemeinsten, weltdurchdringenden Prinzips hatte der Ahnherr den hessischen Staat gegründet: im Weltkampf sollte ihn der Enkel behaupten. Wenn Philipp der Großmütige der hierarchischen Macht als Haupt seiner Partei eine Zeitlang die Wage halten konnte, so lag das, von der Gunst der allgemeinen Lage abgesehen, vor allem an der Einheit seines Besitzes, mit dem er nördlich und südlich vom Main in drei Reichskreisen wurzelte. Er

selbst aber hatte am Ende durch die Zerteilung seines Landes diese Wurzeln durchschnitten. Moritz gebot anfangs über 110, nach dem Anfall des Marburger Erbteils über 236 Quadratmeilen mit 160000 bzw. 200000 Seelen. Auf diesem Territorium breitete sich noch die volle Buntheit mittelalterlicher Lebensordnungen aus, in den Städten wie besonders unter dem Adel, der den Gesamtstaat sowohl auf allen Lebensgebieten konstituierte als in allen Lebensregungen hemmte. Die Zerstörung der alten Kirche hatte die Ritterschaft und den Fürstenstaat gleichmäßig gefördert und auf eine Seite getrieben; doch hatte schon Landgraf Philipp in der großen Krisis seines Lebens erfahren müssen, wie wenig er für sich auf die machtvollste Stütze Hessens bauen durfte. Indem nun Moritz, wie seine Genossen am Fürstenamt überall, dahin arbeitete, die Machtelemente seines Landes zu strafferer Einheit zusammenzufassen, stieß er allerorten auf den bornierten Eigenwillen seiner Edelleute, welche sich in ihrer ständischen Organisation nur durch Kompromisse besiegen ließen und aus jedem Konflikt mit dem Anspruch auf maßgebenderen Einfluß in den Gesamtinteressen des Fürstentums hervorgingen. Man kann nicht sagen, daß Moritz in diesen Reibungen besonders herrisch und gewaltsam aufgetreten sei, mochte ihn auch wohl hier und da sein heißes Blut und besonders in den späteren Jahren die Bitterkeit getäuschter Hoffnung übermannen. Wenn er einmal gegen den Hofjunker Rudolf v. Eckardsberg, der den Hofmarschall Friedrich Balthasar v. Hertingshausen aus Rache meuchlerisch erschossen hatte, die fürchterliche Härte des peinlichen Rechtes im Übermaß walten ließ (1615), so geschah das neben dem Gefühl persönlicher gerechter Kränkung in dem Willen, die Strenge der Justiz unnachsichtig anzuwenden. Seine eigenen Irrungen mit dem Landesadel über Besitz und Hoheitsrechte pflegte er gütlich zu schlichten. Bei seinen großen Reformplänen, in der inneren wie in der äußeren Politik, war immer sein nächstes Absehen darauf gerichtet, die ständische Vertretung in gemeinsamer Beratung auf seine Zwecke zu verpflichten. Wie hätte er auch anders handeln können, wo sein Fürstentum in seinem Geheimen Rat, im Hof- und Kriegsstaat, in Statthalterschaften und Amtsbezirken ebenso wie in den Ständen von denselben Geschlechtern erfüllt war! Moritz war in allen seinen Handlungen von einem lebendigen hessischen Gesamtbewußtsein getragen. Gewohnt, allen Erlebnissen und Empfindungen in lateinischen Versen Ausdruck zu geben, wandte

er sich in »Davidischen Gesängen« am Schlusse jedes Jahres oder in Augenblicken besonderer Gefahr mit Worten ernster Warnung vor Gottlosigkeit, Zwist und Engherzigkeit an seine »fidi Hessi«; 24 solcher Elegien hat er 1516 veröffentlicht. Denn zu allen Zeiten war er von dem Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott und den Gesetzen erfüllt. Diese beiden, schreibt er 1611 seinem Erstgeborenen, seien die treuesten Ratgeber der Fürsten. Denn er dürfe nicht glauben, daß die Fürsten frei von den Gesetzen und nur die Untertanen daran gebunden seien.

Aber das Schicksal wollte, daß Landgraf Moritz auch mit der Größe seiner politischen Gesinnung unter seinem Volke allein stand. Er hätte nur dann hoffen können die Hindernisse zu beseitigen, wenn er die Regierung so friedlich wie sein Vater hätte führen können. Schon in den nachbarlichen Irrungen reichte seine Macht nicht überall aus. Es waren meist altererbte Streitigkeiten, mit geistlichen und weltlichen, katholischen und evangelischen Nachbarn, rings an den Grenzen und oft innerhalb des hessischen Territoriums selbst; unter der wachsenden Spannung der großen religiösen Gegensätze wurden sie von Jahr zu Jahr feindseliger und gefährlicher. Manche wußte der Landgraf in gütlicher Übereinkunft zu erledigen, so den Zank mit Mainz wegen des erzbischöflichen Patronats über drei Gemeinden in der Herrschaft Eppstein, welche Moritz gegen drei Dörfer im Bezirk von Amoeneburg eintauschte (1608); während der Streit über die Kirchen von Amoeneburg, Neustadt, Homberg und besonders Fritzlar ungeschlichtet blieb, bis er in dem großen Kriege mit den Waffen ausgetragen ward. Besser stellte sich Moritz zu den beiden großen Reichsabteien Hersfeld und Fulda. Jene ward erst unter Abt Joachim, dem guten Freunde des Landgrafen (1592—1606), durchweg evangelisch. Indem der älteste Sohn Moritz, Otto, 1604 zum Administrator gewählt wurde, gelang es trotz kaiserlicher und päpstlicher Intrigen, die Zugehörigkeit des Stifts zu Hessen, dem ein landgräflicher Beamter, Heinrich Lersener, als Kanzler vorstand, über den Tod Joachims hinaus zu erhalten, und als man nach Ottos frühem Tode durch die rasche Huldigung des Prinzen Wilhelm, der seit 1612 Koadjutor seines Bruders gewesen war, den Gegenzügen der katholischen Partei abermals zuvorkam, mochte Moritz glauben, sein Ziel, die dauernde Verbindung der Abtei mit seinem Hause, trotz allem erreichen zu können. Der Einbruch Tillys vernichtete diese Hoffnung. Schwie-

riger war das Verhältnis zu Fulda, wo die Gegenreformation unter dem Schutz des Abts Balthasar durch die Jesuiten sehr viel tiefer eindrang. Trotzdem wußte sich Moritz mit Balthasars Nachfolger, dem Hessen Johann Friedrich von Schwalbach, so wohl zu stellen, daß dieser ihm die seit zwei Jahrhunderten an Hessen übertragene Pfandschaft an Burg, Stadt und Amt Vach erblich überließ (1611). Tillys Einlagerung vernichtete aber auch diesen Vertrag, und mit Johann Bernhard Schenk von Schweinsberg erhielt das alte Stift einen Abt, der die Politik der Liga mit dem Krummstab und dem Schlachtschwert verfocht. Am feindseligsten gestaltete sich von Anfang an die Nachbarschaft mit Paderborn: mit verwirrten Grenzstreitigkeiten verbanden sich hier die haßerfüllten Kämpfe zwischen der evangelischen und katholischen Faktion im Hochstifte selbst: für Moritz war der Preis noch höher als in den Abteien, da ihm das alte Ziel hessischen Ehrgeizes, die Schutzherrschaft über das reiche Bistum, entgegengetragen wurde; aber auch die Verantwortlichkeit und Gefahr bei dem offenen Eintreten der Spanier für die Katholiken um so größer. Als sich die evangelische Bürgerschaft Paderborns gegen Bischof Bernhard auflehnte, ließ Moritz es trotz seiner Kriegswerbung geschehen, daß die Spanier in die Stadt kamen und die protestantische Faktion in fürchterlichen Bluttaten ausrotteten (April 1604). Danach nützte es ihm doch nichts, daß die Stände des Stifts einen Schutzbrief von ihm erbaten und erhielten; durch Bischof, Kaiser und Kammergericht bedrängt, mußten sie sich 1608 unterwerfen. Als Moritz gelegentlich des Jülicher Erbfolgestreits die Postulation seines Sohnes Philipp zum Koadjutor zu erlangen hoffte, durchschnitten die Katholischen seine unkräftigen Versuche, indem sie die Erhebung Ferdinands von Bayern fast mit Gewalt durchsetzten. Auch 1614, nach dem Tode Bernhards, mußte der Landgraf erneute Anträge, Ferdinand das Stift zu entreißen, zurückweisen, und als dann der große Krieg durch den Einbruch Christians von Braunschweig diese Landschaft erreichte, war für ihn das Spiel vollends verloren. Mit der Schirmvogtei über Corvey und Höxter ferner verletzte Moritz nicht nur die katholischen Interessen des Abts Dietrich von Beringhausen, sondern auch die Eifersucht eines protestantischen Nachbars, Heinrich Julius von Braunschweig, ein Hader, der auf die evangelische Sache sehr störend einwirkte. Besser gestaltete sich das Verhältnis zu diesem Nachbarlande zur Zeit Friedrich Ulrichs; und als der Nachfolger Dietrichs vor den

Nachstellungen dieses Fürsten nach Köln entwichen war, bot sich Moritz 1620 wieder einmal die Aussicht, Philipp hier die Administration zu verschaffen. Aber auch diesmal scheiterte er an der Energie Erzbischof Ferdinands und dem Mißtrauen der Braunschweiger, so daß Tilly leichtes Spiel hatte, als er im Mai 1623 den wichtigen Weserpaß Hessen und dem Protestantismus entriß. Der böseste Nachbar an der so arg gefährdeten Nordgrenze Hessens war jedoch Graf Johann von Rittberg, der als Gemahl der Erbtochter des Grafen Enno (obschon er ihr leiblicher Oheim war), mit päpstlichem Dispens und kaiserlichem Konsens ausgerüstet, 20 Jahre hindurch als Vorkämpfer des westfälischen katholischen Adels gegen seinen hessischen Lehnsherrn auftrat. Vergebens forderte der Landgraf die Gräfin Sabina vor das Manngericht in Kassel (1602): die Rittberger bestritten dessen Kompetenz und brachten den Prozeß vor das Reichskammergericht, welches ihn dann verschleppte, bis der große Krieg alles Rechtsprechen unnütz machte. Johann war es, der jene Spanier gegen Paderborn führte; in allen Unternehmungen der Katholischen gegen Hessen hatte er seine Hand. Er verjagte die hessischen Prediger, brachte die Jesuiten in die Grafschaft und führte die Gegenreformation völlig durch. Philipp der Großmütige hatte seinen Rittberger Vasallen nach der Niederwerfung Heinrichs von Braunschweig 1545 in raschem Kriegszuge bezwungen; Moritz mißglückten mehrere Anschläge auf die stark befestigte Burg durch die Wachsamkeit des Grafen und die eigene Ohnmacht. Als er 1612 niederländische Hilfe herbeiziehen wollte, widerstrebten ihm sowohl die eigenen Bundesgenossen, Kurpfalz und Kursachsen, als auch Erzbischof Schweikard von Mainz mit warnenden Botschaften. Vor Rittberg lagerte 1622 auch Christian von Braunschweig, auf dessen Waffen Moritz rechnete, vergebens. Zu Landgraf Philipps Zeit waren ferner die Waldecker Grafen mit Hessen in gutem Einvernehmen gewesen: unter Moritz ward auch dies ins Gegenteil verkehrt. Vom kaiserlichen Hof- und Kammergericht begünstigt, mit anderen Nachbarn Hessens im Bunde, konnten dieselben dahin arbeiten, ihre Landschaft von dem althergebrachten Lehensverbande loszulösen. Eine Grenzverletzung, die Moritz durch feindlichen Überzug rächte (1615), endigte mit einem parteiischen Restitutionsedikt des Kammergerichts zugunsten der Waldecker (1618). Diesmal hielt sich die hessische Landschaft auf seiten ihres Fürsten, und auf sie gestützt bemächtigte sich der Landgraf im No-

vember 1621 der ganzen Grafschaft. Die kaiserlichen Waffen setzten ihn dann aber auch hier in Nachteil und Unrecht.

Schon die vergeblichen Anläufe dieser wirrenreichen Territorialpolitik lassen es erklärlich erscheinen, daß Moritz auch in den großen Fragen, die ihm die allgemeine Lage der Religion und des Reiches aufdrängte, lange Jahre eine vorsichtige, oft schwankende Haltung beobachtete, mag nun hierbei die kluge Unterdrückung der Leidenschaften oder der Zwang der Verhältnisse vorgeherrscht haben. An persönlichem Eifer und politischer Einsicht hat es Moritz, soviel wir urteilen können, auch in den Fragen der großen Politik nie gefehlt. Aber wenn er schon bei den kleinen Gelegenheiten auf Schritt und Tritt im Lande und von auswärts Hemmungen erfuhr, wie mußten da erst diese Verlegenheiten wachsen, sobald er die großen Entschlüsse fassen sollte, von welchen die kleinen Streitfragen mit fortgerissen werden mußten, sobald er neben einer Heerschar von Gegnern mit den gleich ihm gehemmten, schwankenden, von Sonderinteressen bestimmten Bundesgenossen zu rechnen hatte! Die Basis der Politik Philipps des Großmütigen war immer der Bund mit Kursachsen gewesen. Diese Verbindung unter Anschluß Kurbrandenburgs, so daß die alte Erbverbrüderung der drei Häuser auf dem Grunde des Protestantismus ruhte, war die Tradition, von der Moritz so wenig wie sein Vater weichen wollte, in der er sich mit den hessischen Gesamtinteressen einig wußte und an welche ihn, wo er einmal ins Schwanken geriet, die eigenen Stände mit stets gleichem Nachdruck zu erinnern pflegten. Nun war aber Kursachsen nicht mehr der Staat Luthers und Johann Friedrichs, sondern, vor allem seit der Katastrophe der kryptocalvinistischen Politik im Jahre 1592, dem Anfangsjahre von Moritz' Regierung, der im engsten kirchlich-politischen Partikularismus befangene Staat Kurfürst Augusts und seiner im Trunk verkommenden Nachfolger. So hatte Moritz in allen Lebenslagen die Aufgabe, welcher auch der Ahnherr immer nachgestrebt hatte, seine vorwärts drängende Politik mit der zaghaften oder gar reaktionären Kursachsens in Einklang zu erhalten. Hierin zeigte er sich in den ersten Jahren, wo er dem Landgrafen Ludwig von Marburg, Philipps letztem Sohn, eng verbunden war, am konservativsten. Der Oheim, ein bequemer, friedfertiger Herr von lutherischen Neigungen, suchte Hessen von den weitaussehenden Tendenzen der Pfälzer Politik zurückzuhalten; über die Verweigerung der Türkenhilfe ging sein

antikaiserlicher Eifer nicht; wenn er sich doch dem Unionsgedanken anschloß, so war er nicht zu bewegen, eine andere Form als die der strengsten Defensive für die geplante Vereinigung zu wählen. Und da hierin die hessen-darmstädtischen Stände, welche die Politik ihres Territoriums bei der Unmündigkeit ihres Landgrafen Ludwig lenkten, ebenso dachten, so hätte dem feurigen Landgrafen von Kassel auch der bereiteste Eifer wenig nützen können.

Einen Wendepunkt brachte jedoch der Einbruch der spanischen Armada in das Reich, welchen der Admirante von Aragon Franz Mendoza auf Befehl des Brüsseler Hofes unternahm, um die Generalstaaten vom Niederrhein her anzugreifen oder wenigstens seine unbesoldeten Truppen durch die Einlagerung in den neutralen Gebieten des Reiches zu entschädigen. So griff ohne jede Erklärung des Krieges der große Kampf der westlichen Großmächte auf den deutschen Boden hinüber. Es erhob sich also die Frage, ob der Reichsgedanke stark genug sein würde, die widereinander strebenden religiösen Parteien Deutschlands gegen die Usurpatoren des Reichsgebietes zu vereinigen — sowie sich die Vorfahren einst vor Neuß gegen Karl von Burgund verbündet hatten —, oder ob die große Weltfeindschaft auch die deutschen Parteien in ihre Wirbel reißen sollte. Die grauenhaften Exzesse der spanischen Soldateska, welche völlig zügellos, raubend und mordend über die Landschaften des Niederrheins von der Ruhr bis zur Yssel herfielen und dann zum Winter im Stift Münster einlagerten, führten wirklich zu gemeinsamen Beratungen der beteiligten Kreise. Aber da nun einmal der Erfolg der patriotischen Politik eine Schädigung der allgemeinen katholischen Interessen bedeutete, so war es erklärlich, daß die altgläubigen Stände die Bemühungen der protestantischen paralysierten, zumal die korrespondierenden Stände von der protestantischen Partei unter Vorantritt von Kurpfalz die Gelegenheit zu benutzen gedachten, um ihre Unionsprojekte endlich durchzusetzen. Die hessischen Regierungen hatten selbst Angst vor den spanischen Gästen; sie aber aus den Nachbarstaaten hinauszutreiben, lag wenigstens nicht in den Neigungen der Marburger und Darmstädter, die immer noch weiter vom Schuß als die Kasseler waren. Andere Unionisten dachten über den Fall anders, jeder aber nach Maßgabe seines Interesses, und so kam es auch bei ihnen anfangs zu keinem Beschluß. Indem sich nun die Spanier zwischen Rhein und Ems immer weiter ausdehnten, raffte sich endlich Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-

Calenberg zur selbständigen Tat empor. Ihm, der eine stattliche Werbung auf eigene Hand unternahm, folgte sofort Moritz, der damit in jugendlichem Eifer den Einfluß des alternden Oheims abschüttelte. Leider aber waren diese beiden geistvollsten und tatkräftigsten Fürsten der evangelischen Partei durch ihre nachbarlichen Irrungen (damals über Plesse und Radolfshausen) gegeneinander im Harnisch; und da sie von dem wetteifernden Ehrgeiz nach dem Oberbefehl gequält wurden, endeten die langwierigen Beratungen aufs neue resultatlos. Dennoch ist Moritz damals ins Feld gezogen. Vom Oheim gewarnt, von den Korrespondierenden, selbst von Kurpfalz allein gelassen, führte er seine Truppen dem westfälischen Kreise zu, den die furchtbare Plage endlich in die Waffen brachte. Im Juni brach die Exekutionsarmee unter dem Grafen Simon von Lippe auf. Bevor sie jedoch den Schauplatz ihrer Tätigkeit erreicht hatte, war Mendoza mit seinem Corps schon zum Reich hinausgezogen, nachdem er eine Reihe fester Plätze mit seinen Garnisonen besetzt hatte. Indem nun die Deutschen deren Belagerung unternahmen, ward Moritz Zeuge des kläglichen Schauspiels, welches die Führung damaliger Soldheere im Namen des Deutschen Reichs darbot. Anfangs irrte die Armee, der das Belagerungsgeschütz fehlte, ziellos zwischen den Festungen umher. Als sie sich endlich vor Rees lagerte, kam unter die unbezahlten, hungernden Truppen alsbald der Geist der Plünderung und des Aufruhrs, der sich in Exzessen entlud, wie sie wilder auch die Spanier nicht begangen hatten. So genügte ein kräftiger Ausfall der Belagerten, um die Deutschen in einen fluchtähnlichen Rückzug zu treiben.

Dieser schmähliche Lohn kostbarer Anstrengungen hat auf Moritz' Leben einen bestimmenden Einfluß geübt. Vor allem, indem dadurch, wie er selbst bezeugt hat, in ihm die merkwürdigen militärischen Reformideen erweckt wurden, um deren Verwirklichung er sich Jahrzehnte hindurch bemüht hat. Diese Bestrebungen, welche nach Moritz' Sinn nichts weniger als die völlige Beseitigung des vaterlandslosen Söldnertums und Schaffung einer nationalen Armee bezweckten, sind, wie man weiß, in der Epoche vor dem 30jährigen Kriege von mehreren deutschen Fürsten, z. B. Johann von Nassau-Siegen und Maximilian von Bayern, gehegt worden. Das Verdienst jedoch, den Gedanken theoretisch wie praktisch zuerst durchgeführt zu haben, gebührt, soviel wir urteilen können, dem erfinderischen Genie des Landgrafen. Moritz nahm seinen Ausgang von der alten verfallenen

Landwehrordnung, die er eben reformieren wollte. Ferner schwebten ihm verwandte Einrichtungen und Versuche in benachbarten Staaten, wie Holland, vor; mehr noch historische Vorgänge aus der jüdischen und der griechisch-römischen, ja selbst der neuesten Geschichte; und vor allem seine großen Lehrmeister, die antiken Autoren, mit denen er wieder neuere Kriegstheoretiker, Macchiavell, Schwendi, de la Noue u. a. verband. Seine Absicht war, die Schulung der geworbenen Truppen mit den sittlichen Kräften, welche aus der Verteidigung des vaterländischen Bodens entspringen, zu verschmelzen. Denn nur zum Schutz seines Staates wollte er das Schwert ziehen, die geliebte Friedensarbeit durch die Sammlung und Organisierung der kriegerischen Kraft des Landes sichern. Nur die Form des Krieges hatte er im Sinn, welchen Martin Luther als den allein von Gott erlaubten aus seinem Staatsbegriffe herleitete. Moritz hoffte seine Armeeorganisation auf Gesamt-Hessen auszudehnen und auf das einträchtige Wirken der Gewalten, welche das hessische Territorium inne hatten, zu gründen. Statt der Tyrannei, Uneinigkeit und Indolenz mit ihren staatszerrüttenden Folgen, welche die bisherige Kriegführung für Regierung und Bevölkerung bringe, werde der Einklang der Besten und Ehrliebendsten, Freundschaft und Treue zwischen Herrn und Untertanen erzielt, ehrgeizige Bestrebungen und die Einmischung der Fremden verhindert werden; denn keiner binde gern mit einem Ochsen an, so lange derselbe noch seine Hörner habe. Herkunft und Amt stellen den Fürst an die Spitze; er müsse allezeit das beste tun; doch sollen ihm die Stände, Prälaten, Adel, Städte und die Landschaft ratend und tatend, dienend, kontrollierend, verwaltend zur Seite stehen. Unmittelbar auf die bürgerlichen Institutionen des Landes wollte der Landgraf die Kriegsverfassung stellen; so daß die Obersten aus den vornehmsten Beamten, die Kapitäne aus den Amtleuten gewählt würden, die Leutnants, welche allein fixen Kriegssold zu erhalten brauchten, zugleich Landsknechts- und Burggrafenstellen bekleideten. Überhaupt wollte er die Offiziere aus dem Adel und den Wohlhabenden nehmen, die Mannschaft meist aus der Bürgerschaft, ohne doch die Bauern auszuschließen. Durch die Benutzung der Freistunden an den Sonntagen meinte er jede Kollision der Waffenübungen mit den bürgerlichen wie religiösen Diensten und Pflichten vermeiden zu können; die Ausbildung des Körpers, im Turnen wie in der Führung der Waffen, müsse in den Schulen und Schützenvereinen

des Landes von früh auf geübt werden. Für ganz Hessen plante er ein Korps von 10000 Mann, das er in acht Regimenter und 72 Kompagnien einteilte, so daß in jedem Regiment die drei Waffengattungen, Infanterie, Reiterei und Artillerie vertreten seien; er säumte nicht, für seinen niederhessischen Landesteil wenigstens die Infanterie, den »fußgehenden Ausschuß«, vier Regimenter, die er nach den Flüssen Diemel, Werra, Fulda und Schwalm nannte, aufzustellen. Ganz richtig und durch die Erfahrungen des großen Krieges nur zu sehr bestätigt war die Annahme, daß diese nationale Kriegführung dem Staate weit billiger kommen würde als die mit Söldnern; Moritz hoffte sogar mit 21—22000 Gulden die Truppenaufstellung bewirken zu können: das Utile, sagte er, spreche ebenso wie das Honestum für seinen Plan. Vor allem hatte er doch die sittliche Kräftigung vor Augen, die dem Lande daraus erwachsen werde: mit der Zeit werde ein ganz anderes Volk entstehen, ganz gesinnt in der Vorfahren Fußstapfen zu treten und die alte deutsche Mannheit nicht versinken zu lassen; die bisherige Armut werde sich in eine honesta potestas verwandeln. Die Größe und Einheit der Konzeption offenbart sich vorzüglich in der Vielseitigkeit und Schärfe der Durchführung. Moritz läßt keinen Zweig des militärischen Wissens und Handelns unberührt. Marsch- und Schlachtordnung, Gefecht, Waffen, Bekleidung, Munition, Verpflegung und Lagerwesen, Kriegsrecht, Strafen und Belohnungen, alles zieht er in seinen Gesichtskreis; überall zeigt er Kunde und — was bei einem Doktrinär, der, selbst ohne rechte Kriegserfahrung, in dem, was er gesehen, nur abschreckende Beispiele erlebt hatte und aus der Doktrin heraus ganz neue Wege bahnte, doppelt auffallen muß — praktische Einsicht. Seine taktischen Vorschläge vermeiden alles Überflüssige, Verwickelte und Schwerfällige und fordern Straffheit, Einheit und Beweglichkeit. Was er z. B. über die Kombinierung der Waffen sagt, über die Maskierung der Batterien durch vorgezogene Kavallerie, die Unterstützung des Infanteriegefechtes durch die anderen Waffen, über den Kampf des Fußvolkes selbst, z. B. das Verhältnis der Pikeniere zu den Musketieren, die Stellung der Offiziere und der Fahne, der Piken und der kurzen Gewehre, oder über die Kavallerie, bei der er für die Lanze eintritt und auf den Angriff mit der blanken Waffe und tunliche Vermeidung des Feuergewehrs dringt, das alles atmet den Geist kriegerischer Energie und Planmäßigkeit. Es entspricht dem Grundgedanken seines Sy-

stems, wenn er ganz besondere Aufmerksamkeit der militärischen Friedensarbeit, dem ordo progymnasticus, wie er sich ausdrückt, zuwendet. Auch hier verbreitet er sich über alle Zweige des großen und kleinen Dienstes, in allen Waffen und nach den vielfachsten Kombinationen bis in das Detail der Marschübungen, Wendungen und Griffe, immer auf den letzten Zweck, die Kriegstüchtigkeit, gerichtet. Fassen wir unser Urteil über diese Entwürfe zusammen, so werden wir nicht zu viel sagen, wenn wir Moritz um ihretwillen den größten Kriegstheoretikern aller Zeiten beizählen. Über dem Ganzen schwebt die Furcht vor der spanischen Gefahr, deren Nähe und Unabwendbarkeit durch die Brutalitäten der Mendozaschen Söldner und ihre klägliche Abwehr so schrecklich offenbart worden war.

Trotzdem versagte sich Moritz in den nächsten Jahren den Unionsbestrebungen fast ganz. Mit Braunschweig zerfallen, an seine hessischen Mitfürsten und Stände wie an die kursächsische Politik gebunden, von der Union für die Ausgaben des Reeser Zuges im Stich gelassen, hatte er Gründe genug gegen eine Beteiligung an den fruchtlosen Verhandlungen. Dazu kam, daß nicht nur die Gefahren, welche für die protestantischen Territorien damals aus den Klosterprozessen drohten, sein Land ziemlich unberührt ließen, sondern daß seine Interessen infolge des Zwistes mit Braunschweig der kurpfälzischen Agitation wider die Reichsgerichte geradezu entgegenstanden. Als dann das Straßburger Stift 1602 nahe daran war, an die Lothringer und Österreicher zu fallen, und die Wahl des Statthalters der spanischen Niederlande, Erzherzog Albert, zum römischen König zu drohen schien, erhob sich Moritz zu größerer Energie. Im Herbst 1602 besuchte er in plötzlichem und persönlichem Entschluß Heinrich IV. von Frankreich und kam mit ihm alsbald in der Wahlfrage, für die die sie an Maximilian von Bayern dachten, wie in der Straßburger Angelegenheit, die Heinrich mit Geld fördern wollte, zu festen Abmachungen. Aber schon in Heidelberg, wohin Moritz von Paris eilte, trat der Widerspruch der französischen Politik zu der deutsch-protestantischen, welchen persönliche Sympathien nicht ausgleichen konnten, hervor, und nun fiel Moritz bald wieder in seine zaghafte und zuwartende Haltung zurück. Jahrelang ruhten darauf die Unionsverhandlungen. Als sie wieder aufgenommen wurden, hatten sich die allgemeine Lage und Moritz' persönliche Verhältnisse durchaus verändert. 1604 war Landgraf Ludwig der Ältere gestorben. Der kinder-

lose Fürst hatte seinen Bruder Georg von Darmstadt und Moritz zu gleichen Teilen als Erben eingesetzt mit der Bestimmung, daß im Falle einer von ihnen stürbe, seine Manneserben in seine Rechte eintreten sollten; die Einzelverteilung hatte er den Erben überlassen, aber das Testament nach dem Tode Georgs bestätigt. Jetzt bestritten die drei Söhne des letzteren unter Berufung auf die älteren Erbbestimmungen, welche auch der Erblasser selbst für sich angezogen hatte, die Gültigkeit des Testaments: nicht nach den Linien der Söhne Philipps des Großmütigen, welche dieser in sein Erbe eingesetzt habe, sondern nach den Köpfen sämtlicher augenblicklich lebender Glieder seines Mannesstammes müsse der Nachlaß seines letzten Sohnes geteilt werden: sie forderten also drei Viertel des Marburger Landes und fügten sich nur unter Protest dem Schiedsgerichte, welches den Besitzstand vorläufig nach dem letzten Willen Ludwigs regelte. Dieser Erbfolgestreit, der für die ganze hessische Geschichte verhängnisvoll geworden ist, hätte auf Moritz' evangelische Politik hemmend einwirken können, wenn er nämlich den Darmstädtern, die alsbald die Entscheidung des Kaisers anriefen, hier den Rang abgewinnen wollte. Aber bei der allgemeinen Konstellation durfte er sowieso nicht darauf rechnen, die streng lutherisch und kaiserlich gesinnten Verwandten in Wien auszustechen, und dann mußte gerade dieser Zwist, je fester die Darmstädter der kaiserlichen Autorität anhingen und je bessere Aussicht sie hier für ihre Ansprüche gewannen, den Landgrafen um so mehr auf diejenige Seite treiben, nach der er in Politik und Religion von jeher neigte.

Unter diesem Gesichtspunkt haben wir daher vor allem die religiöse Umformung zu verstehen, die er in dem ihm zugefallenen Teil der oberhessischen Herrschaft, besonders an Stadt und Universität Marburg vollzog. Moritz wollte mit dieser Neuerung nicht etwa geradeswegs die lutherische Kirche in die reformierte verkehren, sondern ging vielmehr von dem Gedanken der Union beider aus, gemäß der Gesamtrichtung seiner Politik und im Hinblick auf die gemeinsame Gefahr, die ihnen von den katholischen Mächten drohte; wie er es einmal in dem Verse ausdrückt:

Estote uniti, moneo, Calvine, Luthere,
Ne praesul ligno vos ambos urat eodem.

Vor der nüchternen Einseitigkeit des Puritanertums bewahrte ihn schon seine künstlerische Richtung, der er auch im Gottesdienst

Ausdruck zu geben strebte. Forderten seine Reformvorschläge auch die Ausmerzung der wirklich noch arg papistischen Gebräuche in der oberhessischen Kirche, eine straffere Verfassung und selbst einige dogmatische Änderungen, so wollten sie doch den Boden der Augsburgischen Konfession behaupten. Sie trugen immer noch das Gepräge, welches Bucer der hessischen Kirche aufgedrückt hatte. Aber die allgemeinen Gegensätze waren nun einmal andere geworden; die reformierte Richtung haftete nicht mehr an einigen Schweizer Gemeinden, sondern war zu einer Weltmacht emporgewachsen, welche die lutherischen Kirchen weit überflügelte. Und die Attraktion hierhin mußte für Moritz um so stärker werden, je schroffer und je politischer gefärbt der Widerstand war, den er fand. Nirgends war derselbe heftiger als in Marburg, wo sich Professoren und Prediger, Beamte und Zünfte gegen die Neuerung verbanden. Vergebens trat Moritz selbst vor Universität und Bügerschaft für seine Absichten ein; in der Kirche kam es zu wildem Tumult, den der Landgraf durch bewaffnetes Aufgebot stillen mußte. Auch auf dem Lande und in den kleinen Städten fand er Widerstreben, besonders in Schmalkalden und beim Adel an der Werra, dem seine Patronatsrechte durch die zentralisierende Kirchenpolitik bedroht schienen. So erlebte der Fürst statt der Union die unseligste Spaltung. Die Darmstädter eröffneten in der Gießener Universität den ausgewiesenen Professoren einen neuen Hort der reinen Lehre; alle Liberalität Moritz' vermochte nicht die alte Blüte der Marburger Hochschule herzustellen. Er selbst ging gegen die wachsende Opposition hitziger, ja gewalttätig vor: wer von den Geistlichen seine Verbesserungspunkte nicht unterschrieb, mußte auswandern; die Reform wurde auf Niederhessen ausgedehnt; ein geistliches Konsistorium, anfangs in Marburg, seit dessen Okkupation durch die Darmstädter in Kassel, vollendete die Organisation. Unter mannigfacher Schonung lutherischer Meinungen wurde das Band mit der reformierten Kirche doch enger geknüpft, so daß die hessischen Delegierten auf der Dordrechter Synode 1619 sogar die fünf Sätze, wenn auch nicht das Dekret gegen Arminius, den alten Zögling der Marburger Hochschule, unterschrieben.

Auf die Stellung Moritz' zur Union wirkten auch diese Reformen weniger ein, als man glauben sollte. Der oberste Gesichtspunkt blieb ihm allezeit die Rücksicht auf Sachsen, das er vergebens von dem reaktionären Wege abzulenken suchte. Weder der Einbruch Spinolas

1605 noch die gleichzeitige weitgreifende Agitation Christians von Anhalt brachten ihn davon ab. Unterdes reiften die Dinge mit dem Emporkommen Ferdinands, Maximilians und des durch Klesl geleiteten Matthias immer mehr der Krisis entgegen, welche in der Exekution gegen Donauwörth zum Ausbruch kam. Dann folgte die Sprengung des Regensburger Reichstages 1608 durch die Protestanten und die Gründung der Union. Wie hierbei sogar der lutherische Friedrich von Württemberg sich beteiligte, so fehlte natürlich auch Moritz nicht; eine hervorragende Stellung nahm er aber nicht ein, blieb vielmehr als Mitglied der Union seiner Aufgabe treu, vermittelnd aufzutreten, alle protestantischen Interessen zu gemeinsamer Aktion zu verschmelzen. Dies war für ihn auch in dem Jülicher Erbstreit die leitende Rücksicht. Er wollte ihn benutzen, um einen Damm gegen die habsburgischen Ansprüche aufzuwerfen, mithin die protestantischen Prätendenten auszugleichen. So brachte er zunächst den Dortmunder Vergleich zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg zustande (1. Mai 1609). Danach versuchte er auch die sächsischen Höfe mit jenen Beiden in Einklang zu bringen, wodurch er ja das Rückgrat seiner Politik, die Erbeinung mit Sachsen und Brandenburg aufrechterhalten konnte. An Johann Kasimir von Coburg hatte er einen Helfer im sächsischen Lager selbst; beide Fürsten kamen deshalb in Ichtershausen zusammen. Aber die Dresdener ließen sich von dem Wiener Hof nicht losreißen. Und als nun dieser mit Gewalt vorging, so war auch eine persönliche Unterredung Moritz mit Kurfürst Christian II. (zu Annaberg, Ende September 1609) vergeblich. Die große Kombination, welche sich an das Eintreten Heinrichs IV. von Frankreich in diese Bewegung knüpfte, zerging mit dessen Ermordung. Die Kraft der Unierten erschöpfte sich in der Vertreibung der kaiserlichen Truppen aus Jülich und in der wüsten Straßburger Stiftsfehde. Auch im kaiserlichen Lager aber herrschte damals wilde Verwirrung, und als Matthias der Nachfolger des verfeindeten Bruders geworden war, sah er sich unter dem Druck der äußeren und inneren Lage genötigt, die schroff katholische Politik der früheren Jahre zu verleugnen und seine Stellung auf die »Komposition«, den Ausgleich der religiösen Parteien im Reich zu gründen. Damit beschritt die kaiserliche Politik, die auch jetzt von Bischof Klesl inspiriert war, einen Weg, der den Wünschen Moritz' halb entgegenkam. Auch in dieser Form hielt sie sich noch mehr auf der

Linie der lutherischen Stände, wie Kursachsen und Hessen-Darmstadt, die somit in ihren Ansprüchen auf Jülich und Marburg gefördert und von Moritz weiter abgezogen wurden. Und dann zeigte es sich doch, daß diese reservierte und hinterhaltige Ausgleichspolitik die Schroffheit der Gegensätze nicht überwinden konnte. Gleich der erste Reichstag des Kaisers, zu Regensburg 1613, endigte so resultatlos wie der von 1608. Die streng katholische Partei, um die Erzherzöge Ferdinand und Maximilian und um Max I. von Bayern geschart, gestützt auf Rom und Spanien, erfüllte sich mit bitterstem Haß gegen Klesl, bahnte Ferdinand den Weg zur böhmischen und ungarischen Krone, verfeindete die Regierung mit den evangelischen wie den reaktionären Kreisen ihrer Länder, stürzte, als sie so die böhmische Rebellion emporgerufen hatte, den Kardinal selbst und erstrebte nach Matthias' Tode mit der Kandidatur seines Erben Ferdinand zum Kaiser die Summe der Gewalt im Reiche.

So stellte sich die ungeheure Gefahr, vor der Moritz seit 20 Jahren gezittert hatte, ihm und seiner Partei unmittelbar vor Augen. An dem Bewußtsein von ihrer Nähe und Größe und an persönlichem Eifer, ihr zu begegnen, fehlte es ihm jetzt so wenig wie vordem. Waren ihr doch gerade seine zerstückelten und umstrittenen Gebiete am Rhein und an der westfälischen Grenze so ausgesetzt wie kaum andere. Aber freilich die Lauen im Lande konnten eben die Gefahr als den triftigsten Grund zur Erhaltung des Friedens anführen, und ebenso schwierig machte sich jedesmal die von oberdeutschen Interessen beherrschte Union, sooft der Landgraf ihre Hilfe für seine ihnen entlegenen Besitzungen anrief. So ergab sich für Moritz aus dem Widereinanderstreben dieser Wünsche und Verlegenheiten immer wieder der Gedanke, mit Zurückdrängung aller Sonderungen den gesamten protestantischen Namen zu verbinden. Dem entsprach es, wenn er als der erste unter den deutschen Fürsten mit dem jungen Gustav Adolf anknüpfte (1612), wenn er die Freundschaft mit Moritz von Oranien, den Staaten und der Hansa pflegte, und wenn er Frankreich in der Richtung gegen Spanien zu erhalten suchte, nicht weniger aber auch sein vorsichtiges Eingehen auf die Wege der Union, welche ihm zur Spaltung der allgemein-evangelischen Interessen zu führen drohten. Unermüdlich spann er an seinen Vermittelungsplänen weiter. So gelang es ihm doch 1615 den alten Streit zwischen Stadt und Herzogtum Braunschweig zu schlichten, indem er selbst mit Herzog Friedrich

Ulrich unter Beilegung der alten Grenzzwiste in gute Nachbarschaft trat. Und wie er nun in allen diesen Verhandlungen stets den eigenen Ehrgeiz unterdrückt hatte, so hoffte er die große Krisis in Böhmen und im Reich benutzen zu können, um auf einem evangelischen Generalkonvent die protestantischen Stände sämtlich gegen die habsburgische Reaktion zu verpflichten. Es war, wie wir sehen, wieder der Grundgedanke seiner Politik, Kursachsen und Pfalz aneinander zu ketten: beiden als den Trägern des Reichsvikariats hatte er die Vertretung des Planes zugedacht. Die Wahl Ferdinands war die Antwort auf diese in der Theorie unanfechtbaren, in der rauhen Wirklichkeit phantastischen Gedanken. Dennoch dürfen wir den Landgrafen um ihretwillen noch nicht einen unfruchtbaren Doktrinär schelten. Die Möglichkeiten, mit denen er rechnen mußte, ließen ihm, wenn er nun einmal evangelische Politik treiben wollte, kaum einen anderen Ausweg. Wir werden seiner Haltung niemals gerecht werden, wenn wir nicht fortwährend den Blick auf den Widerstand richten, der ihm auf Schritt und Tritt, vor allem von inneren Widersachern begegnete.

Seit 1609 hatte er auf einer Reihe von Landtagen versucht, die Stände für seine Pläne, besonders seine militärischen Reformen, zu gewinnen. Aber seinen Klagen über die spanische und papistische Gefahr setzten dieselben nur die Mahnung entgegen, »sich in keine auswärtige, weitläufige, gefährliche, die übermächtige Partei des Kaisers und das erbverbrüderte Kurhaus von Sachsen beleidigende Händel zu verwickeln.« Von der Landesbewaffnung wollte die Ritterschaft, die auf den Landtagen maßgebend war, nichts wissen; der »fußgehende Ausschuß«, für den Moritz seine persönlichen Mittel erschöpfte, verfiel; der Einrichtung des reitenden Korps widersetzten sich die Edelleute, welche an dem herkömlichen Soldreiten ein persönliches Interesse hatten, aus allen Kräften. Wenn die Stände einmal Geld bewilligten, behielten sie sich doch immer die Verwendung vor und benutzten, wie die verwandten Korporationen in England, jede Konzession an die fürstliche Gewalt, um die eigene zu stärken. Gerade die ungewöhnlich große Bewilligung, welche sie 1619 unter dem Druck der furchtbaren Gefahr machten, von 300000 Gulden, beschränkten sie durch die schroffsten Proteste gegen die Militärorganisation und jede über die strengste Defensive hinausgreifende Politik. Und so mußten Fürst und Stände um so weiter auseinander getrieben werden, je stärker die eherne Gewalt des Krieges auf das

Land eindrang. Als der Landgraf 1620 neue Subsidien und Rüstungen forderte, erhielt er nichts als den schuldigen Rest des Beitrages vom vergangenen Jahr mit der trostlosen Erklärung, die Gefahr sei zu groß, um ihr mit innerlicher Macht hinreichend begegnen zu können. Das war das Jahr, in dem die Unionsarmee, bei der Moritz durch seinen jetzt ältesten Sohn Wilhelm vertreten war, mit Max von Bayern den Vertrag von Ulm schloß, der diesem den Rücken zum böhmischen Feldzuge sicherte, das Jahr, in dem die Schlacht am Weißen Berge das böhmische Königtum Friedrichs V. zerschmetterte. Am Rhein bedrängte Spinola Rheinfels und St. Goar und überfiel Eppstein; auf Mainz gestützt, mit Landgraf Ludwig im Einverständnis, schob er die kraftlosen Unionstruppen vor sich her und beherrschte bald alles Land bis Worms und Frankfurt. Für die hessischen Stände aber war jeder Fortschritt des Feindes ein Grund mehr zum Stillsitzen und zum Anschluß an die kursächsisch-darmstädtische Politik. Sie benutzten die Verhandlungen, welche Spinola seit Januar 1621 mit landgräflichen Gesandten zu Bingen über die Freilassung des Rheinpasses führte, um, wenn nicht im Einverständnis, so doch in Übereinstimmung mit dem spanischen General, den Landgrafen von der Union vollends abzudrängen. Vergebens sträubte sich Moritz, der in dieser Zeit in tiefster Heimlichkeit nach Wolfenbüttel reiste und den geächteten Pfalzgrafen auf seiner Flucht zu besuchen wagte, gegen solche Zumutungen. Seine Räte, selbst seine Gemahlin und sein Sohn ließen ihn im Stich. Gegen seinen Befehl schlossen die Gesandten, welche zu Bingen verhandelten, einen Vertrag, der für den Abfall von der Union lose und zweideutige Zusicherungen des Schutzes gewährte (5. April 1621); wenige Tage, bevor die Union in dem Mainzer Akkord die Waffen niederlegte. Es war ein Schlag in die Luft, wenn Moritz auch dann noch dem Vorgehen seiner Bevollmächtigten die Bestätigung versagte. Gerade der Scheinfriede aber zog das Kriegsgewölk von allen Seiten um das hessische Land zusammen. Von Niederdeutschland her durchzog Bischof Christian von Braunschweig, der sich jetzt in die Waffen geworfen hatte, von Moritz begünstigt, Hessen, lagerte in den Mainzer Dörfern um Amöneburg und begegnete im Buseckertal dem ligistischen Oberst Anholt, der vom Odenwald her durch die Wetterau heranzog; bei Kirchdorf kam es zu den ersten Scharmützeln. Kurz vorher waren die Spanier am Rhein, welche jetzt Cordova kommandierte, mit den Hessen in Rheinfels aneinander-

geraten. Christian ging darauf zum Winterlager nach Westfalen und Paderborn zurück; sein Marsch dahin führte durch Hessen. Dafür forderte Anholt im Namen von Kaiser und Reich Durchzug und Abwehr der Rebellen, und zog im Februar 1622 aus dem Ebsdorfer Grund hart an der Westgrenze Niederhessens her dem Braunschweiger nach. Damals war Moritz entschlossener als je, offen für die evangelischen Freunde einzutreten. Alle seine festen Städte und Häuser und die Grenzen hielt er verwahrt, Waldeck und die Mainzer Ämter besetzt; mit seinen durch den Landesausschuß auf 20000 Mann gebrachten Truppen hätte er die Macht des Braunschweigers verdoppelt, welche zusammen mit den Heerhaufen Mansfelds und des Markgrafen von Baden schon dem spanisch-ligistischen Heer weit überlegen war. Aber bei jedem Schritt fühlte er sich an Händen und Füßen in den Schlingen, welche die Stände um ihn warfen. Und als dann die Schlagfertigkeit Tillys und die Ungeschicklichkeit seiner uneinigen Feinde demselben die großen Siege von Wimpfen und Höchst ermöglichten, so fielen alle vergeblichen Anläufe Moritz' mit doppelter Schwere auf ihn zurück. Im Dezember legte sich Tilly, nachdem er die Pfalz unterworfen, zum Winterlager in die Wetterau. Vom Rhein her zog Cordova, welcher sich Mansfeld und Christian bei Fleurus vergebens entgegengeworfen hatte, nach Westfalen, in dessen Plätzen noch ligistische Besatzungen lagen. Weiter abwärts kam Christian wieder über den Rhein ins Reich, ertrotzte sich den Eintritt in den niedersächsischen Kreis und stellte sich an der Weser auf. So war Hessen wieder von drei Seiten umklammert. Von Christian umworben, von Tilly bedroht, ermahnte Moritz von neuem die Stände zum Widerstande gegen die spanisch-ligistische Macht: »Sei getrost, mein Bruder,« rief er ihnen mit den Worten Joabs zu, »laß uns stark sein für für unser Volk und für die Stätte Gottes, der Herr aber tut, was ihm gefällt.« Sie wußten ihm nichts Besseres zu raten als strikte Neutralität, die aber dem General der Liga schon nicht mehr genügte. In Regensburg wurde damals der marburgische Erbstreit zugunsten Darmstadts entschieden. Während Moritz hilfesuchend bei den norddeutschen Höfen umherreiste, ließen die Stände Tillys ins Land. Im Mai besetzte derselbe Hersfeld; im Juni nahm er Eschwege und die anderen Plätze an der Werra und Fulda, von wo er gegen die Stellung Christians im Leinetal vorging. Die Ausschreitungen der ligistischen Sodateska hatten dem Lande die Folgen der Neutralität

fühlbar gemacht, und so fanden die neuen Anmahnungen Moritz' nach seiner Heimkehr wenigstens bei den Städten besseren Boden; aber die Ritterschaft, jetzt mit dem kaiserlichen Hof unmittelbar in Verbindung, war nicht fortzubringen und die Niederlage Christians bei Stadtlohn (6. August 1623) vernichtete jede Möglichkeit des Widerstandes.

Die dritte Einlagerung Tillys, welche vom Herbst 1623 bis zum Sommer 1625 währte, zerstörte vollends die Autorität des Fürsten. Verzweiflungsvoll wandte er seinem Lande den Rücken; er lebte in dieser Zeit meist bei den norddeutschen Verwandten oder auf seiner Herrschaft Plesse. Waldeck ging indessen verloren: um und in Marburg hausten die fremden Völker; Tilly, der in Hersfeld residierte und unverhohlen die Restauration des Stifts vorbereitete, schaltete mit den Edelleuten, die ihre Güter durch kaiserliche Schutzbriefe von der Einquartierung befreiten, über die Geschicke des Landes; er durfte es wagen, sie zu einem Landtage in sein Hauptquartier zu rufen; Abdankung der Soldtruppen, und womöglich Einräumung der Festungen waren seine Hauptforderungen, daneben Kontributionen in unerhörten Mengen. Von Wien her unterstützten den General gnädigste Erklärungen an die gutgesinnte Ritterschaft und drohende Mandate gegen den Fürsten. Mühselig hielt sich Landgraf Wilhelm als Generalstatthalter zwischen dem passiven Widerstande des Vaters, der verräterischen Feigheit des Adels und dem brutalen Übermute der Sieger aufrecht. Der Anmarsch Christians IV. von Dänemark im Sommer 1625 zog Tilly hinweg und ließ das Land aufatmen. Bürgerschaften und Beamte, empört über den fürchterlichen Lohn der Friedfertigkeit, rafften sich zu energischen Erklärungen für ihren Fürsten auf, trotzdem jetzt die Wallensteinschen Regimenter die Werra abwärts zogen und dann Merode mit seinen zuchtlosen Rotten sich ins Land legte. Moritz organisierte die aufgelöste Landmiliz von neuem; er wollte den Aufstand der zur Wut gebrachten Bauern entfesseln. Wirklich gelang es, eine Anzahl Plätze von den kaiserlichen Garnisonen zu befreien, andere aber, wie Allendorf und Melsungen, erlagen der Übermacht der Feinde, die mit Mord und Brand Vergeltung übten. Trotzdem schöpfte Moritz 1626 im Vertrauen auf König Christian neuen Mut. Seit zwei Jahren stand ihm als vornehmster Rat Dr. Wolfgang Günther zur Seite, einst Syndikus in Paderborn, ein Todfeind der jesuitischen Politik von den dortigen Kämpfen her, in die er tief verwickelt war.

und deren Historiker er geworden ist, ein unerschütterlicher, leidenschaftlicher Verteidiger der fürstlichen Autorität gegen die vaterlandslose Ritterschaft, der Vertreter des entschlossensten Widerstandes. Von ihm beraten, knüpfte Moritz aufs neue mit den großen Mächten, Frankreich, England, den Generalstaaten und Dänemark an. Aber statt des Dänenkönigs kam der bayerische General. Die greuelvolle Erstürmung Mündens, sein Vormarsch gegen Kassel, seine Drohbotschaften und neuen Konspirationen mit dem Adel genügten, um den Landgrafen wieder völlig bloßzustellen. Diesmal forderte Tilly nichts Geringeres als Einräumung der Hauptstadt, Auslieferung der trotzigen Räte, vor allen Günthers, ja die Abdankung des Fürsten selbst. Die Annäherung Christians brachte eine kurze Pause in die widerwärtige Unterhandlung: seine Niederlage lieferte Moritz endlich seinen Gegnern völlig aus. Und jetzt brach alles um ihn zusammen. Die Darmstädter waren mit ihrem Marburger Raube noch nicht zufrieden; sie forderten unerschwingliche Zahlungen für 18jährige Einkünfte und die Exekutionskosten und okkupierten wirklich eine Anzahl der besten Ämter namens des kaiserlichen Rechtes und mit Hilfe der katholischen Waffen wie der lutherischen Vasallen. Diese, mit Tilly, der in Hessen wieder überwinterte, immer im Bunde, tasteten Dr. Günther, der ihnen einen nur allzuwahren Vorwurf des Landgrafen über ihre Verbindung mit dem ligistischen Heerführer ins Gesicht wiederholt hatte, um dieses Wortes willen mit blutdürstiger Anklage an. In den fürstlichen Rat selbst drang der Zwiespalt. Dazu nun die traurigsten Erlebnisse im eigenen Hause. Seine beiden ältesten Söhne hatte Moritz verloren. Den Erbprinzen Otto schon vor Jahren auf eine überaus klägliche Weise: in dem Delirium eines Fiebers hatte sich der junge Fürst eine Kugel durch die Brust gejagt. Julianes ältester Sohn Philipp, der in den Niederlanden unter den beiden Oraniern seine Sporen verdient hatte, war als Oberster dreier Reiterregimenter an König Christians Seite in die Schlacht bei Lutter am Barenberge geritten: aus vier Wunden blutend, mußte er sich zwei feindlichen Reitern ergeben; indem die beiden sich über den kostbaren Fang stritten, kam ein Dritter hinzu und durchschoß den Fürsten. Wilhelm, der seit Ottos Tode der älteste war, glaubte sich sein Erbe durch Nachgiebigkeit gegen die Stände besser zu sichern, und haderte, wie seine Stiefmutter Juliane, die auf ihre rechten Kinder eifersüchtig bedacht war, mit dem Vater. Schließlich erschien es Moritz als die letzte

Zuflucht seiner selbst und das Beste des Landes, wirklich der Regierung zu entsagen (17. März 1627). Doch erkaufte er sich auch damit keine Ruhe. Die Zusagen, die ihm Wilhelm zum Schutz Dr. Günthers gegeben hatte, halfen diesem nichts gegen den Haß der Edelleute. Sie zwangen den Wehrlosen vor ihr Gericht. Am 12. Dezember 1628 büßte der tapfere Mann, ein hessischer Strafford, nachdem er, wie dieser, seinen Richtern mit stolzem Trotz gegenüber getreten, für seine Verteidigung der monarchischen Gewalt auf dem Schafott. Mit Gemahlin und Sohn blieb Landgraf Moritz noch längere Zeit in Unfrieden; die Ausscheidung der Rotenburger Quart war endlich das Ergebnis der streiterfüllten Verhandlungen. Das sind die Jahre, in denen Moritz in alchimistischen und metaphysischen Tüfteleien und in der weltabgewandten Poesie Dantes Befriedigung suchte. Seine einst hohe und breite Gestalt war durch die Gicht gebrochen, das kastanienbraune Haar grau geworden; sein von jeher heißes Blut wallte oft in jäher Heftigkeit auf; bitterer Unmut erfüllte ihn in seiner armen und einsamen Hofhaltung, wenn er die Fülle von Unglück und Undank übersah, welche er für sein Leben voll uneigennütziger Arbeit geerntet hatte. »Mauriti memento mori«, in diesem Wort faßte er damals seine Stimmung zusammen. Seine Wünsche und Gedanken eilten dem Grabe zu. Aber immer waren sie voll Geist und Ernst, und in der Tiefe der Seele blieb ihm das starke Gottvertrauen lebendig. Da war es die letzte große Freude des Fürsten, als er dem großen König, den er vor langen Jahren herbeigerufen hatte und der ihn nun an dem gehaßten Bedränger seines Landes rächte, seinen Sohn zum Gruß und Kampf ins Lager senden konnte, und eine letzte Gnadenfügung des Geschickes, daß er selbst noch zu der Zeit, da Gustav Adolf im Glanz der Siege stand, sein vielbewegtes Leben schloß (25. März 1632).



Gustav Adolf.

Gustav Adolf wurde am 19. Dezember 1594 geboren; er hatte also noch nicht das 38. Lebensjahr vollendet, als ihn am 16. November 1632 bei Lützen die Todeskugel traf, in dem Moment, da er nach seinem höchsten Lorbeer griff. Nur in den beiden letzten Jahren seines Lebens hat er im Vordergrunde der Geschichte gestanden: aber in dieser kurzen Spanne Zeit ist er der Träger welthistorischer Ereignisse geworden und hat sich als ein Held erwiesen, der durch Jahrhunderte hin kaum seinesgleichen findet. Nicht bloß, weil er Schwedens Großmacht auf den deutschen Schlachtfeldern begründet hat. Das war eine ephemere Schöpfung, die in der dritten Generation bereits wieder zertrümmert wurde, und es hat bis heute sogar in seinem Vaterlande nicht an Stimmen gefehlt, welche dem König das Hinausgreifen über die Ziele der national-schwedischen Politik als einen Fehler angerechnet haben: die universale Bedeutung Gustav Adolfs liegt vielmehr ganz in den Fernwirkungen, die sein Eintreten für die Religion Martin Luthers gehabt hat, deren letztes Stündlein gekommen schien, als der fremde König an der deutschen Küste landete. Dadurch ist er vor allem für unser Vaterland eine unvergeßliche Gestalt geworden: wenn es wahr ist, daß die deutsche Kultur, ja der deutsche Staat der Gegenwart, Preußen und das neue Reich, in dem Boden der Reformation wurzeln, so haben wir Gustav Adolf unter den Schöpfern unserer Macht zu verehren. Freilich, wer das Ziel nationaler Größe in nichts anderem suchen will als in der politischen Einheit, gleichgültig um den idealen Grund, auf dem sie ruht, wird Gustav Adolfs Stellung zu Deutschland wohl nicht viel anders taxieren können als diejenige anderer fremder Mächte, wie der Spanier und Franzosen, die damals unser Volk aussogen und niedertraten, und es an allen Grenzen beraubten. Ja, man würde dann recht eigentlich den Schweden-

könig als den Störenfried bezeichnen müssen, der unser Vaterland anfiel in dem Moment, da es nach verwüstenden Kämpfen endlich von den Alpen bis zum Belt seinem kaiserlichen Herren wieder unterworfen war, und der es so aufs neue in die politische und kirchliche Zersplitterung stürzte. Denn niemals in der Tat ist Deutschland seiner vollen Einheit näher gewesen als in den Jahren 1629 und 1630, damals als der Kaiser und die Liga von der holländischen Grenze bis Danzig die Nord- und Ostseeküste beherrschten und die Evangelischen kurz davor waren, ihre Felleisen schnüren zu müssen. So richten denn die modernen deutschen Gegner Gustav Adolfs ihre Angriffe immer gegen diesen Punkt, und selbst bei seinen Bewunderern pflegt sich dem Lobe ein Zug des Bedauerns oder eines gewissen Tadels beizumischen, daß er die Errettung der religiösen Freiheit mit der Zerreißung Deutschlands verkettet habe. Aber der Gedanke, daß die nationale Einheit an sich ein Gut sei, vor dem die kirchlichen und alle geistigen Gegensätze zurücktreten müßten, war jener Zeit fremd, und es geht nicht an, ihn, der selbst heute nur die Oberfläche unseres Lebens beherrscht und über kurz oder lang in seiner ephemeren Bedeutung erkannt werden wird, als Maßstab für die Beurteilung damaliger Politik zu gebrauchen. Wohl gab es Nationen, die, in sich geeinigt, ihre volle Kraft nach außen wandten und weltbeherrschende Ziele anstrebten, aber auch sie stellten sich dabei auf den Grund eines der Bekenntnisse, die in der Welt auf Tod und Leben miteinander rangen. Die Zugehörigkeit zu einer der streitenden Kirchen war das Prinzip jeder Politik und die Basis jeder Existenz; und die Regierenden scheuten sich sowenig wie ihre Untertanen, an die Behauptung ihrer Konfession den Frieden, die Einigkeit und den Wohlstand ihres Staates selbst zu setzen.

Schweden gehört zu den Nationen, in denen der neue Glaube völlig zum Siege gelangt war, ja es war dort früher und leichter geschehen als irgendwo anders. Denn von Anfang an hatte sich der Kampf für die Reformation mit der Erhebung gegen die Fremdherrschaft verknüpft, und indem Gustav Wasa sich an die Spitze zugleich der Bauernschaft und der nationalgesinnten Partei des hohen Adels gestellt, hatte er für die neue Kirche eine Grundlage von unzerstörbarer Festigkeit gewonnen. Auch in Schweden kam es dann, wie überall, wo der Protestantismus Wurzel geschlagen, zu einer schweren Krisis des neuen Staatsprinzips, aber erst lange nach dem Tode König Gustavs; und wiederum fügte es da das

Geschick, daß die evangelische Partei zugleich die populare war und die nationale Freiheit gegen fremde Vergewaltigung zu verteidigen hatte: der Vater Gustav Adolfs, Herzog Karl von Södermannland, der jüngste aus der »Wasabrut«, war es, der dem Staate die entscheidende Wendung gab: im Kampf gegen seinen Bruder Johann, der, wie später die Stuarts in England, die Krongewalt auf die rekatholisierte Kirche gründen wollte, und nach dessen Tode gegen seinen Neffen Sigismund von Polen, der unter der Maske seiner Legitimität die polnische Fremdherrschaft brachte, kam er empor. Während in Deutschland und Polen die gegenreformatorische Bewegung zu immer größeren Erfolgen gelangte, wurde sie in Schweden nach kurzem wildem Ringen völlig überwunden. Karl IX., wie der Herzog, nachdem Sigismund 1599 von den schwedischen Ständen abgesetzt war, sich nannte, hatte seine Krone in heißen Kämpfen gegen rebellische Edelleute oder gegen den Polenkönig zu verteidigen, aber immer sah er sich dabei auf die Seite der religiösen und nationalen Unabhängigkeit seines Landes gestellt. So verwuchs ihm sein persönlicher Ehrgeiz und das Interesse seines Hauses mit der Sache des Vaterlandes und des Evangeliums, und gleich ihm durchdrang sich sein Sohn, der fast noch als Knabe mit dem Vater im Felde lag, von früh auf mit dem Bewußtsein, in dem universalen Kampfe von Gott auf die hohe Warte für die reine Lehre gestellt zu sein. Zur Ruhe kam Karl niemals: den Polen, deren Bekämpfung er alle andern Ziele unterordnete, trat er in Livland entgegen, wo er auch die Moskowiter zu Feinden hatte; zuletzt geriet er noch in dem eigenen Lande durch die Dänen in schwere Bedrängnis. Als er starb (1611), fand der noch nicht siebzehnjährige Sohn das Reich in äußerster Not, aus der er sich nur durch den Frieden von Knäröd retten konnte, der den Dänen Elfsborg, und damit den einzigen Zugang Schwedens zur Nordsee als Pfandbesitz in die Hände gab. Den Krieg mit den Russen beendigte er glücklicher im Frieden von Stolbowa 1617, der jenen an der Ostsee dasselbe Schicksal bereitete, was Schweden von Dänemark an der Nordsee für 6 Jahre hinnehmen mußte: die Newa-Mündung und die Gegend an dem Ladogasee kam dadurch in seine Gewalt; kein russisches Boot, sagte er, solle fortan ohne seinen Willen zur Ostsee hinabkommen. Alle Kraft wandte er fortan gegen den Hauptfeind, seinen Vetter von Polen. 1621 bekam er Riga in seine Gewalt; bald darauf Mitau, und 1626 konnte er den Krieg von den baltischen Provinzen nach Preußen verpflanzen. Hier

galt es ihm zunächst, dem Gegner die Häfen zu entreißen und die reichen Seezölle in die eigenen Kassen zu führen; an die Küste gelehnt ging er auch im Innern vor, langsam und vorsichtig; wo er erschien, atmeten die Bekenner der evangelischen Lehren auf, und hier wie in den baltischen Provinzen waren es überall die Deutschen, deren Kultur und Eigenart unter den blaugelben Fahnen Schutz und Rettung vor Polen und Jesuiten fanden.

Während Gustav Adolf so an dem Pregel und der Weichsel mit wachsenden Erfolgen, die von Waffenruhen mehrfach unterbrochen wurden, kämpfte und des Evangeliums wie Schwedens Macht auf dem deutschen Kolonialboden ausbreitete, geriet das Mutterland der Reformation ganz in die Gewalt der katholischen Reaktion. Vergebens hatte Christian IV. von Dänemark sich mit den Resten der deutschen Opposition unter dem Grafen Ernst von Mansfeld den Katholischen entgegengestemmt: der Mansfelder erlag dem unwiderstehlichen Stoß Wallensteins an der Dessauer Brücke, der König selbst wurde von Tilly bei Lutter am Barenberge vernichtend aufs Haupt geschlagen. Über ganz Norddeutschland dehnten sich jetzt die kaiserlichen Quartiere aus; 1627 drangen die Wallensteinschen Regimenter, indem sie die Dänen durch Brandenburg und Mecklenburg vor sich herjagten, bis nach Jütland hinauf: die cimbrische Halbinsel und alles Küstenland an Nord- und Ostsee von der Ems bis zur Leba geriet in ihre Hand; einzig das kleine Stralsund hielt sich noch frei von ihren Garnisonen. Es war eine Gefahr, die Gustav Adolf unmittelbar bedrohte. Schon dachte Wallenstein, der vom Kaiser zum Admiral des baltischen Meeres ernannt war, und dem damals die dänische Königskrone in einer gewissen Aussicht stand, den Krieg auf das Meer zu tragen; er plante die schwedischen Schiffe, wenn es sein könnte, in ihren Häfen selbst durch Feuer zu vernichten. Man müsse, sagte Gustav Adolf, die Gegner entweder in Kalmar erwarten oder in Stralsund aufsuchen.

Der Gedanke, dem Feinde zuvorzukommen, und seine siegreichen Waffen auf den Boden des Reiches zu tragen, konnte ihm nach allem nicht fremd fallen. War er doch selbst kein fremder Gast auf deutscher Erde. Zehn Jahre zuvor, im Sommer 1620, war er dorthin gekommen, um sich die Braut zu gewinnen, Marie Eleonore von Brandenburg, um die er auf diplomatischem Wege seit Jahren vergeblich geworben hatte; unvermutet und unter falschem Namen, als ein Hauptmann

»Gars« von der königlichen Leibgarde (er hatte den Namen aus den Anfangsbuchstaben seines Titels zusammengesetzt, Gustavus Adolfus Rex Suecorum), war er mit seinem Schwager, Pfalzgrafen Johann Casimir, in Berlin erschienen. Wieder abgewiesen, hatte er seine Reise damals bis nach Heidelberg ausgedehnt, um, wie es scheint, dort sein Glück zu versuchen. Dann aber war er abermals nach Berlin gekommen und hatte in persönlicher Werbung Herz und Hand der Prinzessin erworben, nachdem er durch sein ritterliches, freies Auftreten auch den Widerstand der Kurfürstin-Mutter besiegt hatte. Es war der erste Sieg, den er auf deutschem Boden gewann, und er erfocht ihn, wie seine späteren, indem er mannhaft gerade auf das Ziel losging. Die schöne Offenheit und Geradheit seines Charakters zeigt sich in einem Wort, mit dem er in Schweden seinem ängstlich gewordenen Schwager, dem Pfalzgrafen, begegnet war: »Ew. Liebden diskurieren zwar gründlich, und muß ich Ew. Liebden wohl in allem recht geben. Aber weil ich so tief an dem angefangenen Orte durch das Geschrei bin hineingebracht, mag ich mich anderswo nicht engagieren, bis ichs nach dem Willen Gottes entweder zum guten Ende bringen kann, oder aber daß mir ein ganzer Korb gegeben werden möge; welches mir dann Beides, oder was von Beiden eins geschehen kann, leichtlich nützet.« Auch diese Herzensangelegenheit läßt sich, wie sich versteht, nur unter dem Gesichtspunkte der großen Politik auffassen, die damals ja gerade in dem Brennpunkt der weltumspannenden Krisis war: der Friede war zu Ende gegangen, und die Parteien rüsteten sich aufs neue zu dem Streite, in dem es keine Versöhnung gab. Alles was gegen Habsburg stand, war für jene Verbindung, die Pfälzer, die Kriegspartei in Holland, Herzog Moritz der Gelehrte von Hessen, und der Kurfürst Johann Sigismund selbst. Die Kurfürstin Anna vertrat die Gegenseite, die Ängstlichen, Neutralen; sie trug sich mit der Hoffnung, ihre Tochter dem Polenkönige geben zu können, während Georg Wilhelm als Kurprinz an eine englische Heirat gedacht hatte, und auch als Kurfürst in gewohnter Schwächlichkeit verharrte. Als dann Gustav Adolf persönlich kam, kurz vor der ersten großen Katastrophe des deutschen Protestantismus am Weißen Berge vor Prag, mochte die nahende Gefahr den Berliner Hohenzollern, deren Vetter Johann Georg von Jägerndorf in dem böhmisch-pfälzischen Lager war, die Verbindung mit dem Schwedenkönige rätlich erscheinen lassen: aber das beste hat schon damals, wie später

in seinen Feldzügen, dem jungen Helden sein entschlossenes Draufgehen eingebracht.

Daß es sich bei dem Kampf der deutschen Protestanten gegen die katholische Übermacht auch um seine Existenz handelte, hat Gustav Adolf niemals aus den Augen verloren. Seinen Krieg gegen Polen sah er immer nur als einen Teil des Kampfes an, der sein Zentrum im Deutschen Reiche hatte: wie die Holländer den rechten Flügel, so wollte er den linken der evangelischen Schlachtordnung gegen den Andrang der Katholischen halten. Sein Plan in diesen Jahren ging mehrfach dahin, von der Weichsel her nach Schlesien durchzubrechen und sich unmittelbar auf die Erbländer der böhmischen Krone zu werfen, von denen das Unwetter seinen Ausgang genommen hatte. Aber so lange die deutschen evangelischen Fürsten in der großen Flut noch ein Brett unter den Füßen hatten, konnte er nicht erwarten, daß sie, die sich nicht einmal untereinander zu verständigen vermochten, sich unter seine starke Hand und die Ziele seiner Politik beugen würden; und so lange Christian von Dänemark, der Rivale Schwedens im Norden, seine eigensüchtigen Pläne an der Spitze der deutschen Opposition verfolgte, war im Reich überhaupt kein Platz für den schwedischen Helden. Mit Unwillen und Verachtung blickte Gustav Adolf auf das kleinliche Getriebe seiner deutschen Vettern, die in dem Weltkampf immer nur den Horizont ihrer Kirchtürme überblickten, stets darauf bedacht, die eigene Haut in Sicherheit zu bringen, und für jeden kleinen Vorteil ihres Hauses sofort bereit, die Nation und alle Interessen ihres Bekenntnisses zu verleugnen. »In Euren Ratschlägen«, schrieb er einem von ihnen 1624, »ist keine Eintracht, sondern lauter discordiae, dadurch große Dinge zerfallen; denn was Ausgang ist sonst zu hoffen, da der niedersächsische Kreis nur Tagfahrten hält und deliberieret, auf was Weise sie still sitzen mögen und praeda victoris werden können.« Sie sollen werben und rüsten, anstatt zu zechen, dann werde er ihnen zu Hilfe kommen mit einem königlichen Heer und Flotte, und mit Gottes Hilfe den Feinden das Noli me tangere weisen. Seinem Vetter, Herzog Adolf von Mecklenburg, schreibt er: »Ein Schiff kann des Jahres nicht viel mehr kosten, als manch Bankett einem Euer Liebden unterweilen kostet, und wäre doch Euer Liebden mit einem mehr als mit dem andern gedienet.« Und er bittet ihm zu melden, ob er hoffen dürfe, »daß noch einige Funken der deutschen Tapferkeit in der Gegend zu finden, die man

erwecken und aufblasen könne zur Gegenwehr und ihrer eigenen Defension«.

Gewiß, auch in Gustav Adolf waren Tatendurst und Machtstreben wirksam, wie in jedem echten Helden. Aber diejenigen verkennen ihn völlig, die in ihm nichts als persönlichen Ehrgeiz oder die Verfolgung schwedisch-nationalerInteressen entdecken wollen. Dann hätten ihm seine Ziele näher liegen müssen als die weiten Bahnen, auf die ihn seine livländisch-preußischen und seine deutschen Kriegsfahrten hinausrissen. Denn die Macht, welche Schwedens Grenzen viel mehr noch als die der Moskowiter und der Polen einengte, war die der Dänen. In deren Händen war nicht bloß Norwegen, das sich damals bis zur Göta-Elf erstreckte und östlich von Drontheim tief in das heutige Schweden, fast bis an den Bottnischen Meerbusen heranreichte, sondern auch die fruchtbaren Provinzen im Süden, Schonen, Halland und Bleking, mit denen Norwegen nach dem Frieden von Knäröd zusammenstieß, dazu die große Insel Gotland und das Bistum auf Ösel: von allen Seiten hatten sie Schweden umklammert. Hätte Gustav Adolf an nichts als an sein Land gedacht, er hätte Christian IV. in den Rücken fallen müssen, während dieser in den deutschen Krieg verstrickt war. An Versuchungen dazu hat es nicht gefehlt: Oxenstierna hat es ihm im Frühjahr 1629 geraten, und verwandte Anerbietungen machte ihm Wallenstein, als er in Mecklenburg und Pommern Herr geworden war. Gustav Adolf aber verschloß solchen Lokkungen sein Ohr und dachte vielmehr daran, seinen Freunden und Glaubensverwandten zu Hilfe zu kommen. Auf die erste Kunde von der Niederlage Dänemarks faßte er den Entschluß, sich dem bedrängten Könige anzubieten. Seine Stände dachten wie er, und es lag nicht an Schweden, wenn die Kooperation beider Mächte nur vor Stralsund zum Ausdruck kam. Nicht einmal die Erwerbung dieser Stadt für Schweden hat Gustav Adolf sofort geplant, mag ihm auch der Wunsch danach nicht fremd gewesen sein. Zunächst lag ihm daran, den letzten Hafenplatz, der ihm Zugang ins Reich gewährte, nicht in die kaiserliche Gewalt fallen zu lassen. Auf seine Anregung kamen dänische Truppen herbei; was dann freilich nicht ausschloß, daß er es gern sah, als dieselben abrückten und seine Schweden die Stadt allein besetzt behielten. Er hoffte jetzt, nicht bloß Stralsund, sondern auch die Hansestädte sämtlich in ihrer Bedrängnis durch die kaiserlichen Waffen zur Anerkennung des Protektorates zu vermögen, das

er mit Stralsund abschloß. Oxenstierna wollte damals (1628) die Offensive gegen Polen fortsetzen, in Stralsund aber nur eine Verteidigungsstellung einnehmen. Gustav Adolf dachte stolzer: gerade jetzt, wo der große Feind am Meere erschienen war, wollte er ihm dort die Stirne bieten, den Polen aber in der Defensive entgegentreten. Noch rechneten beide damit, Dänemark als Bundesgenossen zu haben; im kommenden Frühling wollte der König den Krieg im Reich eröffnen. Da mußte er es erleben, daß der dänische Rivale lieber den Frieden mit den Kaiserlichen schloß als dem unbesiegten Schwedenkönig die Hand zu reichen. Umsonst bot ihm Gustav Adolf bei einer Zusammenkunft, die sie Anfang März 1629 auf einem Pfarrhof in Schonen hatten, einen Bund an, der beide Monarchen aneinander gekettet und schwedische Annexionen in Deutschland ausgeschlossen hätte; Christian hat in diese Unterredung vielleicht nur darum gewilligt, um die Katholischen zu ängstigen und für sich in Lübeck, wo schon seit dem Januar der Friede verhandelt wurde, bessere Bedingungen herauszuschlagen. Im April dieses Jahres trat er aus dem Kriege zurück, und Gustav Adolf sah das Feld des Ruhmes allein vor sich. Fürs Erste war er noch in Preußen bedrängt, wo ihm Wallenstein im Frühling 1629 den Feldmarschall Arnim mit einem Korps, das er aus Pommern dorthin detachiert, an die Seite gehängt hatte. Nur mit Mühe wehrte der König auf der Stuhmer Heide sich den erprobten Kriegsmann, seinen alten Freund und Diener, der jahrelang unter ihm gefochten und einst in Berlin sein Freiwerber gewesen war, vom Halse. Dann aber gelang es ihm, sich durch einen mehrjährigen Waffenstillstand, den die Franzosen vermittelten und die polnischen Großen gegen ihren König durchsetzten, an der Weichsel Luft zu schaffen, und fortan konnte er seine ganze Kraft zu dem Stoß gegen die Odermündung zusammenfassen. Es war doch immer noch ein gewaltiger Entschluß, und wohl erklärlich, daß der König, den diesmal Oxenstierna festhielt und vorwärts stieß, noch einmal gezaudert und geschwankt hat. Er sollte, wie er selbst 1625 bemerkt hatte, den mächtigsten Fürsten Europas angreifen und andererseits einen aufgelösten Besen zusammenbinden, soviel verschiedene Gemüter einigen und soviel Begehrlichkeiten befriedigen. Und das alles mit der Macht eines Staates, der bei seinem Regierungsantritt schwerlich mehr als eine Million Einwohner gehabt hat. Freilich hatte dies arme Land eine Wehrverfassung, durch die es den großen Monarchien überlegen

war: das was auf deutschem Boden vor dem großen Kriege hier und da versucht war, an Stelle der vaterlandslosen und unerschwinglich teuren Söldner die alte Landwehrordnung zu einem nationalen Wehrsystem auszubilden, bestand in Schweden seit Gustav Wasa in bewährter Wirksamkeit; die schwedische Bauernschaft stellte, sowie sie auf den Reichstagen vertreten war, auch einen Teil des Heeres, welches die Grenzen und den Glauben der Nation verteidigte, gegen die Dänen zuerst, dann gegen die Polen; und nun führte Gustav Adolf die schwedischen und finnischen Regimenter, die er aus dem Kern seines Volkes gebildet und mit dem politisch-religiösen Empfinden, das in ihm glühte, erfüllt hatte, auf die deutsche Küste hinüber. Er konnte aber ferner darauf rechnen, draußen den Krieg durch den Krieg selbst zu ernähren. So hatte er es schon in Livland und in Preußen gehalten, wo ihm besonders die Seezölle, die »Lizenzen« in den »Meerporten« zur Unterhaltung des Krieges wertvoll geworden waren. Alle Kriegsparteien folgten dem Gebrauch, sedem belli in das Land des Feindes oder der Neutralen zu verlegen, um mit deren Zufuhren und Kontributionen die Soldateska zu ernähren und auszustatten, die auf den Werbeplätzen ihren Offizieren zulief. So ist das Heer Gustav Adolfs auf deutschem Boden ein wesentlich anderes geworden: die schwedisch-finnischen Elemente wurden noch mehr als es schon an der Weichsel und der Düna der Fall gewesen, von den fremden, besonders deutschen Bestandteilen überwuchert. Selbst unter den Offizieren sah man soviel oder mehr Deutsche als Schweden, auch in den höchsten Stellen; neben Horn, Baner, dem jungen Torstenson erblicken wir Knyphausen, Baudissin, den tapferen Falkenberg, Gustav Adolfs Hofmarschall, und die kleinen, oft länderlosen deutschen Fürsten, wie die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar, den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, den Lüneburger Herzog Georg und andere. Auch in der königlichen Kanzlei waren wohl soviel deutsche wie schwedische Federn tätig; die einflußreichsten und vertrautesten Räte des Fürsten, wie Philipp Sattler, ein Oberschwabe aus Kempten, Schwallenberg, Dr. Steinberg u. a., waren deutsche Protestanten. Der König selbst war ja fast so gut ein Deutscher wie ein Schwede zu nennen. Er sprach das Deutsche wie seine Muttersprache, oder vielmehr es war recht eigentlich seine Muttersprache, denn er war der Sohn Christinens von Holstein, der Enkelin Philipps des Großmütigen, seines Vorgängers im Vorkampf für den deutschen Glauben. Ein Schwede und ein

Deutscher, Johann Skytte und Otto v. Mörner, vom brandenburgischen Adel, waren seine Erzieher gewesen. Und wie er, so war auch seine Nation getragen und genährt vom deutschen Geiste. Niemals haben deutsche Gedanken so unbedingt jenseits der Ostsee geherrscht als in dieser Epoche, wo deutsche Historiker, ein Chemnitz und ein Pufendorf, die schwedischen Großtaten beschrieben, wo die Söhne des Adels und der Bürgerschaft Schwedens auf allen protestantischen Hochschulen des Reichs von Rostock und Greifswald bis Straßburg und Basel studierten, und die Lehre und Verfassung der Kirche von Wittenberg rings um die Ostsee Staat und Gesellschaft beherrschten.

Im Mai 1630 nahm Gustav Adolf von seinen Ständen Abschied; aber erst am 6. Juli gingen seine Schiffe, die von widrigen Winden lange aufgehalten waren, an Pommerns Küste vor Anker. Seine Absicht war gewesen, direkt auf Stralsund zuzuhalten. Aber die Nachricht, die er erst unterwegs empfing, daß Rügen von den Feinden gesäubert sei, bewog ihn, die Ausschiffung an die Peenemündung zu verlegen. Er führte 13000 Mann mit sich, aber das war nur ein Bruchteil seiner Kraft; schon am 1. August hatte er sich durch Zuzug aus Preußen auf 20000 verstärkt. Es war die stärkste Macht weit im Umkreise. Die Kaiserlichen hatten in ganz Pommern nicht mehr als 17000 Mann, und die Absetzung Wallensteins wirkte lähmend auf seine Armee, die, auf den Kredit des großen Impresario gegründet, zerbröckelte, als er die Hand davon wegziehen mußte. Im freien Felde wagte ihr Befehlshaber, Torquato Conti, sich gar nicht zu zeigen; er hatte seine Regimenter in die Plätze Vor- und Hinterpommerns verteilt. Fast ohne Widerstand faßte darum Gustav Adolf an der Küste Fuß; in kurzem waren Usedom und Wollin und damit die Odermündungen in seiner Gewalt; und über das Haff hinüber segelte er nach Stettin. Auch der Herzog von Pommern, der letzte seines Hauses, Bogislav XIV., konnte nicht an Widerstand denken. Er war schon seit drei Jahren ein Gast im eigenen Lande; nur in der Hauptstadt hatte er noch etwas Autorität bewahrt; sonst lagen in seinen Städten von Triebsees und Stralsund bis Kolberg und weiterhin die Fremden. Er hatte sich bisher in furchtsamer Neutralität geduckt und gedrückt und dadurch erst recht das Eisen von allen Seiten angezogen. Jetzt war kein Entrinnen mehr möglich: Gustav Adolf setzte ihm seinen Willen noch deutlicher als Wallenstein auseinander; er forderte unbedingten Anschluß an seine Krone und die gemeinsame Sache des

Evangeliums. Hier in Stettin hat er, bei dem Empfang des kurbrandenburgischen Gesandten Peter Bergmann, das berühmte Wort ausgesprochen: »Was ist das für ein Ding, Neutralität? Ich verstehe es nicht. Freund oder Feind — tertium non dabitur«. Er forderte und erlangte, daß der Herzog mit ihm ein Bündnis schloß, das ihm die Machtmittel des Landes zur unbedingten Verfügung stellte, die Festungen, die Zufuhren und alle Mannschaften. Denn wo der König stand, da wollte er auch befehlen: das unbedingte directorium belli war jedesmal die erste Forderung, die er stellte; nur Sachsen, Brandenburg und Wilhelm von Hessen gegenüber hat er notgedrungen eine Ausnahme gemacht. Er verlangte dies nur, so lange der Krieg währte; die Pässe versprach er später zurückzustellen, außer Stralsund, mit dem er sich das besondere Bündnis vorbehielt; aber zugleich sollte die Allianz eine ewige sein und alle 10 Jahre erneuert werden. Mit dem Anspruch auf das Erbe des Herzogs trat er nicht hervor; vielmehr sicherte er ihm die Wiedergabe aller seiner Länder und Städte zu, ob sie bereits dem Feinde abgerungen oder noch zu gewinnen seien; wenn aber, so bestimmte ein Artikel, Herzog Bogislav stürbe, bevor sein Erbe, der Kurfürst von Brandenburg, dem Bündnisse beigetreten sei, oder wenn dieser in seiner Nachfolge von anderer Seite angefochten würde, dann solle Schweden das Herzogtum so lange in Sequester und Protektion behalten, bis der Streit über die Nachfolge entschieden wäre und der Nachfolger die Kriegskosten an Schweden ersetzt und dieses Bündnis ratifiziert hätte. Dieser Artikel ist der Haken geworden, mit dem Schweden später Pommern an sich herangezogen hat. Gustav Adolf aber dachte damals noch nicht so weit. Er wollte damit zunächst nur dem Schwager von Brandenburg bedeuten, was es ihm kosten könne, wenn er sich fernhielte oder gar, wie das Gerücht wissen wollte, zum Kaiser überginge. Er wolle, so erklärte er seinem Gesandten in Stettin, das Herzogtum Pommern dem Kurfürsten zugut defendieren, »aber mit der Kondition, wie in dem Buche Ruth dem nächsten Erben das Land angewiesen wird, daß er nämlich die Ruth sollte zum Weibe nehmen. Denn also muß auch seine Liebden diese Ruth annehmen, das ist, in dieser gerechten Sache sich konjungieren, will sie anders das Land erobern. Wo nicht, so sage ich euch klar voraus, daß sie es niemals bekommen soll.«

In Berlin wollte man aber noch nicht viel von dem Schwedenkönig hören. Wie nachdrücklich er auftreten mochte, hatten doch auch die

Gegner Kräfte genug, mochten sie auch zurzeit noch zerstreut sein, und man zog das Schaukelsystem der Neutralität einer Parteiergreifung vor, die in einen fremden Dominat auszulaufen drohte. Die politische Selbständigkeit, die Erhaltung der Libertät lag den evangelischen deutschen Fürstenhäusern vielleicht ebensosehr am Herzen wie die Erhaltung ihrer Kirche; hier aber lag die Gefahr vor Augen, jene zu verlieren, um diese zu erretten. Offenbar mußte Gustav Adolf noch stärkere Proben seiner Kraft ablegen, bevor er so mächtige Reichsstände wie Brandenburg und Sachsen in sein System hineinbringen konnte. Im Herbst zog er aus Preußen weitere Verstärkungen an sich; im entschlossenen Angriff sprengte er die Stellung, welche die Kaiserlichen (jetzt unter Schaumburg) bei Greifenhagen eingenommen hatten, und nahm darauf das feste Garz ein; aber die Unbilden des Winters, grundlose Wege und Mangel an Zufuhren hemmten seinen Vormarsch, und schon kam Tilly, der lange in Regensburg aufgehalten war, mit bedeutender Heeresmacht heran. In den folgenden Monaten suchten sich beide Gegner, ohne doch den Angriff zu wagen; im entscheidenden Augenblick wichen sie voreinander zurück. Zunächst Tilly vor Gustav Adolf, der sich an der Oder in festem Lager aufgestellt hatte. Als sich der König dann gegen Mecklemburg gewandt hatte, warf sich der ligistische Feldherr auf das feste Neubrandenburg, das Knyphausen verteidigte. Der König suchte ihn durch eine Diversion an die Oder abzuziehen; er aber ließ nicht ab und brachte den Platz in seine Gewalt. Hierauf rückte er, dem König die Oder überlassend, gegen Magdeburg vor. Diese Stadt war seit dem August im offenen Aufruhr und hatte sich für den König erklärt, der ihr einen seiner besten Offiziere, Oberst Falkenberg, als Kommandant zugeschickt hatte, nicht ohne wiederholt zu versichern, daß sie von ihm unverlassen bleiben sollte. Es war ein Platz von unvergleichlichem Wert für die schwedische Sache; denn er beherrschte den Mittellauf der Elbe und versperrte somit die Verbindungen zwischen den unteren und oberen Quartieren der Kaiserlichen. Den Vormarsch gegen das Belagerungsheer wollte Gustav Adolf aber nicht wagen, bevor er nicht Brandenburgs versichert war, das ihm noch immer seine Festungen, Spandau und Küstrin, vorenthielt; er hoffte wieder durch die Diversion an der Oder, wodurch er die schlesischen Provinzen bedrohte, Tilly von der Stadt abzuziehen, deren Widerstandskraft er vertraute. Es gelang ihm am 14. April das wohlbesetzte Frankfurt mit

Sturm zu nehmen. Aber Tilly ließ seinen Vorteil nicht fahren; während der König, der auch Landsberg erobert hatte, langsam und vorsichtig durch Brandenburg vorrückte, wo ihm sein Schwager jetzt endlich die Festungen geöffnet hatte, ließ jener am 20. Mai den Sturm ausführen, der vor allem durch Pappenheims ungestüme Tapferkeit gelang. Gustav Adolf war bis Potsdam gekommen, als ihn die Unglückskunde erreichte. Mit seinen 16000 Mann wagte er nicht vorzugehen und zog sich nach Spandau und auf den Abschnitt zwischen Havel und Oder zurück. Der Brand Magdeburgs zerstörte indessen was die Tapferkeit der katholischen Armee gewonnen hatte; in der verödeten Stadt, in der rings verwüsteten Landschaft vermochte sich Tilly nicht zu behaupten. Schon war Thüringen und Hessen, deren Fürsten, die Weimarer Herzöge und Landgraf Wilhelm mit dem schwedischen König in enges Bündnis getreten waren, in Gärung und fast in Aufstand. Um dies Feuer zu ersticken, wandte der ligistische General sich dorthin und gab damit seinem schwedischen Gegner wieder Luft, der nun in der zweiten Juliwoche Tangermünde erreichte und dann weiter unterhalb, an der Mündung der Havel, bei Werben sich ein zweites Magdeburg, ein stark verschanztes Lager schuf, von wo aus er den Elblauf beherrschte und die kaiserlichen Garnisonen, die sich noch in Mecklemburg gehalten hatten, in Schach und schwere Bedrängnis setzen konnte. In diesen Wochen der Krisis, in denen er auch Brandenburg durch die Drohung des völligen Bruches endlich gefügig machte, nahm der König die Bundesgenossen, wo er sie fand. Damals versprach er dem Unterhändler, den der abgesetzte Wallenstein racheglühend an ihn gesandt hatte, Sesyma Rašin von Riesenburg, 12000 Mann und dazu Geschütz für den Herzog zu stellen, damit er die kaiserlichen Garnisonen in Schlesien aufrolle, Böhmen in Aufstand bringe und den Zug, den im Anfang des großen Krieges Thurn und die Böhmen mehrmals gegen Wien versucht hatten, erneuern möge. Thurn selbst war es, der hinter diesen Praktiken stand und die Verhandlungen vermittelte; er war mit andern Emigranten im Lager des Königs erschienen, den er dann in Berlin und später in Dresden vertreten hat. Eine neue, und die entscheidende Wendung nahm die Laufbahn Gustav Adolfs, die bis dahin nicht ohne Schwankungen und Rückschläge geblieben war, als es endlich gelang, den Kurfürsten Johann Georg, der noch zäher und eigenwilliger als der Brandenburger sich gegen die gefährliche Allianz mit dem fremden Eindringling gewehrt hatte, auf die

schwedische Seite zu bringen. Seit Monaten waren die Verhandlungen darüber geführt worden, in denen vor allen Hans Georg von Arnim, der seit dem Restitutionsedikt noch einmal die Partei gewechselt hatte und als Feldmarschall in sächsische Dienste getreten war, das beste getan hat. Die Idee Arnims war darauf gerichtet, eine dritte Partei, die der deutschen evangelischen Fürsten unter sächsisch-brandenburgischer Führung, zu begründen, zunächst nur um eigene und das deutsche Interesse zu wahren und allzugroßen Eigenwillen seines alten Herrn, dessen fest zugreifende Art er kannte, in Schranken zu halten. Gustav Adolf hat damals gegen die Bildung einer solchen Macht nichts eingewandt; er wäre bereit gewesen, ihr die militärische und politische Selbständigkeit zu gewähren, ein neuer Beweis dafür, daß es ihm in der Tat in erster Linie auf die Sicherung der religiösen Freiheit, als auf die allgemeine Sache, und nicht auf das speziell schwedische Interesse ankam. Schon auf dem Leipziger Konvent war der Gedanke dieser Parteibildung aufgetaucht, aber durch die Hinterhaltigkeit der Sachsen, die schließlich geradezu in Perfidie ausartete, zunichte gemacht. Die späteren Bemühungen Arnims, Kursachsen an Schweden heranzubringen, hatten anfangs keinen bessern Erfolg gehabt. Daneben aber verschärfte sich doch das Mißverhältnis Johann Georgs zu der katholischen Heeresleitung immer mehr, so daß er sich endlich von sich aus dem Könige näherte. Der plötzliche Einbruch Tillys, der zunächst bis nahe an Werben vorgerückt war, aber den Angriff nicht gewagt und ein paar Scharmützel verloren hatte, gegen das thüringisch-sächsische Gebiet ist es dann gewesen, was den sächsischen Kurfürsten bewog, die Hand des Schwedenkönigs zu ergreifen. Mit Fürstenberg, den er von dem Marsch nach Hessen herbeigerufen hatte, vereinigt, dehnte der ligistische General seine Quartiere dorthin aus, um dem Sachsen durch die Heimsuchung seines Gebiets oder auch nur durch die Furcht davor den Übertritt in das evangelische Lager zu verleiden. Was die Bitten und Drohungen des Königs und die Gefahr der Religion niemals vermocht hatten, zwang der sächsischen Selbstsucht die Bedrohung ihres Eigentums ab: der Kurfürst beschloß, von Arnim geleitet, seine Truppen mit denen des Königs zu vereinigen, und lud ihn zum Einmarsch in sein Land ein. Am 15. September kamen beide Fürsten in Düben zusammen, und zwei Tage darauf erfocht Gustav Adolf seinen glänzendsten und folgereichsten Sieg auf dem Breiten Felde bei Leipzig. Es ist bemerkenswert, daß

er diese Schlacht, die ihn zum Herrn nicht bloß von Nord-, sondern auch von Mitteldeutschland machte, und die den glorreich erworbenen Waffenruhm Tillys vernichtete, nur ungern gewagt hat. Nicht er, sondern Johann Georg hat zu dem Angriff geraten; wahrlich nicht aus Heldenmut, den er in der Stunde des Kampfes, als er seinen fliehenden Truppen weit voran nach Halle ritt, schlecht genug bewährt hat, sondern nur, damit er das kaiserlich-ligistische Heer, das ihm seine Dörfer und Städte verwüstete, um so schneller aus dem Lande brächte.

Damit war die Flut, die ein Jahr zuvor noch ganz Norddeutschland überdeckt hatte, auf immer gewendet: die Gefahr der Rekatholisierung des Mutterlandes Luthers war vorüber. Man ermißt, von wie welthistorischer Bedeutung die wenigen Stunden blutigen Ringens auf dem Blachfelde vor Leipzig gewesen sind: es war ein Siegespreis, der, man darf es aussprechen, auch den des Völkerringens gegen Napoleon auf denselben Fluren hinter sich läßt.

Auch für Gustav Adolfs Heldenbahn hat er die entscheidende Wendung gebracht. Bis dahin war der König, wie wir sahen, nur langsam und voll Besorgnis vorwärtsgegangen. Es war ein Feldzug im Stil seiner livländischen und preußischen gewesen: Schritt für Schritt, stets bedacht, die rückwärtigen Verbindungen zu sichern, und niemals den Weg zur Küste ungedeckt zu lassen, war er vorgerückt; jedes Zusammentreffen im offenen Felde hatte er vermieden. Seit Breitenfeld aber beginnt er wahrhaft vorzustürmen. Er unterläßt es jetzt, um nur Raum zu gewinnen, wichtige Pässe wie Kronach und Forchheim zu erobern, ein Versäumnis, das ihm später verhängnisvoll geworden ist, denn daran gewann Wallenstein die Stützpunkte für seinen Vormarsch nach Sachsen, der zu der Schlacht bei Lützen führte. Dreimal hat er seitdem den Stier bei den Hörnern gepackt: am Lech, bei Nürnberg und zuletzt an dem Tage, der ihm den Tod brachte, immer unter den vordersten der Streiter, bis er, der königliche Feldherr, nach Schillers Wort den Tod des gemeinen Soldaten fand.

Zwei Wege standen Gustav Adolf nach jenem glorreichen Siege offen — nach Böhmen, wohin ihn die Emigranten, Thurn und seine Freunde zu ziehen versuchten und auch Johann Georg gerne abgelenkt hätte, und nach Oberdeutschland. Er wählte den letzteren, der ihm in den Stiftern am Main reiche Beute versprach und ihn zu den süddeutschen Protestanten in direkte Beziehung brachte. Den Kurfürsten bestimmte er dazu, den Krieg gegen die Kaiserlichen in Schlesien

zu führen. Ende September brachte er Erfurt in seine Gewalt, überschritt dann ohne Zaudern den Thüringer Wald und erschien schon Anfang Oktober vor Würzburg, das nach kurzer Belagerung in seine Hand fiel. In der fränkischen Pfaffengasse abwärts drang er zum Rhein vor. Er war noch bei Würzburg, als Tilly, der mit seinen zerbrochenen Bataillonen zunächst an die Weser zurückgewichen war, nach Franken durchbrach, zu dessen Schutz Gustav Adolf den Feldmarschall Gustav Horn zurückließ; der katholische General hatte gehofft, Würzburg entsetzen zu können, war aber zu spät gekommen, und an den König mochte er sich nicht mehr heranwagen; ein Versuch, den er dann auf Nürnberg machte, scheiterte. So konnte Gustav Adolf sich zunächst behaglich in den katholischen Landschaften am Rhein einrichten. An seinem Hoflager zu Mainz, das Mitte Dezember kapitulierte, fanden alle Verjagten Zutritt, unter ihnen Friedrich V., der Winterkönig, die Fackel dieses Krieges. Dort verhandelte er auch mit den Franzosen, die, als er noch in der Neumark stand, zu Bärwalde sich gerne zu einem Bund mit ihm verstanden hatten, jetzt aber, da er in ihr Machtgebiet vorgedrungen war, eifersüchtig auf Beschränkung seiner Erfolge bedacht waren. Denn Richelieu vergaß, so feindselig er sich gegen Habsburg stellte, nie der katholischen Interessen; indem er jetzt versuchte, die Liga zur Neutralität zu vermögen, hoffte er zugleich jene zu wahren, die eigene Stellung in einem dreigeteilten Deutschland verstärken und den nordischen König in die Schranken, die seine Heldenkraft durchbrochen hatte, zurückweisen zu können. Feindselig traten dem König am Rhein und an der Nahe, ohne doch direkt den Krieg zu erklären, die Spanier entgegen; doch konnten sie es nicht hindern, daß die Schweden auf- und abwärts von Mainz ihre Quartiere ausdehnten. Seine Werbeoffiziere, die durch ganz Deutschland schweiften, verschafften dem König gewaltigen Zulauf, während aus Pommern und der Heimat neue nationale Truppen herangezogen wurden. Er mochte damals 80000 Mann unter seinen Fahnen haben, die in 8 Armeen über sein ganzes Machtgebiet hin verteilt waren; im folgenden Sommer wurden es über 100000; bis an die Küste waren die wichtigen Pässe besetzt oder, wie der von Magdeburg, blockiert, um die Heranbringung von Zufuhren und Verstärkungen zu ermöglichen und den weiten Weg zur Heimat offen zu halten. Nur in dem Namen des Königs durften, wo er gebot, die Werbungen veranstaltet werden; den deutschen Fürsten gab er z. T. große Kom-

mandos; aber die Zeit der Selbständigkeit war für dieselben vorüber. Er hatte Wilhelm von Weimar zum Gouverneur von Thüringen ernannt; als aber daraufhin der Herzog eine Anzahl Regimenter geworben und ihm in Franken zugeführt hatte, nahm er sie ihm ab, als sei er ein bloßer Werbeoffizier, und schickte ihn unter dem leeren Titel eines Generalleutnants nach Hause zurück mit dem Auftrage, für neue Truppen zu sorgen. Er hatte tatsächlich schon jetzt die Stellung inne, die er für sich und seine Krone als Preis des Friedens anstrebte: das waffenmächtige Protektorat über das protestantische Deutschland.

Die Verhandlungen mit der französischen Diplomatie scheiterten. Im März brach der König von Mainz auf, um die Liga in ihrer letzten Burg, in Bayern selbst zu treffen. Tilly, der Horn bei Bamberg schwer bedrängt hatte, wich vor dem königlichen Gegner in die Oberpfalz und bald über die Donau zurück, und am 31. März konnte Gustav Adolf seinen Einzug in Nürnberg halten, von der Bürgerschaft, die sich in ihren festen Mauern unter der katholischen Flut wie auf einer Insel erhalten hatte, man kann denken mit welchem Jubel empfangen. Tilly hatte jetzt ungefähr die Stellung inne, in der Karl V. den Angriff der Schmalkaldener erwartet hatte. Und so wie diese, rückte auch Gustav Adolf zunächst auf Donauwörth los, den strategischen Schlüsselpunkt an der Donau gegenüber der Lechmündung, um sich von hier den Eingang in Bayern zu bahnen. Bei Rain erzwang er im heftigsten Gefecht den Übergang über den Lech, den Tilly ihm vergebens streitig zu machen suchte; tödlich verwundet, ließ sich der bayerische General nach Ingolstadt bringen, wo er nach 14 Tagen verschied. Die Schweden, welche zunächst Augsburg nahmen, rückten ihm nach. Tollkühn, wie immer, ritt Gustav Adolf an den Graben der Festung heran, während die Kugeln um ihn sausten; aber den Angriff auf die starken Bastionen wagte er nicht, sondern wandte sich gegen München. Zum erstenmal sah Maximilian, während er selbst in der Oberpfalz sich kümmerlich behelfen mußte, die Feinde in seinem eigenen Lande, dessen volle Häuser und Klöster jetzt die katholischen Beutefahrten in Niederdeutschland zu entgelten hatten. Gustav Adolf erlebte den Triumph, in die Hauptstadt des Erzfeindes seines Glaubens einziehen zu können, und ihm zur Seite ritt der Fürst, den Maximilian aus seiner böhmischen Hauptstadt hinweggejagt, und den er zum Bettler gemacht hatte. Es war der Höhepunkt in der Laufbahn des nordischen

Helden. Er konnte damals daran denken, mit den evangelischen Eidgenossen sich in Verbindung zu setzen, die ihm, wie einst den Schmalkaldenern, schon Truppen zulaufen ließen, und die Alpenpässe zu schließen: wäre er völlig Herr in Oberdeutschland geworden, so hätte ihm der Stoß gegen Wien hin leicht werden müssen.

Unterdessen aber war schon ein stärkerer Gegner als alle bisherigen gegen ihn auf den Plan getreten. Bisher hatte der König nur die Kräfte der Liga und die Reste der Wallensteinschen Armee, die ohne Selbständigkeit sich unter Tillys Befehle hatten beugen müssen, zu bekämpfen gehabt. Jetzt aber war der Friedländer, von dem Kaiser in seiner Not gerufen, wieder im Felde erschienen. Mit leichter Mühe hatte er die Sachsen, die im November in Böhmen eingefallen waren und Prag erobert hatten, vor sich hergetrieben und wieder an den Fuß des Erzgebirges zurückgedrängt. Die Gefahr, die er brachte, steigerte sich für Gustav Adolf dadurch ganz besonders, daß Wallenstein den Sachsen nicht bloß mit den Waffen, sondern auch mit Verhandlungen zusetzte, durch die er sie aus dem schwedischen Bündnis zu lösen hoffte; sobald er dem Kaiser zugesagt, hatte er dies Ziel, bei dem er noch mehr an sich und seinen Vorteil als an Ferdinand dachte, ins Auge gefaßt; der Befehlshaber der sächsischen Armee, General Arnim, sein alter Freund und Untergebener, stand seit dem November deshalb mit ihm in Verbindungen, die er vor den Schweden sorgsam geheimzuhalten suchte. Wie weit diese Traktate gingen, die auch heute noch nicht ganz aufgehellt sind, blieb den Schweden, die sie voll Argwohn beobachteten und durch gute Freunde manches davon erfuhren, verborgen. Aber daß sie ihrem Interesse wenig entsprachen, lag auf der Hand, und erklärlich, daß daher Gustav Adolf alles daran setzte, um den Sonderfrieden Sachsens mit dem Kaiser, in den dann auch Brandenburg mitgerissen werden mußte, zu hintertreiben. Er unternahm es zunächst durch Botschaften, in denen er teils bittend teils drohend dem Kurfürsten sein Programm darlegte und ihn unter jeden Umständen vor dem Herzog von Friedland zu schützen versprach. Als aber Wallenstein, nachdem er ganz Böhmen zurückgewonnen und sich mit Max von Bayern bei Eger vereinigt hatte, in Franken eingerückt war und gegenüber Nürnberg stark verschanzte Stellungen einnahm, glaubte der König nicht mehr länger zögern zu dürfen, den Riegel, der sich zwischen seine nieder- und oberdeutschen Positionen zu legen drohte, hinwegzustoßen. Ende Mai brach er, noch in der

Hoffnung, die Vereinigung beider Gegner zu verhindern, mit 18000 Mann auf, dem Herzog Bernhard von Weimar die Sorge für die oberdeutschen Quartiere überlassend, und nahm in der Nähe von Nürnberg Stellung. Wochenlang standen sich hier die beiden Gegner gegenüber, einer nach des andern Blöße spähend. Als der König, von Ungeduld verzehrt, endlich am 4. September den Angriff wagte, vermochte er nicht die gewaltigen und zäh verteidigten Bastionen an der Altenburg, dem »Burgstall«, zu bezwingen; mit schweren Verlusten mußte er abziehen, und Wallenstein sah den Weg frei, um über den Main hin nach Thüringen vorzubrechen. Es war die Straße, auf der er seinem ersten großen Siege, an der Dessauer Brücke, entgegengezogen war. Gustav Adolf hatte gehofft, ihn durch eine Diversion nach Bayern, die ihn noch einmal über die Donau führte, hinter sich herziehen zu können. Statt dessen mußte er jetzt ihm selbst nach. Anfang Oktober brach er auf. Oxenstierna erhielt unterwegs den Auftrag, von Ulm her die oberdeutschen Stände zu einigen und bei der Krone Schweden festzuhalten. Er aber ging in raschen Märschen auf den Gegner los, der bereits an Sachsens Grenze stand. Ende Oktober erreichte Gustav Adolf Erfurt, wo er seine Gemahlin, die ihm aus Schweden nachgefolgt war, zum letzten Male begrüßte. Hier und in Naumburg kam er Wallenstein zuvor, der es selbst auf beide Plätze abgesehen hatte und sich in Weißenfels dem König präsentierte. Als er aber unangegriffen blieb, glaubte der Friedländer für die nächste Zeit sicher zu sein und begann seine Truppen auseinanderzuziehen, um sich zwischen Saale und Elbe in die Winterquartiere zu legen. In der Tat widerriet der Kriegsrat, den der König in Naumburg um sich versammelte, den Angriff, bevor weitere Verstärkungen, insbesondere die kursächsisch-niedersächsische Armada, die unter Georg von Lüneburg in Torgau stand, heran wären. Gustav Adolf aber glaubte den Moment gekommen, wo er Rache für Burgstall nehmen konnte. Man hatte ihm gemeldet, daß der Herzog seine Truppen verteile, daß er zumal das Korps Pappenheims nach Halle detachiert habe; er hoffte daher den Gegner in der Zersplitterung antreffen und niederwerfen zu können. Wallenstein aber, dem es noch am Morgen gelungen war, die Kavallerie Pappenheims unter ihrem Führer selbst an sich zu ziehen, nahm die Schlacht an, in einer Stellung, die, dem Gelände sich anschmiegend, durch Gräben und Schanzen verstärkt war, an der Straße von Weißenfels nach Leipzig, die Stadt

Lützen, welche in Brand geriet, zur Rechten. Gegen ihn rückten die Evangelischen von Süden in zwei Treffen heran, in der Mitte die Infanterie, die Kavallerie mit Musketieren untermischt auf beiden Flügeln. Beide Armeen waren ungefähr gleich stark, an 20000 Mann. Um 10 Uhr, nachdem die Kanonen das Präludium gespielt, ließ der König mit dem ersten Treffen den Angriff eröffnen, gleichzeitig auf allen Punkten. Er selbst führte gleich anfangs den rechten Flügel erfolgreich vor. Indem aber die Schwadronen in der Caracole herumschwenkten, kam er in dem dichten Nebel, der jede Aussicht nahm, von den Seinen ab und geriet unter einen Trupp feindlicher Reiter. Nur wenige seines Gefolges, darunter Herzog Franz Albrecht von Lauenburg und der Page von Leubelfing, waren um ihn. Auch unter den Gegnern fanden sich Offiziere, u. a. ein Falkenberg, Oberstleutlant und Chef vom Götzischen Regiment. Es begann ein wildes Schießen, Stechen und Hauen: dem König wurde der linke Arm zerschmettert, also daß er das Pferd nicht mehr führen konnte, und dann ist er in dem Getümmel, dem nur wenige entrannen, mit Wunden überdeckt gefallen. Über die Toten und die Totwunden aber raste die Schlacht weiter. Man erfuhr zunächst bei keiner Partei, was geschehen war. Als die Evangelischen, die zuerst geworfen wurden, bei einem neuen Vorstoß in der Mittagsstunde zu der Unglücksstelle kamen, fanden sie den entstellten Leichnam ihres Königs, bis aufs Hemd ausgeplündert von feindlichen Reitern. Treffen auf Treffen folgte gegeneinander, ohne jede höhere taktische Idee, alles nur ein zähes Ringen um die eigenen oder die feindlichen Posti. Man focht von beiden Seiten mit der größten Resolution von der Welt, mit einer Wut, sagt Wallenstein, wie er sie noch nie erlebt habe. Nur auf dem linken Flügel der Kaiserlichen wankten einmal ein paar Regimenter; sterbend wurde auch Graf Pappenheim, der dem König gegenüber kommandiert hatte, aus dem Getümmel getragen; ganze Regimenter wurden, wie sie in Battaglia gehalten, niedergemacht. Es ist nicht wahr, was allgemein erzählt wird, daß Herzog Bernhard durch die Eroberung des Windmühlenberges auf dem rechten Flügel der Feinde, wo ihr schweres Geschütz stand, den Sieg erreicht habe; die Kanonen blieben herrenlos inmitten der feindlichen Linien. Die Schlacht endete unentschieden. Nach furchtbarem Ringen, das noch zwei Stunden lang im Dunkeln bis 6 Uhr währte, ließen die Gegner endlich todmüde mit zerschmetterten Gliedern voneinander. Dreitausend waren auf jeder

Seite gefallen. Die Evangelischen standen noch bis in die Nacht »ferme«, dann verließen sie die Wahlstatt und rückten in die nächstgelegenen Quartiere. Am folgenden Morgen aber fanden sie das Feld frei vom Feinde. Wallenstein war noch am Abend abgezogen, ganz unbehelligt, allmählich und in guter Ordnung; die Infanterie Pappenheims, die noch auf dem Schlachtfelde eingetroffen war, deckte ihm den Rückzug; noch in der Nacht zog er durch Leipzig. Das Geschütz hat er den Gegnern überlassen, vielleicht aus Mangel an Bespannung, vielleicht auch in der Sorge, daß jene abermals in Bewegung geraten und ihn dabei stören möchten. Er fühlte sich nicht besiegt; aber den Kampf noch einmal aufzunehmen, wagte er doch nicht, vor allem aus der nicht unberechtigten Furcht, daß das Korps Herzog Georgs zu den Gegnern, deren zweites Treffen noch im wesentlichen intakt war, stoßen könnte und sie ihm dadurch zu mächtig werden würden. Er überließ ihnen den Preis des Kampfes, Kursachsen, dessen Rettung der Zug Gustav Adolfs gegolten hatte, und führte sein Heer nach Böhmen zurück. Möglich, daß er seinen Plan noch geändert hätte, hätte er gewußt, um welchen Einsatz die Evangelischen in den Besitz des Schlachtfeldes gekommen waren. Denn erst am Tage nach der Schlacht hat er es erfahren, daß sein großer Gegner nicht mehr war.

Gustav Adolf hatte beschlossen, nachdem er den Wallensteiner niedergeworfen haben würde, vier große Armeen aufzustellen, mit denen er seinen Vorteil verfolgen wollte; er selbst hatte gedacht, zunächst nach Niedersachsen zu gehen, um hier die Reste der Katholischen auszutilgen und die evangelische Partei zu konstituieren. Gegen den Herzog von Friedland war keine derselben bestimmt; der König muß gehofft haben, ihm in der Schlacht den Rest geben zu können. Überhaupt aber hatte er wohl die Stunde nahe geglaubt, da er dem Gegner das Gesetz diktieren könnte, da er, wie Oxenstierna einmal von ihm sagte, den Papisten das Knie auf die Brust und den Degen an die Kehle setzen, und ihnen dann sagen würde: So und so mache nun Frieden.

Wohin, so ist wieder und wieder gefragt worden, würde den nordischen Helden sein Stern geführt haben, wenn Gott ihn nicht auf der Höhe seiner Bahn abberufen hätte? Würde dem Urenkel geglückt sein, woran einst Philipp der Großmütige gescheitert war? Und würde dann heute das evangelisch gewordene Deutschland den fremden Herrscher als seinen Befreier, den Schöpfer seiner vollen, der geistigen Einheit feiern können? Oder wäre es vielleicht unserem

Vaterlande gar nicht zum Segen ausgeschlagen, wenn Gustav Adolf seinen Siegeslauf bis zu dem Ziele, dem er immer stürmischer nachjagte, gelangt wäre? Ist er etwa, wie noch Heinrich von Treitschke gemeint hat, für Deutschland zur rechten Zeit gestorben? Hat in Wahrheit ein gnädiges Geschick den Retter des deutschen Protestantismus hinweggerufen gerade in dem Augenblick, da er der Feind unseres nationalen Staatswesens werden mußte? Wäre also unsere Nation durch seinen vollen Sieg wirklich auf immer zerrissen und einem fremden Willen untertan geworden? Das alles sind Fragen, die leichter aufzuwerfen sind als zu beantworten. Bemerken wir zunächst, daß des Königs Ziel nicht die Verewigung des Krieges, sondern ein satter, dauernder Friede war, eine Verfassung, in der das evangelische Deutschland, fest angelehnt an die schwedische Macht, dem Ansturm der katholischen Reaktion, der niemals stärker gewesen war als da der »Löwe aus Mitternacht« an Deutschlands Küste erschien, auch im Frieden trotzen könnte, ein wirkliches Corpus Evangelicorum, eine festgefügte Organisation, umwallt von einem auf die Waffen gegründeten königlichen Protektorat, an dem die Wogen der von drei Seiten her andrängenden katholischen Flut vergebens branden sollten. Es war nicht soviel wie die deutschen Reformatoren in den Zeiten des Schmalkaldischen Bundes angestrebt hatten, als sie noch der Hoffnung lebten, das ganze Reich mit ihrem Glauben zu erfüllen und eine Kirche zu bauen, in der die Nation als Gesamtheit friedlich leben und sich politisch formen konnte. Nicht auf das Wort, die Lehre, die Bekehrung war das Tun Gustav Adolfs gestellt, sondern auf das Schwert: das Noli me tangere wollte er den Gegnern weisen, mit denen ein friedliches Vertragen unmöglich war. Mit solchen Hoffnungen war es nach seinem Tode aus. Wie begabt und tatkräftig Oxenstierna sein mochte, ihm fehlte die königliche Würde, unter die sich die deutschen Fürsten gebeugt, und um die sich die deutschen Bürgerschaften und die geistigen Führer des deutschen Protestantismus willig und jubelnd geschart hatten: das Haupt war der evangelischen Partei abgeschlagen. Die Reiser, die kaum der Kronreif und die Königshand Gustav Adolfs hatten zusammenhalten können, fielen wieder auseinander. Kann man nun aber in der Tat angesichts der Verwirrung, des Elends und der Verwüstung, deren Schrecken von da ab unser unglückliches Vaterland mehr als je zuvor heimsuchten, davon sprechen, daß der Retter des deutschen Protestantismus zur

rechten Zeit für uns gestorben ist? Nun erst erfüllte sich vollends die Prophezeiung, die Luther vor dem Augsburger Reichstage ausgesprochen, als seine Partei zuerst vor die furchtbare Entscheidung gestellt war, ob sie gegen ihren Kaiser für den Glauben kämpfen oder mit hingebogenem Nacken alles erleiden sollte: »Wir müßten«, so hatte er warnend geschrieben, »fortfahren und den Kaiser verjagen und selbst Kaiser werden; denn der Kaiser würde sich wehren, und würde kein Aufhören sein, bis ein Teil läge, und ist doch dort der große Haufe. Und wenn wir gleich gewännen, müßten wir aber einmal die schlagen, so uns geholfen hätten, denn es sollte wohl uns niemand zum Kaiser haben, und in solchem Getümmel jedermann Kaiser sein wollen: welch ein unaussprechlich Morden und Jammern da werden sollte! Wie könnt's ein Gewissen ertragen! Der Teufel hätte solch Spiel gern, aber Gott soll uns davor behüten!« Sicherlich, die Verfassung des Reiches, die, in den hierarchischen Jahrhunderten erwachsen, durch die Stürme der Reformation, die doch im Prinzip ihre Aufhebung bedeutete, infolge des Bundes zwischen Kaiser und Papst hindurch gerettet war, hätte sich kaum noch in der Verkettung mit jener deutsch-skandinavischen Großmacht erhalten lassen. Aber wäre denn das ein so großes Unglück gewesen? Oder doch ein größeres als die Verknüpfung Deutschlands mit der slavisch-magyarischen Vormacht des Katholizismus, die durch den Ausgang des großen Krieges aufs neue und für zwei Jahrhunderte versichert wurde? Daß diesem »monströsen Staatskörper« keine Ewigkeit, so wie der alte Glaube es wähnte, beschieden sei, haben schon damals die fähigsten politischen Köpfe erkannt und hat unsere Geschichte seitdem immer von neuem an den Tag gebracht: einmal kam doch der Tag, da das Prachtgerüst des mittelalterlichen Reiches prasselnd zusammenstürzte, unter dem Stoß der katholischen und ganz undeutschen Macht, die, so lange Gustav Adolf lebte, jenseits der Vogesen in respektvoller Entfernung blieb: und aus der Kraft des weltlichen Territorialstaates heraus ist das neue Deutschland gebildet worden. Diese Entwickelung hätte der Sieg Gustav Adolfs beschleunigen müssen. Das geistliche Gut hätte er, soweit seine Macht reichte, den Pfaffen, die er daraus verjagt, sicherlich nicht zurückgegeben: die Säkularisation also wäre von ihm weiter durchgeführt worden als es im westfälischen Frieden geschah; deutsche Fürsten, wenn auch unter schwedischem Protektorat oder gar unter der Lehnshoheit der schwedischen Krone, wären in Franken und West-

falen, vielleicht auch in der Pfaffengasse am Rhein die Herren geworden. Wo immer Evangelische im Reich lebten, und das war damals noch ebenso an der Moldau und in Oberösterreich wie am Rhein und an der Elbe der Fall, hätten sie an dem nordischen Protektor Halt und Hort gegen ihre katholischen Bedränger gefunden. Ob nun eine Organisation, wie Gustav Adolf sie für das evangelische Deutschland plante, in Verbindung mit seinen Erblanden hätte dauern können, mag freilich dem Zweifel unterliegen. Wenn es der älteste und lebensfähigste Trieb in den deutschen Fürstentümern war, sich auf sich selbst zu verlassen und nur den eigenen Interessen zu folgen, so hätten Konflikte mit der fremden Schutzmacht nicht ausbleiben können. Die Macht Gustav Adolfs stand auf zwei Augen: war sie doch ganz sein Werk oder das seines Vaters; sie hätte sogar in der Heimat gegen einen trotzigen und rebellisch gesinnten Adel immer wieder erobert werden müssen. Um so weniger wäre es der schwedischen Krone auf die Dauer möglich gewesen, der deutschen Fürsten, die sich an Ansehen und Macht ihr fast ebenbürtig dünkten, Herr zu werden. Was später dem Großen Kurfürsten allein bei Fehrbellin und in seinen pommerschen und preußischen Kriegsfahrten gelang, das hätte auch nach der Gründung des schwedischen Protektorates nicht ausbleiben können: das evangelische Deutschland hätte die schwedische Hegemonie, nachdem es durch sie seine Kraft erlangt, von sich abgeschüttelt, etwa so wie heute die Balkanstaaten oder Italien sich sofort auf die eigenen Füße gestellt und es den Fremden wenig genug gedankt haben, daß sie ihnen die Befreiung von dem alten Joche brachten.

Aber die Kraft, welche vor der Ankunft des Königs völlig erlahmt war, wäre dem evangelischen Deutschland gewachsen. Es wäre der neuen Zeit und ihren Aufgaben in ganz anderer Rüstung entgegengegangen, als es 1648 geschah, da es mit zerbrochenen Waffen und fast zum Tode wund aus dem schrecklichen Kriege hinauswankte. Damals schieden die Parteien voneinander wie die Heere Wallensteins und Gustav Adolfs im Felde bei Lützen. Nur um Weniges hatten sich ihre Stellungen verschoben; todfeindlich wie bisher, aber völlig erschöpft überließ ein jeder dem andern seinen Platz. Erst nach einem Jahrhundert sollte es sich zeigen, wer von beiden in Wahrheit der Stärkere geblieben war: als Friedrichs Waffen es über das Österreich Maria Theresias davontrugen und frischestes Leben fröhlich aufsproß, wo immer protestantische Kirchen und Schulen standen. Auf diesem

Boden, der dann kräftig genug geblieben ist, um auch spätere Revolutionen zu überdauern, sind nach neuen Waffengängen mit Habsburg und dem gallischen Erbfeinde die Mauern des neuen Reiches errichtet worden.

Wie viel tiefer würden sie reichen, und um wieviel geringer würden die Risse sein, die den Neubau heute zu unserem Schrecken durchfurchen, wenn es Gustav Adolf gelungen wäre, sein geistiges Fundament von Schlesien bis an die Mosel und von der Ostsee bis an den Wall der Alpen dauernd zu sichern!



Ein deutscher Kleinstaat in der französischen Revolution.

Unter den Aufgaben, welche sich die badische historische Kommission seit ihrem Zusammentritt im April 1883 gestellt hat, verdient die von Bernhard Erdmannsdörffer unter Beihilfe Obsers begonnene Edition der Politischen Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden mit besonderer Dankbarkeit hervorgehoben zu werden[1]. Karl Friedrich, der Fürst, unter dem das alte Markgrafentum sich aus der Zersplitterung in kleine, unzusammenhängende Territorien zum Großherzogtum, zur deutschen Westmark entwickelt hat, von etwa 70 auf 250 Quadratmeilen angewachsen ist, hat sich bei Zeitgenossen und Nachwelt immer besonderer Schätzung zu erfreuen gehabt. Kein Geringerer als Friedrich der Große hat noch zu Ende seines Lebens von ihm gesagt, er sei derjenige von allen seinen fürstlichen Zeitgenossen, dem er die größte Achtung zolle. Seine humane Gesinnung bewährte Karl Friedrich in der Aufhebung der Gutshörigkeit; für seine literarischen Interessen ist das glänzendste Denkmal die Heidelberger Universität, die er zu neuem Leben erweckt hat; seine deutsch-nationale Gesinnung, die ihn zu einem Führer im Fürstenbunde machte und zeit seines Lebens von ihm bekannt worden ist, hat ihm auch die Anerkennung der patriotischen Historiker späterer Zeiten eingebracht. Freilich war nicht zu übersehen, daß er die Größe seines Landes nur dem engsten Anschluß an Frankreich verdankt hat; daß er damit nichts Besseres tat als seine vielgescholtenen Nachbaren von Württemberg und Bayern; daß er zu den napoleonischen Satrapen gehörte, die dem fremden Eroberer bei der Knechtung Europas zur Hand gingen. Und die Erinnerung daran war um so peinlicher, je anmutender die

[1]) Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden, bearbeitet von B. Erdmannsdörffer, 1. Bd. 1888, 2. Bd. 1892. Fortgesetzt von K. Obser.

deutsche Gesinnung der badischen Regierung im neunzehnten Jahrhundert erschien. Woraus es sich denn wohl erklären mag, daß die politische Geschichte Karl Friedrichs, mehr als ein halbes Jahrhundert und eine Epoche größter Wandlungen, von jedem eingehenderen, auf die originale Grundlage der Archive zurückgreifenden Studium verschont geblieben ist.

Wenn also die badische Regierung ihre Zustimmung zur rückhaltlosen Aufdeckung der Quellen über die Gründungsepoche ihres Staates gegeben hat, so haben wir darin zunächst einen Akt hoher Objektivität, politischen und wissenschaftlichen Mutes anzuerkennen. Es wäre dringend zu wünschen, daß Württemberg und Bayern dem guten Beispiel folgen möchten; und man muß die Engbrüstigkeit der Verwaltungsgrundsätze in Stuttgart und München laut beklagen, wo man sich nicht einmal entschließen konnte, wenigstens dem badischen Nachbarn die Archive zu öffnen[1]). Die Staaten des deutschen Südens gehören nun doch zu den Säulen, auf die das neue Reich gestellt wurde, und haben darum den gleichen Anspruch wie der preußische Grundpfeiler, dem deutschen Volke in ihren Fundamenten bekannt zu werden. Die Fundamente sind aber in jener Zeit und unter dem Druck der ungeheuren Ereignisse, die gleich elementaren Naturgewalten vom Westen her über Deutschland hereinbrachen, gelegt worden; wie für das moderne Frankreich, so liegen auch für das neue Deutschland die Ursprünge in der großen Revolution, welche nicht bloß die Kraft, das Alte und Überlebte zu zerstören, besaß, sondern die politischen Zustände und Maximen unseres Daseins auch positiv tausendfach um- und ausgebildet hat.

Es ist ein schöner und gerechter Lohn für solch mutiges Beginnen geworden, daß es nach allem, was bis heute vorliegt, das Licht nicht zu scheuen braucht. Mit überwältigender Gewißheit ergibt sich aus den Akten die zwingende Notwendigkeit, unter welcher der Markgraf und seine Räte sich in jedem ihrer Entschlüsse und Schritte befunden haben. Nicht daß sie gehandelt haben, wie sie mußten, darf man ihnen noch zum Vorwurf machen: unverzeihlich wäre es erst gewesen, wenn sie sich von den zur Lüge gewordenen Formen und Forderungen des alten Rechtes nicht losgesagt, wenn sie sich zu den Donquichotes des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation hätten

---

[1]) In München hat man sich jedoch wenigstens dazu verstanden, ein paar Stücke aus dem Geheimen Staatsarchiv abschriftlich mitzuteilen.

machen wollen. Sie haben nur getan, was vernünftig war, sie haben die Pflicht gegen ihr Land erfüllt und sein Dasein gerettet, indem sie die Hand der Eroberer ergriffen, von denen ihre Vernichtung oder Erhöhung abhing. »Die Verhältnisse«, so hat der Herausgeber unserer Akten sein Urteil prägnant zusammengefaßt, »waren in Deutschland dahin gediehen, daß die partikularen Interessen des deutschen Reichsfürstenstandes, jedes anderen wirksamen Schutzes ledig, ihre Wahrung und Förderung selbständig in die Hand zu nehmen sich genötigt sahen; der Trieb der Selbsterhaltung und der der Vergrößerung fielen dann fast mit Notwendigkeit zusammen.«

Eine Art Einleitung, eher aber das gegensätzliche Bild zu der Hauptmasse der Ereignisse, welche die ganze Epoche bis zur Auflösung des alten Reiches und zur Vollendung der napoleonischen Vorherrschaft in Oberdeutschland umspannen, bietet uns die erste Hälfte des ersten Bandes, deren Gegenstand der Fürstenbund ist, diese eigentümliche, fast posthum zu nennende Erneuerung oder Galvanisierung der alten deutschen Fürstenopposition gegen das habsburgische Kaisertum. Die Geschichte dieser Union ist in den Hauptzügen bekannt; Ranke hat sie von dem maßgebenden Standpunkt der beiden deutschen Großmächte her in einem klassischen Werke beschrieben. Doch erweckt es, wie der Herausgeber treffend bemerkt, ein nicht geringes Interesse, diesen Dingen einmal von seiten der Mittel- und Kleinstaaten nahe zu treten, die sich unter König Friedrichs starken Schutz gegen das rücksichtslose Umsichgreifen der Josephinischen Herrschsucht flüchteten. Niemand war darin eifriger als der Markgraf von Baden, dem die patriotisch und liberal gefärbten Grundsätze des Verbandes so recht nach dem Herzen waren. Lange bevor Friedrich der Große den Gedanken aufgriff, hatte er ihn mit gesinnungsverwandten Fürsten, wie Franz von Dessau und Karl August von Sachsen-Weimar, erörtert. An Preußens Beitritt dachte man damals in diesen Kreisen noch nicht. Im Gegenteil, gerade um eine Zwischenstellung zwischen den beiden Großmächten zu gewinnen, war der Bund der Kleinen beabsichtigt. Dann aber ward Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen mit dem Plan bekannt und nahm sich aufs wärmste seiner an, ohne daß zunächst sein königlicher Oheim darum wußte. Unsere Akten erläutern diese Beziehungen, die im allgemeinen bekannt waren, und lassen sie uns jetzt um mehrere Monate zurück, bis in den Juni 1783 verfolgen. Der Ratgeber und eifrige Unterhändler

Karl Friedrichs war hierbei vor anderen sein Geheimer Rat Freiherr Wilhelm von Edelsheim. Das Bild dieses Mannes, das mit feinen Strichen schon von Ranke skizziert worden ist, tritt uns jetzt aus zahlreichen Akten zum erstenmal als ein geistvoll ausgeprägter Charakterkopf der Aufklärungsepoche voll entgegen. Ausgerüstet mit der Bildung des Jahrhunderts, liebenswürdig und beweglich, energisch und voll Hingebung an die Interessen seines Herrn, der es ihm mit herzlicher Freundschaft vergalt, hielt Edelsheim die Summe der Geschäfte in den Händen; man sagte ihm wohl nach, daß er nicht nur das Land, sondern auch seinen Fürsten beherrsche. Goethe, der ja in diesen Verhandlungen seinem Herzog ebenfalls beistand, verlebte im Sommer 1785 zu Karlsbad mit dem in »Staats- und Wirtschaftssachen« wohlunterrichteten Kollegen sehr angeregte Tage. Sein Umgang, schreibt er an Frau Stein, mache ihm mehr Freude als jemals; er kenne keinen klügeren Menschen. Auf badischer Seite war wieder Goethes Schwager, der Hofrat Schlosser, in gleicher Richtung tätig, von Mainz her wirkte der schon damals einflußreiche Koadjutor Karl Theodor von Dalberg in demselben Sinne — ebenfalls Namen, die uns sonst besonders in unserer staatlosen Literaturgeschichte begegnen; es ist von Interesse, ihre Träger so eifrig bei dem Versuch, der deutschen Einheit eine neue Form zu geben, anzutreffen.

Schon die Zeitgenossen haben den Fürstenbund mit dem Schmalkaldischen Bunde verglichen; Friedrich der Große selbst hat daran als das Vorbild der neuen Union erinnert. Daß sich auch der Papst um das Zustandekommen eifrig bemüht hat, indem er die geistlichen Herren in Mainz, Trier und Regensburg durch geheime Emissare anfeuern ließ, spräche noch nicht dagegen. Es war ja kuriale Tradition, die deutschen Ketzer direkt oder indirekt gegen die zäsarischen Gelüste Habsburgs zu unterstützen, und oft genug in den Tagen Clemens' VII. oder Urbans VIII. geübt worden. Dennoch wird mit jener Parallele offenbar nur ein sehr äußerliches Moment bezeichnet, das der Vereinigung deutscher Fürsten gegen die Übergriffe der Kaisergewalt, und das Charakteristische des Schmalkaldischen Bundes wird außer acht gelassen. Ein Analogon zu dem deutschen Fürstenbunde war nach Rankes zutreffendem Ausdruck etwa das Verständnis, welches Kurfürst Moritz in Passau zum Schutz der fürstlichen Libertät und speziell der Integrität der Bistümer mit den katholischen und

geistlichen Reichsfürsten traf: das Lebensprinzip des Schmalkaldischen Bundes dagegen war das der Religion, der kirchlichen Reform, die Tendenz, aus der Reichsverfassung die römisch-katholischen Formen auszutilgen. An Stelle dieses für den deutschen Staat wirklich keimfähigen, triebkräftigen Elementes war in der Union von 1784 ein toter Punkt. Sie wollte nichts als das Bestehende konservieren; worauf selbst die Toleranz, zu der sich jetzt auch die geistlichen Fürsten bekannten, im Grunde hinauslief. Und wenn der gute Karl Friedrich im Anschluß an ein Herdersches Projekt für die Aufrichtung einer deutschen Akademie zur Pflanzung patriotischer und aufgeklärter Gesinnungen schwärmte, so konnte er sich den Weg dazu nur wieder in der Stiftung eines neuen deutschen Ordens im engen Anschluß an die Hierarchie des Reichs vorstellen: ein jedes Erz- oder Hochstift, das der Union beigetreten sei, müsse eine Domherrenpräbende vakant lassen, um daraus einige gute Kommenderien für die Ritter der ersten Abteilungen und Plätze der Akademie für die Mitglieder der dritten (d. h. die Gelehrten) zu stiften. Ganz schüchtern meint er: »vielleicht könnten auch einige Reichsprälaturen von ihrem Überfluß zu diesem gewiß nützlichen Institut beitragen, besonders wenn sie einige überflüssige Mönche abgehen lassen wollten, deren sie doch, wenn sie es nicht alle sind, gewiß welche haben müssen.« Daß die Bücher Leben gewinnen und der Gedanke zur Tat werden, daß die Ideen der Aufklärung und der Nationalität, an die man so enthusiastisch appellierte, einmal den Staat und die Gesellschaft Deutschlands von Grund aus umbilden könnten, blieb dieser Generation noch verborgen.

Bemerkenswert ist in jener Zeit das Verhältnis Badens zu Frankreich, dessen Angriffe hundert Jahre vorher das Reich kaum hatte eindämmen können. Damals hatte ein badischer Markgraf, Ludwig Wilhelm der Türkensieger, als Führer der Reichsarmee den deutschen Landen Schutz und sich selbst unsterblichen Ruhm gewonnen. Zur Zeit des Fürstenbundes dagegen war im Westen alles beruhigt. Während man in Karlsruhe von Wien her sich des Ruins aller Freiheit und Selbständigkeit versah, lebte man mit der Regierung Ludwigs XVI. in freundnachbarlichen Verhältnissen. Die Unterstützung der österreichischen Pläne durch die französischen Alliierten, nur halb gewollt und unpopulär, war ohne Nachdruck und Wirkung; denn ein Bund deutscher Kleinstaaten erschien, wenn auch nicht eben unter preußi-

scher Hegemonie, keineswegs gegen das französische Interesse. Der diplomatische Vertreter Badens am Versailler Hof war ein Mitglied der dortigen Regierung selbst, Dupont de Nemours, einer der namhaftesten Vertreter der physiokratischen Schule, der dem Markgrafen seit Jahren bekannt war, längere Zeit in Karlsruhe sich aufgehalten hatte und mit ihm persönlich in einem intimen Briefwechsel nationalökonomischen Inhalts stand. Seine Berichte an Edelsheim, zahlreich und ausführlich, erörtern mit auffallender Offenherzigkeit und vielem Geist die schon so stark bewegte innere Lage Frankreichs zur Zeit der Notabelnversammlung von 1787 und gehören mit den Antworten Edelheims zu den wertvollsten Stücken der Publikation. Auch die nachbarlichen Irrungen über die Stapel- und Verfrachtungsrechte Straßburgs auf dem Oberrhein störten die Freundschaft nicht. Frankreich trat in ihnen als Erbe der Privilegien auf, welche sich die alte Reichsstadt im Laufe der Jahrhunderte erworben hatte, und die sie auch unter französischer Herrschaft eifersüchtig zu behaupten suchte; formell mit nicht geringem Nachdruck; in der Tat aber wußte sich die badische Regierung gleich den übrigen Rheinstaaten von den überlebten Ansprüchen des abtrünnigen Reichsgliedes ziemlich zu emanzipieren.

II.

Da kam die französische Revolution, und mit ihr kamen von Grund aus neue Verhältnisse. Es verträgt sich sehr wohl miteinander, daß der neue Staat auf dem Rhein die unbeschränkte Handelsfreiheit proklamierte, welche er Baden im Frieden von 1796 noch speziell garantiert hat, und die Ansprüche der Nachbarregierung auf die alten Besitztitel und Regierungsrechte in ihren elsaß-lothringischen Ämtern, Beinheim und Rodemachern, und in den sonstigen Flecken, Burgen und Dörfern links des Rheins annullierte: das neue Frankreich kehrte sich von der krausen Gestaltung der feudalen Ordnung durchweg ab; alles ward nach einfachen, das Ganze der Nation umspannenden und gliedernden Normen eingerichtet. Die Sonderinteressen Straßburgs mußten davor ebenso zurücktreten wie diejenigen der rechtsrheinischen Territorien. Beides waren Reste der feudalen Staatsordnung, mit der ein radikales Ende gemacht wurde. In Frankreich sollten fortan nur Franzosen leben, Anhänger des neuen Staates, der das nationale Leben nach gleichartigen Grundsätzen regelte, einem Willen zu unterwerfen strebte.

Man kann nicht sagen, daß die neuen Machthaber in Versailles und Paris sich der Einsicht in die Berechtigung der erhobenen Klagen rücksichtslos verschlossen hätten. Sie erkannten ihre Verpflichtung zur Entschädigung der depossedierten deutschen Fürsten ausdrücklich an und eröffneten alsbald Unterhandlungen mit den einzelnen und dem Reich. Aber von Anfang an ward von französischer Seite die Unausweichlichkeit und Unabänderlichkeit der neuen Ordnung proklamiert. Herr von Ternant, Oberst vom Regiment Royal Liégeois, der in Karlsruhe die Verhandlungen führte, erklärte dem badischen Minister, seine Nation wünsche den Beweis zu führen, wie sehr sie sich zu einer Entschädigung für den Besitzverlust verpflichtet fühle; aber das Prinzip, alle Teile des Reiches einem gleichartigen Regime zu unterwerfen, sei für Frankreich zu wichtig, als daß die Nationalversammlung sich davon lossagen könne. Ja, selbst wenn sie es wollte, würde es ihr doch unmöglich sein. Es wäre sogar einmal die Rede davon gewesen, den deutschen Fürsten die Ausübung der alten Rechte über ihre Untertanen auf ihre Gefahr, mit eigenen Mitteln zu überlassen; aber in Anbetracht, daß seit der nationalen Konföderation dann alsbald an 20000 Mann von Paris aufbrechen würden, um ihre Mitbürger zu befreien, daß also der Bürgerkrieg die unvermeidliche Folge sein würde, habe man die Idee sofort aufgegeben. Was sei auch natürlicher als eine Schadloshaltung, nachdem eine Totalumwälzung der Dinge das Eigentum vernichtet habe, und man nicht nur seine Einkünfte vermehren, sondern vieles Unheil verhüten und sich die Freundschaft einer so mächtigen Nation erhalten könne! Und in der Tat, auch wir müssen bekennen, daß es undenkbar war, die östlichen Landschaften von der neuen Konstitution ausschließen zu wollen, hier das zu erhalten, was überall sonst zerbrochen wurde, und dessen Beseitigung die Forderung der Theorie und der Leidenschaften, des unwiderstehlichen, auch schon im Elsaß lebendigen nationalen Willens Frankreichs war.

Wie so mit Naturnotwendigkeit, durch die unvermeidliche Erfüllung der Geschicke der revolutionäre Staat in wachsende Konflikte mit dem Reich und den deutschen Großmächten geriet, das ist in den großen Zügen allbekannt. Unsere Akten geben nur wieder die Illustration und Ergänzung von dem Standpunkt eines kleinen deutschen Staates, der, mit geringem Einfluß auf die allgemeinen Verhältnisse, auch meist ohne tiefere Einsicht in ihren Verlauf, doch im

Brennpunkt der Ereignisse und in jedem Moment unter ihrer Wirkung stand.

Sehr interessant ist es, zu beobachten, wie gleich im Beginn sich die Ziele abheben, welche die großen Kriege der folgenden Jahre verwirklicht haben. So warf Ternant schon in der ersten Unterredung dem badischen Minister das Schlagwort von den natürlichen Grenzen entgegen, hinter denen sich Frankreich, indem es auf jede Vergrößerung verzichte, doch sichern müsse, und zu denen vor allem der Rhein gehöre. Ganz konsequent war es, wenn er die Entschädigung auf dem rechten Ufer zu finden suchte und die Aufteilung des Kirchen- und Reichsguts in Vorschlag brachte: er bot für Baden zunächst die Besitzungen der Stadt und des Bischofs von Straßburg auf der rechten Stromseite an. Andernfalls bezeichnete er den Krieg als unvermeidlich und drohte mit der revolutionären Propaganda und der Zerstörung der alten Reichsordnung. Auch die Absicht, durch Sonderverhandlungen mit den geschädigten Fürsten zum Ziel zu kommen und durch eine Neutralitätserklärung des schwäbischen Kreises Oberdeutschland aus dem Reichsverbande und von Österreich abzulösen, tritt bald genug hervor.

Und von Anfang an kam im Rate des Markgrafen die Meinung zur Geltung, daß man die Anträge nicht schlechthin von der Hand weisen dürfe. Denn auf den Beistand des Reichs oder eine Unterstützung durch die Garanten der letzten Friedensschlüsse sei nicht zu zählen, der Krieg sei eine höchst unsichere Sache, die Lasten in jedem Falle bei der Grenzlage des Landes unvermeidlich, auch bei glücklichstem Erfolge schwerer als der Gewinn, den man erwarten könne. Anfangs scheint die Stimmung im markgräflichen Rate sogar überwiegend für eine friedliche Ordnung der Dinge gewesen zu sein. Selbst Edelsheim war Separatverhandlungen keineswegs abgeneigt, auch unter dem Gesichtspunkt, der später ebenfalls maßgebend wurde, daß sonst andere Mitstände, man fürchtete besonders Württemberg, das Prävenire spielen könnten. Der Bischof Karl August von Speier, ein Graf von Limburg-Styrum, der Heißsporn für die alte Reichsordnung, meinte damals, in Karlsruhe sage man oft ja und nein zugleich, ein Benehmen, das mit seinen Grundsätzen und mit der altdeutschen Freimütigkeit, die er befolge, nicht übereinstimme. Der geistliche Herr sah voraus, daß es mit seiner Stellung im Reich am ersten vorbei sein würde, sobald man mit der Revolution

paktiere; und in der Tat ist das neue Baden aus den Spolien seines Bistums bereichert worden.

Allmählich, und zwar in dem Verhältnis als Österreich und Preußen sich näherten und mit Frankreich auseinander gerieten, kam man auch in Karlsruhe von der entgegenkommenden Haltung zurück und besann sich auf die Gemeinsamkeit der deutschen Interessen und seine Pflichten gegen das Reich. Karl Friedrichs Gesinnung entsprach diese Wendung an sich, und auch sein Minister befestigte sich in ihr mehr und mehr, welche ja auch durch den Tod des alten Gegners der Union, Kaiser Josephs, und die Liebenswürdigkeit seines klugen und geschmeidigen Nachfolgers außerordentlich erleichtert ward. Edelsheim hatte, wie wir gelegentlich erfahren, zu Leopold schon vor Jahren in Florenz Zutritt erhalten. Er erneuerte die Bekanntschaft gelegentlich des Frankfurter Wahltages im Herbst 1790 zu Aschaffenburg, wohin er vom Markgrafen gesandt war, um eine Zusammenkunft vorzubereiten, die dann zu Würzburg stattfand. Hier wußte der König von Ungarn den Minister durch seine bezaubernde Liebenswürdigkeit und die sichtliche Auszeichnung vor andern Gästen völlig für sich einzunehmen. Es möge mir erlaubt sein, die entzückte Schilderung, die dieser seinem Herrn davon machte, einzufügen: »Als ich an Hof kam«, schreibt Edelsheim, »traf ich Graf Rosenberg[1]) nicht mehr in seinem Zimmer an. Der Mainzer Hofmarschall von Frankenstein, den ich im Vorzimmer nicht antraf, ließ mir aber sagen, er habe Ordre mich gleich zu melden. Endlich kam Graf Rosenberg, nahm mich beim Arm, führte mich zum König und sagte mir: ‚Sagen Sie ihm nur viel Schönes vom Markgraf.' Das tat ich in einer ganz stattlichen Anrede, worauf er mir sehr natürlich sagte: ‚Ich hoffe, er soll von mir zufrieden sein. Sie kennen mich und wissen, wie ich es in Florenz gemacht habe; schlechter will ich es gewiß jetzt auch nicht machen. Die Erfahrung hat mich in meinen Grundsätzen fest gemacht. Sagen Sie dem Markgrafen, daß ich von seiner Attention flattirt bin und ihn gewiß hochschätze. Nun, mein lieber Edelsheim, wie ist die Zeit gangen? ich hab mich recht gefreut, Sie wieder zu sehen, mei Weib auch. Aber man sagt, Sie bringen sich mit dem Tintenfaß um. Das ist ja ä Torheit. Wenn man spürt, daß man was nutz ist, muß man außer in sehr wenig Gelegenheiten immer drauf denken, wie

---

[1]) K. k. Oberstkämmerer.

man's macht, daß man sich beim Arbeiten erhält. Und warum sind Sie denn nicht zu mir nach Wien kommen etc.'

Im Auf- und Abgehen hörte mich die Königin und rufte: ,Edelsheim, intrade (sic), voi siete della casa, intrade subito!' Wie ich mit Ihrer Maj. sprach, sagte der König: ,jetzt will ich Ihnen meine Buben rufen', und brachte die zwei Erzherzoge: ,Das ist der Karl, den kennen Sie wie ein Kind (als Kind), und das ist der Leopold, der ist nach Sie angekommen; Kinder, das ist etc.' Ich blieb, bis Rosenberg kam und sagte: ,der Herzog kommt' (von Württemberg); darauf spazierte alles in das Audienzgemach und ich meiner Wege. Sie blieben eine gute Viertelstunde beieinander und kamen, wie das Service angesetzt wurde, heraus; der König ließ mir sagen, ich sollte mich neben ihm setzen. Das behagte nun Prinz Friedrich von Württemberg Sohn nicht zum Besten; Erzherzog Karl nahm ihn und setzte sich mit ihm gerade dem König gegenüber, der aber die ganze Tafel durch nicht ein Wort mit ihm sprach. Ich habe über dieses Mahl einen steifen Hals bekommen; denn unaufhörlich sprach der Kaiser mit mir und Frau von Cudenhoven, die zu einer solchen Expedition ein ganz uniques weibliches Geschöpf ist. Über diese Unterredung, wo Merkwürdiges und Schilderndes vorkam, im nächsten untertänigen Brief ein mehreres. Nach der Tafel sagte mir der Kaiser: ,Edelsheim, in Frankfurt muß ich Sie alle Tag sehen.'«

Der Einfluß Edelsheims im badischen Ministerrat brachte jetzt die entgegengesetzten Stimmen zum Schweigen. Unter diesen hatte sich besonders Schlosser hervorgetan, der auf den Ehrgeiz Österreichs und die abweichenden Interessen der beiden deutschen Vormächte hinwies und mit heftigem Eifer einer friedlichen Auseinandersetzung mit Frankreich das Wort redete. Denn die Wirkung der Revolution werde nicht rasch vorübergehen, eine Despotie werde sie nach Analogie der englischen Geschichte voraussichtlich ablösen; aber folge selbst eine gemäßigte Monarchie, so sei ohne völlige Regeneration des Menschengeschlechtes an eine Wiedergewinnung der verlorenen Besitztitel nicht zu denken. Man solle zugreifen, zwar »vorbehaltlich der Zustimmung des Reiches«, aber ohne Besinnen und für sich allein, was unter solcher Voraussetzung keinem Reichsstande verwehrt sei. Er war ganz damit einverstanden, die rechtsrheinischen Gebiete von Stadt und Bistum Straßburg in Tausch anzunehmen. Als die Regierung mehr und mehr dem Kriege zusteuerte, hat sich der hitzige

und eigenmächtige Mann, wie aus den Akten hervorzugehen scheint, hinter dem Rücken seines Herrn an die französische Regierung herangemacht, um Baden und womöglich das Reich selbst von dem Kriege zurückzuhalten; sein Mittelsmann war dabei Gottlieb Konrad Pfeffel in Kolmar, der Dichter, der durch seinen Pariser Bruder Beziehungen zum französischen Ministerium hatte.

So lange nun Österreich und Preußen an sich hielten, blieb auch in Karlsruhe alles in der Schwebe. Man verkannte keineswegs die gefährliche Lage fast vor den Mündungen der französischen Kanonen, und man war jeden Augenblick dem Übertritt revolutionärer Banden ausgesetzt, ja selbst der eigenen Untertanen nicht völlig sicher. Als aber die beiden Vormächte ihren Bund geschlossen und der Revolution den Krieg erklärt hatten, blieb auch Baden nicht zurück. Bevor das Reich noch beigetreten war, schloß der Markgraf einen Hausvertrag mit den beiden Höfen ab, in dem er sich zur Stellung von tausend Mann seiner Truppen verpflichtete. Im November verfügte der Reichstag zu Regensburg die Rüstungen; ein Triplum der gewöhnlichen Umlage, das waren auf dem Papier 120000 Mann, wovon jedoch kaum auf mehr als die Hälfte zu rechnen war, ward bewilligt, im März 1793 folgte die Kriegserklärung.

III.

Unterdes waren die Franzosen bereits mitten im Reich gewesen. Dem Rückzuge der österreichisch-preußischen Armee aus der Champagne folgte der Einbruch Cüstines in Oberdeutschland. Ende September nahm er Speier und Worms, im Oktober Mainz und gleich darauf Frankfurt. Von Mainz bis Basel geriet alles in jähen Schrecken. Der Markgraf ließ das Archiv und andere Wertsachen nach Ulm bringen, verließ selbst seine Residenzstadt und richtete an den König von Preußen das Gesuch, ihm für den Fall der Not das Schloß zu Ansbach als Zufluchtsstätte einzuräumen. Im Dezember jedoch wandte sich das Blatt. Frankfurt ward von den Preußen und Hessen wieder genommen, die Koalition der deutschen Großmächte festigte sich aufs neue, der Beitritt Englands, der Sieg der Österreicher bei Neerwinden, der Aufstand der französischen Provinzen gegen das Schreckensregiment der Jakobiner, schließlich die Eroberung von Mainz im Juli 1793 stärkten die Stimmung auch in Karlsruhe. Edelsheim

wiegte sich damals in sanguinischen Hoffnungen. Im August richtete der englische Bevollmächtigte im preußischen Hauptquartier, Graf Yarmouth an ihn die Anfrage, ob sich Baden mit England in einen Subsidientraktat einlassen werde, wie ihn sein Kabinett mit dem Landgrafen von Hessen abgeschlossen habe, der nicht weniger als 12000 Mann seiner gutgeschulten Truppen an die englische Armee abgegeben hatte. Begierig ging Edelsheim auf den Antrag ein. Er meinte, man könne 3000 Mann stellen, man müsse mit Nachdruck auftreten, denn nur so werde man bei dem künftigen Frieden mit zur Teilung kommen. Die Entschädigungen Badens sah er offenbar noch jenseits des Rheines. Indessen war die gemäßigtere Richtung im badischen Geheimen Rat immer noch von Einfluß; auch der landesväterlichen Gesinnung Karl Friedrichs widerstrebte es, seine Landeskinder in die Ferne, auf den niederländischen Kriegsschauplatz zu schicken; und so schloß man, wie Edelsheim ärgerlich schreibt, nur einen »Pygmäen von Vertrag«, wonach eine Abteilung von 754 Mann an England abgegeben ward. Der Minister war so entrüstet, daß er den formalen Abschluß des Geschäftes für seine Person ablehnte: er wolle seinen Namen nicht »unter eine solche Kleinigkeit setzen«, schrieb er an den Prinzen Ludwig, der damals in der preußischen Armee mit hoher Auszeichnung diente: »mit meinem Plan hätten wir Baden erhoben und soviel erlangt, daß der Krieg uns nichts gekostet hätte — alle meine Mühe und Arbeit ward abermals zu Wasser!«

Indessen war mit der Wiedergewinnung des rechten Rheinufers nicht allzuviel getan. Immer blieb die Gefahr eines neuen Übergangs der Franzosen über den Strom gerade nach der badischen Seite. Man hoffte eine Zeitlang, ihr durch die Errichtung einer Landmiliz begegnen zu können und traf mit der österreichischen Regierung in Freiburg Verabredungen dazu: vom Breisgau sollten zunächst 10000, von den badischen Oberlanden 5000 Mann aufgestellt werden; vereinigt mit den regulären Truppen, sollten sie die Stromgrenze decken. Man teilte die Masse in Bataillone und Kompagnien ein, bestimmte die Sammelplätze und Stellungen und hoffte schließlich gar, für die kurze Strecke von Basel bis Kehl eine Armee von 60000 Mann zusammenzubringen. Im österreichischen Hauptquartier und in Wien selbst fand die Idee großen Anklang. Man sprach hier wohl von einer deutschen levée en masse und einer guerre d'extirpation gegen die Franzosen. Der Schwäbische Kreistag faßte entsprechende Be-

schlüsse, mit dem Stuttgarter Hof setzte sich die kaiserliche Regierung ebenfalls in Verbindung, und im Januar 1794 ward in Regensburg der Antrag gestellt, von Reichs wegen eine Volksbewaffnung der vorderen Reichskreise anzuordnen.

Aber die Ausführung so weittragender Pläne stieß alsbald auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Selbst die badischen Bauern, die doch unmittelbar ihr Hab und Gut zu verteidigen hatten, und denen der Markgraf leidliche Ausrüstung und sogar Sold gab, begannen über zu harte Zumutungen und mißbräuchliche Verwendung zu murren; sie sprachen wie ihre Vorfahren zu den Zeiten des Bauernkrieges, daß sie zu nichts weiter verpflichtet wären, als ihre Dörfer und Höfe zu bewachen. Mit den österreichischen Nachbarn kam es zu allerhand Weiterungen, und Preußen erklärte am Reichstag rundweg, daß es seine Truppen vom Rhein zurückziehen werde, wenn diese revolutionäre Maßregel, die nur zu einer allgemeinen Erschütterung der Ordnung führen könne, durchgesetzt werde. In der Tat ward das Landvolk zwischen Basel und Kehl unausgesetzt von elsässischen und schweizerischen Emissären bearbeitet, und in Lahr weigerte sich die »mit Demokratismus und Sansculottismus angefüllte« Bürgerschaft direkt, an der allgemeinen Bewaffnung teilzunehmen. Hier war noch ganz der alte Gegensatz zwischen Stadt und Land lebendig. Es hieß, die Lahrer hätten 6000 Gewehre bei sich eingeschmuggelt, mit denen sie wahrscheinlich eine feindliche Diversion machen würden; wogegen sich die Ortenauische Ritterschaft anheischig machte, die Stadt zu beobachten und gegebenenfalls die Bürgerschaft vor sich her, dem Feinde entgegen zu treiben. Zugleich verschärfte sich die Spannung zwischen Österreich und Preußen mit jedem Tage; und wenn man auch in Karlsruhe von den Absichten der mächtigen Verbündeten keine rechte Vorstellung besaß, war doch so viel klar, daß Preußen sich aus dem Krieg herauszuwickeln bestrebt war.

In dieser Verlegenheit, da auch vom Reiche nichts mehr zu erwarten stand, ergriff man von neuem den Gedanken, durch einen engen Bund der kleineren deutschen Stände sich eine gewisse Sicherung in den Konflikten der großen Mächte zu verschaffen: eine Erneuerung also des Fürstenbundes nach seiner frühesten Absicht, eine dritte Partei im Reiche zu bilden. Die Anregung ging von einem Privatmann, dem Freiherrn von Botzheim, aus, der früher in kaiserlichen, zuletzt

als Regierungs- und Kammergerichtspräsident in Nassau-Weilburgischen Diensten gewesen war. Der gute alte Herr trug seine Gedanken in einem Ton vor, der uns Nachgeborene lebhaft an den Stil des seligen Schartenmeyers erinnert. Als »teutscher Biedermann« fühlte er sich angeregt, trotz seiner Jahre und der Sehnsucht nach Ruhe bei der »epinösen« Lage des Vaterlandes hervorzutreten und die »teutschen Biederfürsten« Karl Friedrich und Landgraf Wilhelm von Hessen zur Rettung »Teutschlands« gegen »die Tiegerwut von Bürgerglücksschimäre begeisterter Räuberhorden« aufzurufen. Auch dem Kaiser Franz wagte er seine Gedanken vorzutragen, »in der allertiefsten Ehrerbietung, aber auch mit der dem deutschen Manne, der nichts als das allgemeine Beste zum Augenmerk hat, eigenen und echten Biedersprache allersubmissest«; Seiner K. K. Apostolischen Majestät möge es gefallen, »ein allergnädigstes Gehör der Stimme zu geben, die ganz unabsichtlich nur allein des Vaterlandes Rettung bezielet.«

Auf Karl Friedrich machten die Vorstellungen des alten Geheimrats einen tiefen Eindruck, und da Botzheim auch in Kassel Anklang fand, so gelang es ihm, beide Fürsten mit ihren Ministern auf Schloß Wilhelmsbad bei Hanau zusammenzubringen. Wilhelm von Edelsheim war nicht mehr unter ihnen, er war im Dezember 1793 einer jähen Krankheit erlegen; seine Stelle bekleidete jetzt sein Bruder Georg Ludwig, ein Diplomat aus der Schule Friedrichs des Großen, dem er in Paris, Berlin und Wien lange Jahre gedient hatte.

In Wilhelmsbad fand man sich bald in allem einig: eine Liste der anzuwerbenden Fürsten wurde aufgesetzt, alle Organisationsfragen durchgesprochen, die Aufstellung einer Bundesarmee von 40000 Mann beschlossen, außerdem aber erklärt, daß man allen Pflichten gegen das Reich mit Stellung der Kontingente, Bewaffnung der Miliz und jeglichen Requisiten voll genügen werde. Neben den äußern gedachte man auch der inneren Feinde. Mit Sorge sprach man von der Propaganda der revolutionären Ideen in Deutschland. Es gelte, heißt es in einem Promemoria, »die öffentliche Meinung, welche die Illuminaten, Philosophen und Buchhändler-Bande durch alle möglichen Mittel für Revolution, Sansculotterie und Anarchie gestimmt haben, für gesetzliche Ordnung und überhaupt für die gute Sache wieder umzustimmen und zu gewinnen.« Mit gelegentlichen Flugschriften sei es nicht getan; die Hauptsache bestehe darin: »1. gefährliche Schriften als solche anzuzeigen, 2. gute Schriften anzupreisen,

3, Antirezensionen über absichtlich boshafte Rezensionen zu machen, 4. die Kunstgriffe der Gelehrten und Buchhändlerbande aufzudecken, 5. wenn die Gegner schreien, noch weit lauter zu schreien.« Jetzt führe das Gegenteil allein das Wort, und man sage nichts, außer höchstens einmal lange après coup in einer kleinen Schrift. Hätte man ein Antirevolutionsjournal, wie trefflich und treffend könnte man darin für die gute Sache arbeiten! Der Herausgeber unserer Akten weist darauf hin, daß Jung-Stilling, damals Professor in Marburg, in dieser Zeit den gleichen Plan einer konservativen Zeitschrift gefaßt habe. Die Vermutung liegt nahe, daß er mit den Vertretern jener ersten heiligen Allianz, vielleicht mit Botzheim selbst persönliche Fühlung gehabt habe.

Es kam nun darauf an, die Inhaber der deutschen »Thronen«, die man schützen wollte, für den Bund zu gewinnen. Edelsheim hatte anfangs »aus bewegenden Ursachen« gemeint, die geistlichen Fürsten diesmal zu übergehen. In Wilhelmsbad kam man aber davon ab, und es ergingen nun nach allen Seiten, an große und kleine Mitstände, auch an den Kaiser Franz, die beweglichsten Anschreiben; ganz besonderes versprach man sich noch von einem Memoire, das Baden an die »erhabene Katharina«, deren Enkel Alexander vor kurzem die Enkelin Karl Friedrichs heimgeführt hatte, als an die eifrigste Protektrice der alten Staatsordnungen zu richten hatte. An Sympathiebezeugungen mangelte es dem neuen Bundesplane nicht; Katharina zumal verfehlte nicht, ihren Abscheu über die monströse und tyrannische Regierung in Frankreich und ihr reinstes Interesse an dem Glück und Frieden des Deutschen Reiches auszusprechen, wie auch ihre Unterstützung der Wilhelmsbader Beschlüsse an allen interessierten Höfen zuzusagen. Aber bei den guten Worten ließ es ein jeder bewenden; und von Wien kam gar eine kühl ablehnende Antwort. Es braucht also kaum der Bemerkung, daß das ganze Projekt, dieser letzte Versuch einer deutschen Union im alten Reiche, ins Wasser fiel.

IV.

Denn nur die Entschlüsse der großen Mächte konnten noch in dem Weltkampfe Bedeutung behalten. Dem Wilhelmsbader Projekt aber entzog der Rücktritt Preußens von der Koalition, der eben jetzt sich vorbereitete, allen Boden. Deshalb versagten sich schon die alten

Genossen vom Fürstenbunde, Franz von Dessau und Karl August von Weimar der drängenden Werbung. Dann sah sich auch Hessen-Kassel genötigt, dem preußischen System beizutreten und den Bund aufzusagen; schon im Sommer 1795 machte der Landgraf seinen Frieden mit der Republik. Norddeutschland trat aus dem Kriege zurück, dessen volles Gewicht nun auf den Süden fiel.

Die Ereignisse hatten dem Hofrat Schlosser recht gegeben: die Revolution erwies sich stärker, als die Politiker des alten Systems gewähnt hatten; immer mächtiger ward der despotische Wille, der sich im Zentrum der französischen Nation gebildet hatte. Das liebste wäre jetzt den Herren in Karlsruhe offenbar gewesen, gleichfalls aus allen Kriegssorgen heraus zu sein. Und an Versuchern dazu fehlte es nicht. Preußen konnte nichts mehr wünschen als die Neutralität über den Main hinweg auszudehnen, welche die eigene Sicherheit sowohl als auch seine Autorität im Reiche am besten gewährleistet hätte. Und auch den Franzosen konnte nur daran liegen, sich eine neutrale Zone zwischen ihren und Österreichs Grenzen in Oberdeutschland zu sichern, woraus sich dann von selbst der Gedanke entwickeln mußte, dort in Konkurrenz mit dem Berliner Kabinett den maßgebenden Einfluß zu gewinnen; um so gewaltiger konnten sie in den Niederlanden und in Italien auftreten. Sehr erklärlich daher, daß wir die Unterhändler des Baseler Friedens selbst, Hardenberg und Barthélemy, und zwar schon längere Zeit vor seinem Abschluß, eifrig bei der Arbeit finden, Baden mit Frankreich zu pazifizieren. Und auch diesmal fehlte es im Rate des Markgrafen keineswegs an Stimmen, die für die entschlossene Ergreifung des Anerbietens sprachen.

Die Friedensneigung wuchs ungemein, als im September 1795 die Rheinlinie abermals durch den Angriff Jourdans und Pichegrus auf allen Punkten durchbrochen wurde. Karl Friedrich flüchtete aufs neue mit seiner Familie nach Ulm; Edelsheim, der mit der Regierung in Karlsruhe zurückblieb, knüpfte sofort wieder mit Hardenberg an, und schon am 3. Oktober gab der Markgraf von Göppingen aus seine Einwilligung zur Eröffnung geheimer Verhandlungen mit dem Nationalfeinde, zu dessen Bekämpfung er im Jahr zuvor alle materiellen und geistigen Kräfte des »teutschen Vaterlandes« hatte vereinigen wollen.

Zum Unterhändler ward ein junger Mann ausgewählt, dessen Name fortan mit der badischen Geschichte durch ein halbes Jahr-

hundert aufs engste verknüpft sein sollte, Freiherr Sigismund Karl Johann von Reitzenstein, damals Landvogt von Rötteln im südlichen Baden, von wo er schon einmal nach dem nahen Basel zu jenen ersten Besprechungen mit den Vertretern der Republik hinübergegangen war. Im tiefsten Geheimnis ging, unter eifriger Teilnahme Hardenbergs, der noch immer in Basel war, alles vor sich; Edelsheim selbst überbrachte an Reitzenstein, um jedes Aufsehen dem Argwohn der Kaiserlichen gegenüber zu vermeiden, die Instruktion, die vom 11. Oktober datiert ist.

Da ward die Lage durch die neuen österreichischen Siege abermals völlig verändert: dem Siege des Generals Quosdanowitsch bei Handschuhsheim folgten die glänzenden Operationen Clerfayts gegen Jourdan am Main und an der Nidda und weiter im Verein mit Wurmser in der Pfalz gegen die Armee Pichegrus; der Waffenstillstand vom 1. Januar ließ die Österreicher im Besitze Mannheims und der gewonnenen Stellungen in der Pfalz und machte sie völlig zu Herren des rechten Rheinufers. Wir können uns die Unruhe vorstellen, welche die badischen Politiker ergriff, und ihre Genugtuung darüber, daß die Kaiserlichen nichts gemerkt zu haben schienen: sie waren im Begriff gewesen, sich glatt zwischen zwei Stühle zu setzen. Und es ist fast belustigend zu sehen, wie sich ihre patriotischen Wallungen wieder zugleich mit den österreichischen Erfolgen hoben. »Je trüber«, schreibt Edelsheim, »unsere bangen Aussichten in die Zukunft noch vor einigen Monaten waren, um so heiterer und beruhigender ist unsere gegenwärtige Lage, nachdem die fast über alle Begriffe reichenden Fortschritte der kaiserlichen Kriegswaffen in wenigen Wochen die glorreichsten Siege errungen haben. Nun darf man sich doch wieder freuen, ein Deutscher zu sein.« Der Markgraf sei um so dankerfüllter, als er jetzt wieder nach seiner Residenz zurückkehren könne. Man dürfe zugleich hoffen, daß die Erfolge der kaiserlichen Heere, sowie die Exzesse der Franzosen auf dem Rückzuge die deutsche Vaterlandsliebe und deutsche Entschlossenheit so weit belebt haben würden, daß bei etwaigen künftigen Bedrängnissen besser als vorhin auf echten Gemeingeist und tätige Mitwirkung von innen würde gerechnet werden können.

Diese Worte waren an den badischen Residenten in Wien gerichtet, und man darf vielleicht vermuten, daß sie am kaiserlichen Hofe zu Gehör kommen sollten. Möglich sogar, daß die kaiserliche Diplomatie von jener Abirrung der Karlsruher Politik keinerlei Wind bekommen

hat. Dahin mußte auch, wie Edelsheim mit Vergnügen bemerkte, die überstürzte Flucht des Markgrafen wirken, während sie in der Tat ihm den bedenklichen Schritt erleichtert und seinen Räten die Hände freier gemacht hatte. Jedenfalls durfte man von Wien aus nicht zu scharf nach dem Verhalten des alliierten Reichsstandes forschen; dazu war die eigene Lage zu isoliert und der Gegner zu mächtig; alles mußte der kaiserlichen Politik daran liegen, Oberdeutschland bei sich festzuhalten.

Im Sommer des nächsten Jahres wiederholte sich die Krisis. Jourdan brach wieder am Niederrhein, Moreau bei Kehl hindurch: die deutsche Armee ward völlig überrascht, die dünnen Postenlinien sofort durchbrochen, der glänzende Sieg Moreaus bei Malsch brachte das Gebirge und im raschen Fluge auch ganz Schwaben in seine Gewalt, während von Norden her unaufhaltsam die Jourdanschen Scharen bis tief ins Fränkische vordrangen. Wieder mußte der Markgraf Hals über Kopf seine Hauptstadt räumen; erst im Preußischen auf Schloß Triesdorf bei Ansbach fand er eine Unterkunft.

Es ist in unserer historischen Literatur häufig geschildert worden, wie fürchterlich die Franzosen damals in den wehrlosen deutschen Landen gehaust, durch welche Exzesse der Barbarei sie die freiheitsstolzen Phrasen, die sie vor sich hertrugen, geschändet haben. Dies düstere Bild bedarf nach unseren Akten für Baden wenigstens einigermaßen der Korrektur. Sie bestätigen freilich gleichfalls die fast unerträgliche Höhe der Kontributionen, welche Moreau den eroberten Gebieten auferlegte, und lassen erkennen, daß die Requisitionen, die vielen Durchmärsche und Einquartierungen, sowie die Stockung im Handel und Gewerbe das Land aufs Schwerste drückten, und hier und da zu völliger Aufzehrung aller Lebensmittel führten. Auch melden sie von einzelnen Diebstählen und Ausschreitungen, die sich Soldaten, hier und da auch wohl Offiziere zu Schulden kommen lassen mochten. A la guerre comme à la guerre! Das waren zum Teil unvermeidliche Kriegsleiden, die übrigens auch, obschon gewiß in geringerem Grade, die österreichischen Freunde und die eigenen Truppen selbst ins Land brachten. Aber von Handlungen der Unmenschlichkeit und von Greueln der Verwüstung reden unsere Urkunden nicht, und wir müssen daran so lange zweifeln, bis uns urkundliche Beweise geliefert werden.

Wenn zum Beispiel in einem Bericht des Geheimen Rates an den Markgrafen aus den ersten Tagen der Okkupation über die grenzenlosen Einquartierungs- und Verpflegungskosten geklagt wird, so wird doch eingeräumt, daß die Residenz im übrigen von den Franzosen geschont würde. Zwei Tage darauf meldet Edelsheim, man betrage sich bis jetzt wechselseitig ungemein gut, und es sei fast unbegreiflich, wie ruhig sich die Besatzung bisher verhalte; einige Exzesse in den ersten Stunden abgerechnet, ereigne sich selten etwas, das zu neuen Vorstellungen berechtige; freilich seien alle Vorräte in Beschlag genommen, und schwer einzusehen, woher man die Lebensbedürfnisse für die Gäste und für sich selbst hernehmen solle. In einem etwas späteren Bericht heißt es: »Den 11. dieses, abends 6 Uhr, rückten die Franzosen vor das Mühlburger Tor, aber kamen nicht in die Stadt, sondern sie baten, daß man ihnen zu essen und zu trinken vors Tor bringen möchte, welches auch im Überfluß herbeigeschafft wurde. Den andern Tag rückten einige hundert Mann mit dem General Fremon hier ein; die wenigsten Leute in der Stadt bekamen aber Einquartierung, sondern alle 2 oder 3 Tage müssen wir 2 Mann Essen und Trinken auf die Wacht schicken. Kein Mensch ist hier geplündert oder gröblich beleidigt worden; die strengste Mannszucht wird hier gehalten, und alles lebt in Ruhe — kurz es ist, als ob kein Mann Franzose hier wäre.« Bei der Übergabe der Stadt empfing der Kommandierende, General Desaix, die Deputierten, an ihrer Spitze Edelsheim, auf die höflichste Weise, zog sie an seine Tafel und versprach ihnen alle nur mögliche Schonung der Personen und des Eigentums. Den badischen Offizieren wurde gesagt, man werde sie ihrem Range gemäß behandeln; selbst die Emigranten, deren mehrere zurückgeblieben waren, durften frei über die Straße gehen. Am 29. Juli ließ sich auf Schloß Triesdorf der Markgraf von einem Augenzeugen über die Zustände seiner Residenzstadt Bericht erstatten. Er lautete nicht anders wie die genannten: anfangs hätten die bemittelten Einwohner starke Einquartierung gehabt, auch hätte jeder Bürger ein Paar neue Schuhe liefern müssen; man habe beim Einzug mit Papiergeld bezahlt, jetzt aber zahle man in klingender Münze. Die nachfolgenden Truppen seien nicht durch die Stadt, sondern außen herum geführt worden, die Garnison aber, die in der Orangerie liege (nur der Kommandant wohne im Schloß, doch in den gewöhnlichen Arbeitszimmern, und der Kommissar beim Minister von Edelsheim), bestehe

nur aus 80 Mann. Von den Lebensmitteln heißt es, sie ständen im selben Preis wie vor Ankunft der Franzosen, das Fleisch komme auf 15, die Butter auf 40 Kreuzer. Verdienst gäbe es sehr wenig, da die Ernte erst anfange; von den Franzosen wären keine Felder um Karlsruhe herum verdorben worden, und das Schlachtvieh brächten sie selbst in Menge mit. Noch zufriedener äußerte sich Reitzenstein über die Zustände in seinem Oberamt Rötteln. »So sehr ich mir auch schmeichelte«, schreibt er am 1. August, »daß das hiesige Oberamt in der Nähe der französischen Gesandtschaft Schutz und Sicherheit finden würde, so konnte ich doch nicht einmal hoffen, daß es so über alle Erwartung gut gehen würde. Durchaus nichts ist geplündert worden; die Ernte und alles übrige Privateigentum — bloß 4 Pferde sind verlorengegangen — ist gesichert und selbst das herrschaftliche Eigentum ist bis auf eine wahre Bagatelle verschont geblieben.« Es sei dies dem Legationssekretär Herrn Bacher und dem Kommissar Herrn Blanchard zu verdanken, deren biederen Gesinnungen man äußerst verpflichtet sei. Als kurz darauf der Divisionsgeneral Tuncq, ein in der Tat brutaler Mensch, der seine Schule in der Vendée gemacht hatte, in Lörrach erschien und unerhörte Fronden und Lieferungen verlangte, wandte sich Reitzenstein sofort mit heftiger Beschwerde an die Pariser Regierung — und der General erhielt seinen Abschied [1]).

Denn nach wie vor waren die Franzosen bemüht (und darin liegt der Grund für ihr humanes Verhalten), die oberdeutschen Stände von Österreich loszureißen und sich aus ihnen eine Gruppe folgsamer Neutraler oder gar Alliierter zu verschaffen. Auch kamen ihnen die Badener weit genug entgegen. An dem Tage, wo Karl Friedrich seine Hauptstadt verließ, stellte er seinem Geheimen Rat die Vollmacht aus, im Falle einer Okkupation durch die feindliche Armee Unterhandlungen vorbehaltlich seiner Ratifikation anzubahnen, um dem Lande größere Schonung zu verschaffen; es war das, wie wir aus einem späteren Schriftstücke erfahren, in dem Sinne der vorjährigen Traktate gemeint. Daraufhin übertrugen die Räte am 8. Juli, bevor noch der entscheidende Zusammenstoß erfolgt war, das Geschäft aufs neue dem Landvogt von Rötteln. Antreibend wirkte, daß die

[1]) Später, auf dem Rückzuge, haben allerdings die Moreauschen Truppen gerade im Oberlande arg gehaust. Auf die ernstlichen Vorstellungen Reitzensteins darüber erließen beide französische Kammern Resolutionen zur Herstellung einer schärferen Disziplin, und gab ihm der Minister die Erklärung, man werde Schadenersatz leisten, man möge also eine Liquidation aufstellen.

Württemberger schon im Juni sich entschlossen gezeigt hatten, ohne weiter Rücksicht auf Reich und Kaisertum zu nehmen, mit der Republik Waffenstillstand und Frieden zu negociieren und daran selbst dann daran festzuhalten, wenn die österreichischen Waffen wirklich noch einmal vorübergehend siegreich sein sollten; da ihnen zunächst daran liegen mußte, Gesinnungsgenossen zu erhalten, waren sie eifrig bemüht, Baden zu dem gleichen Vorgehen anzureizen.

Reitzenstein zögerte keinen Moment: nach einer Besprechung mit seinen französischen Freunden in Basel begab er sich ins französische Hauptquartier zu Moreau selbst, und am 25. Juli bereits ward der Waffenstillstand ratifiziert.

Er sollte von Anfang an, und darum nahm man auch die überaus drückenden Bedingungen in bezug auf Zahlungen und Lieferungen an, nur die Einleitung sein zum Frieden selbst. Am nächsten Tage bereits ward Reitzenstein die Instruktion ausgestellt. Man hoffte zunächst die Verhandlungen wieder mit Barthélemy in Basel führen zu können. Hier aber erfuhr Reitzenstein, daß das Direktorium sie unmittelbar in der Hand behalten wolle, und so machte sich der immer rasche und nach dem Abschluß begierige Unterhändler noch in der Nacht zum 4. August auf den Weg nach Paris. »Meine Empfindungen«, so schrieb er einem Freunde noch in der Stunde der Abreise, »kann ich kaum beschreiben; denn es wäre fast ebenso leicht, nach China zu reisen. Schließen Sie mich in Ihr kräftigstes Gebet ein!«

V.

Er fand die Lage so, daß er nur durch schnellstes Handeln und Zugreifen zum guten Ziele zu kommen glaubte. Charles Delacroix, der damals in Frankreich das Ministerium des Auswärtigen verwaltete, erklärte ihm gleich bei der ersten Unterredung seine Bereitwilligkeit, so rasch wie möglich abzuschließen, so wie er es mit Württemberg gemacht habe; die Republik wolle Frieden, freilich müsse er solide, dauerhaft und ihrer würdig sein. Was man darunter in Paris verstand, erfuhr Reitzenstein von Sandoz-Rollin, dem preußischen Gesandten, mit dem er sofort in enge Verbindung trat: die Rheingrenze stehe unwiderruflich fest. Also, schrieb er an seinen Minister zurück, sei es absolut notwendig, sich nicht durch halbe Maßregeln die Hände zu binden: »Il nous faudra prendre ce que nous pourrons.«

Blöde war er in seinen Ansprüchen nun eben nicht. Die Franzosen hatten anfangs gemeint, den kleinen Staat mit dem Amt Ettenheim abfinden zu können, dem rechtsrheinischen Besitze vom Stifte Straßburg. Damit durften sie aber Reitzenstein nicht lange kommen. Er forderte außerdem große Stücke der Bistümer und Stifter von Konstanz, Basel, St. Blasien, Speier und Mainz, dazu die Klöster Gengenbach, Schuttern, Ettenheim-Münster und wieviel sonst noch, das Privileg de non appellando, die Unterdrückung der Taxisschen Post, die Aufhebung jedes Diözesanverhältnisses zu den Bistümern. Denn man hoffte, wie Österreich in seinen Erbstaaten, einen eigenen landsässigen, von fremder erzbischöflicher Obergewalt eximierten Bischof zu erhalten. Aber damit nicht genug. Auch der Fall ward ins Auge gefaßt, daß die vorderösterreichischen Lande rechts des Rheins in die Disposition der französischen Republik gestellt werden könnten. Für ihn forderte Reitzenstein die Ortenau, den Breisgau, die Waldstädte, die man der Schweiz gegen Riehen, Bettingen und Klein-Hüningen abtreten möge, die Landgrafschaft Nellenburg und, zur Auswechselung gegen besser gelegene Striche an Württemberg, die Grafschaft Hohenberg. Und keineswegs wollte Reitzenstein diese Erbschaft an dem Gute seines kaiserlichen Herrn seinem Lande auf eigene Faust verschaffen. Ausdrücklich vielmehr war in Karlsruhe und in Triesdorf selbst sofort ins Auge gefaßt worden, daß Österreich sich gezwungen sehen könnte, seine oberdeutschen Besitzungen an die Nachbaren abzugeben. Man hielt das sogar für sehr wahrscheinlich — und dann würde es doch, schrieb Edelsheim an Reitzenstein, höchst tappig und tadelnswert sein, wenn man ein ganz unnützes Zartgefühl zur Schau tragen wolle, wodurch die Teilung durchaus nicht verhindert, sondern nur vorteilhaft für andere und schädlich für die eigene Existenz werden würde. Er konnte sich dafür auf den Markgrafen selbst berufen, der in der Geheiminstruktion Reitzensteins eigenhändig einen zwar sehr gewundenen, aber doch unzweideutig dahin zielenden Zusatz gemacht hatte[1]).

Es macht doch einen eigentümlichen Eindruck, wenn man ein Schreiben Erzherzog Karls an Karl Friedrich liest, das diesem in jenen

---

[1]) Allerdings nur im Konzept! »A moins que ces possessions ne soient entièrement abandonnées à la disposition de la France à la paix, de sorte que ces possessions pourraient être acquises alors avec le consentement même de l'Autriche.«

Tagen zukam, wärmste Dankesworte im Namen des kaiserlichen Bruders selbst für das allerdings nur »vorläufig« gegebene Versprechen, die badischen Truppen zu den kaiserlichen stoßen zu lassen: Seine Majestät hätten daraus die wahrhaft patriotische, immer sich gleich bleibende Gesinnung des Markgrafen erkannt, und wären vollkommen überzeugt, daß es besser um die gute Sache stände oder bald stehen würde, wenn Beispiele von Standhaftigkeit dieser Art im Reiche mehr Nachahmer gefunden hätten oder noch fänden.

Übrigens sah Reitzenstein seine sanguinischen Hoffnungen nicht alle erfüllt. In dem Geheimvertrage, der neben den offiziellen Artikeln bereits am 22. August von ihm und Delacroix unterzeichnet wurde, waren die Forderungen an den geistlichen Besitzungen allerdings zum guten Teil konzediert worden, aber die österreichischen Gebiete fanden gar keine Erwähnung — so wie es der erhaltenen Instruktion gemäß wäre, bemerkte der badische Diplomat in der Begleitdepesche an den Markgrafen[1]). Er knüpfte daran sogleich den unverfrorenen Vorschlag, bei der Notifikation des Friedens in Wien durch den dortigen Residenten bemerklich zu machen, daß man nicht entfernt daran gedacht habe, sich irgendwelche österreichische Besitzungen von Frankreich zusichern zu lassen, zugleich aber unter der Hand zu versuchen, ob man nicht für die diesseitigen sämtlichen Kriegsforderungen mit Einschluß des Anleihens, der Lieferungen etc. die Landvogtei Ortenau erhalten könnte. Er meinte noch, sie sei damit eigentlich zu gut bezahlt und der Kaiser könne froh sein, auf so vorteilhafte Weise seine Schulden los zu werden.

Für jene Konzessionen auf dem rechten Rheinufer hatte nun aber die Pariser Regierung Bedingungen in den Vertrag gesetzt, die selbst Reitzenstein als ungemein drückend bezeichnen mußte. Sie verstand nämlich unter der Rheingrenze nicht die Mitte des Flusses, sondern das ganze Strombett mit allen seinen Armen und Inseln, und forderte darüber hinaus die Festung Kehl, welche, obwohl badischer Besitz, doch als Reichsfestung angesehen wurde, sowie die Brükkenschanze gegenüber Hüningen, weiter aber noch den Leinpfad des rechten Ufers in einer Breite von 36 Schuh.

Es geschah das im Zusammenhang mit einem außerordentlichen Plan, den Reitzenstein nun in seiner Depesche enthüllte. Man strebe

[1]) Da der betreffende Zusatz Karl Friedrichs ja nur im Konzept stand! S. o.

nämlich in Paris danach, dem südlichen Deutschland eine eben solche Demarkations- und Neutralitätslinie zu verschaffen, wie das nördliche bereits habe, das höchst wahrscheinlich nächstens, wenigstens in essentia, von dem deutschen Staatskörper getrennt werde. Zu diesem Ende habe man es auf nichts weniger abgesehen als ganz Schwaben ebenfalls von Deutschland loszulösen, daraus ein besonderes föderiertes Staatensystem zu bilden, und dieses in Allianz mit Frankreich und der Schweiz zu bringen. Aus diesem Grunde, um jene Linie fester zu ziehen, wolle Frankreich die österreichischen und übrigen Reichslande auf der linken Rheinseite von Kaiseraugst bis an den Arlberg für sich behalten, um sie der Schweiz gegen Zession von Klein-Hüningen, Mühlhausen, einigen Solothurner Parzellen, vielleicht auch Genfs abzutreten. Man müsse, schaltet Reitzenstein sofort ein, genaues Augenmerk auf diese Unterhandlung haben, die Baden vielleicht die Dörfer Riehen und Bettingen eintragen könnte — wenigstens sei ein von ihm »nur discursive gemachter leiser Anwurf« gar nicht von der Hand gewiesen worden. Vielleicht falle auch Basel mit dem linken Birsufer in diesen Plan — dann müsse Baden Klein-Basel zu enklavieren suchen. Er hatte diese Eröffnungen aus dem Munde Delacroix' selbst, der ihm gesagt hatte, das Direktorium rechne auf ihre Beförderung durch seine Regierung, da sie nur zu ihrem Besten gereichen und Badens Zukunft für alle Zeiten sichern würden. Den zwingenden Grund aber für die Annahme jener Artikel fand Reitzenstein noch in einem besondern Umstand, über den er, jedoch wohl nicht aus dem Munde des Ministers, ebenfalls Mitteilung zu machen wußte. Er betraf die Organisation des so geplanten süddeutschen Rheinbundes. Eine mächtige Partei, hinter der viele deutsche Republikaner ständen, sei für die republikanische Form; dies drohe seit sechs Monaten ganz Schwaben und besonders Baden, ja die Republikanisierung der Oberlande sei noch ganz kürzlich so gut wie entschieden gewesen. Eine noch stärkere Partei hingegen sei dafür, das Haus Württemberg zum Direktor des »umgeänderten Schwabens« zu machen. Reitzenstein war überzeugt, daß die Württemberger nichts eifriger betrieben und sich bereits in der Hoffnung wiegten, den Markgrafen seiner Souveränität zu berauben; er hörte von dahin zielenden Plänen, die geradezu zum Kopfstehen wären (à faire tourner la tête), und sandte ein paar Tage später einen derartigen Entwurf an Edelsheim ein, den ihm Sandoz-Rollin mitgeteilt hatte.

Wie weit diese Befürchtungen begründet waren, läßt sich nicht ausmachen: die Ausführungen Reitzensteins sind nicht völlig klar, und der junge rasche Mann hat sich vielleicht durch berechnete Übertreibungen, die von verschiedenen Seiten an ihn gebracht sein mögen, ins Bockshorn jagen lassen. Richtig ist jedenfalls, daß die beiden Parteien, welche damals in Frankreich um die Herrschaft rangen, bis der 18. Fructidor des nächsten Jahres der radikalen den freilich nur momentanen Sieg verschaffte, wie in allem, so auch in der deutschen Frage auseinandergingen. Offenbar hatte Reitzenstein recht, wenn er in dem Direktor Rewbel, dem Elsasser, einen Hauptgegner und den Förderer des republikanischen Projektes erblickte. Von Barthélemy wird uns anderseits ein Entwurf aus demselben Monat mitgeteilt, der einer konservativen Gestaltung des Schwäbischen Bundes das Wort redete, ohne doch Württemberg an die Spitze zu stellen. Niemand ferner interessierte sich für Baden mehr als der alte Dupont de Nemours, damals einer der Führer der Gemäßigten im Rate der Alten. Am 29. August konnte der badische Gesandte die frohe Meldung machen, daß er, immer noch der treue Freund des Markgrafen, zum Berichterstatter im Geheimen Ausschuß der Alten über den badischen Vertrag, der bereits vom Direktorium genehmigt war, ernannt sei.

Sei dem nun, wie ihm wolle, so war Reitzenstein jedenfalls der Überzeugung, worin ihn der preußische Geschäftsträger eifrig bestärkte, daß nur im schnellsten Zugreifen die Rettung liege. »On signe ici et on ne discute pas!« schrieb Sandoz-Rollin an Edelsheim, indem er ihm den Gesandten und sein Werk aufs wärmste empfahl. Wie wenig Federlesens die Pariser Herren in den Unterhandlungen zu machen pflegten, sah Reitzenstein an dem Beispiel des päpstlichen Abgesandten, der kurz vorher auf die Weigerung, einen Artikel ohne Instruktion zu unterzeichnen, unter Abbruch aller Unterhandlungen angewiesen war, binnen drei Tagen die französische Hauptstadt zu verlassen. Und Delacroix unterließ gewiß nichts, um die Angst des jungen Diplomaten zu verstärken. So sah dieser keinen anderen Ausweg vor sich als den Abbruch aller Verhandlungen, d. h. alle Leiden des Krieges und womöglich den Untergang der badischen Selbständigkeit, oder die Annahme der französischen Vorschläge, d. h. den Frieden und die Machterhöhung seines Landes, und entschloß sich, wie er schreibt, von zwei Übeln das kleinere zu wählen.

Als aber die Urkunde, der nun nichts mehr fehlte als die Unterschrift des Markgrafen (denn auch die Räte der Alten und der Fünfhundert hatten sie genehmigt), in Triesdorf eintraf, war die Lage auf dem deutschen Kriegsschauplatze bereits wieder eine völlig andere geworden. An dem Tage etwa, da Reitzenstein sich zur Unterzeichnung herbeiließ, hatte sie sich gewandt: Erzherzog Karl hatte von Moreau abgelassen und sich auf die Armee Jourdans gestürzt; von Neumarkt ab trieb er seine zersplitterten Divisionen über Lauf, Nürnberg und Amberg vor sich her, ereilte die ganze Masse der Franzosen bei Würzburg und schlug sie hier am 3. September so gründlich, daß sie in Eile und bald in völliger Zerrüttung dem Rheine zuflohen. Leider lassen uns unsere Akten in diesen Tagen recht im Stich; sehr wichtige Stücke fehlen, und noch mehr ist mündlich abgemacht worden, ohne daß ein Protokoll erhalten wäre; denn, wie begreiflich, wurde alles aufs vorsichtigste und geheimste verhandelt. Karl Friedrich, der sich in dem Wirrwarr der Ereignisse offenbar kaum zurechtzufinden wußte, hatte seinen Minister wieder aus Karlsruhe zu sich beschieden. Auch Hardenberg, der damals in Ansbach die fränkischen Provinzen regierte, ward ins Vertrauen gezogen; Edelsheim kam zu ihm hinüber und trug ihm die Lage der Dinge vor. Der preußische Minister verkannte nicht, wie unendlich schwierig sie für den Markgrafen wäre: es handle sich nicht um einen Vertrag, sondern um eine Kapitulation. Aber sein Rat ging unbedingt dahin, die Ratifikation zu vollziehen. Er gab Reitzensteins Alternative zwischen zwei kaum erträglichen Übeln völlig zu, und nichts machte auch auf ihn größeren Eindruck als die Aussicht, daß im Falle der Weigerung die Revolution in Baden ihren Einzug halten könnte. Der Fürst könne nicht anders handeln; er möge nur noch vor der Unterzeichnung einige Punkte besser herauszubringen suchen, darauf die ganze Lage unter dem richtigen Gesichtspunkt den Höfen von Wien und Petersburg vorstellen, und günstige Änderungen von den Ereignissen und dem allgemeinen Frieden erwarten. Von sich aus fügte er den Rat hinzu, den Baron von Edelsheim mit den Ratifikationen erst nach Berlin und von da nach Paris zu schicken. Er möge sich zunächst mit dem Grafen Haugwitz in Verbindung setzen, und durch diesen das Ohr des Königs zu gewinnen suchen. Mittlerweile, meinte er, sei es nicht schwer, durch Baron Reitzenstein einen plausiblen Vorwand zum Aufschub der Ratifikation bei der französischen Regierung vorzubringen.

Fast genau so lautete der Bescheid, den Edelsheim am 8. September, unmittelbar nach der Rückkehr von dieser Besprechung, an Reitzenstein aufsetzte: angesichts der geschilderten Alternative habe der Gesandte in der Tat nicht anders gekonnt als den Vertrag zu unterzeichnen. »Dieselben Erwägungen werden«, fährt er wörtlich fort, »ohne Zweifel zur Ratifikation führen, sobald man mit Sicherheit so wichtige Urkunden nach Karlsruhe bringen kann, da die Straße dorthin durch österreichische Patrouillen häufig beunruhigt wird.« Indem er dann zwei mehr formelle Punkte namhaft machte, worin der Markgraf eine Änderung wünschen müsse, erwähnte er zum Schluß nur obenhin, zur persönlichsten Information des Gesandten, die Absicht seiner Reise nach Berlin, »gemäß den dringenden Ratschlägen des Ministers von Hardenberg« (ohne jedoch von ihrer Fortsetzung nach Paris zu schreiben), und gab eine Deckadresse an, unter der ihn Briefe dorthin erreichen würden.

Hierauf blieb Reitzenstein kaum etwas anderes übrig, als dem französischen Minister den Entschluß seines Herrn in der angegebenen Form mitzuteilen. Er tat dies gleich nach Empfang der Depesche, am 18. September, allerdings in sehr bestimmten Worten, da ihm ja daran lag, seine Regierung festzuhalten: soeben habe er die offizielle und direkte Information erhalten, daß Seine Hoheit der Markgraf bereit sei, den Friedensvertrag, den er in seinem Namen geschlossen habe, zu ratifizieren, sobald nur die und die Schwierigkeiten gehoben wären, welche er dann genau nach Edelsheims Angabe ausführlich erörterte.

Wie sehr mußte es ihn unter diesen Umständen überraschen und ägrieren, als am zweiten Tage darauf zusammen mit einem Brief des Ministers ein chiffriertes Schreiben des Markgrafen bei ihm eintraf, worin er allerhand Lamentationen und Vorwürfe zu lesen bekam. Leider fehlen uns die beiden Stücke, und wir können nicht sagen, ob und wie weit sie etwa eine Rücknahme des Zugeständnisses vom 8. September enthielten. Klar ist nur, daß dem Markgrafen seine Einwilligung in den Vertrag alsbald wieder leid geworden war. Wir können ihm seine »grausame Lage«, so bezeichnet er sie selbst in einem Brief an den König von Preußen, die Beklemmungen, welche ihm der Zwiespalt zwischen seinen landesväterlichen und reichspatriotischen Wünschen und Pflichten verursachte, sehr wohl nachfühlen. Er wußte wohl kaum noch, welcher Partei er eigentlich den Sieg wünschen

sollte, der in jedem Falle seinem Lande verderblich zu werden drohte. Das Bild der kriegerischen Ereignisse verschob sich aber mit jedem Tage. Daß der deutsche Feldzug zugunsten der kaiserlichen Waffen endigen würde, ließ sich noch nicht übersehen: Moreau drang auch noch nach der Niederlage Jourdans bei Würzburg rechts vom Lech siegreich vor; am 7. September schloß er zu Pfaffenhofen mit Bayern einen Waffenstillstand, der ganz wie der badische und württembergische nur die Einleitung zu einem Sonderfrieden werden sollte, und wandte sich dann nordwärts, um, so schien es, den Erzherzog im Rücken zu fassen, so daß man in Triesdorf sich schon auf die neuen Quartiergäste gefaßt machte.

An dem Plan der Berliner Reise hielt man hier noch fest, sie ward aber, wie es scheinen will, um ein paar Tage verschoben. Am 14. September war der Minister noch in Ansbach und hatte da eine kurze Besprechung mit Hardenberg. In Fürth trafen beide noch einmal zusammen; mit einem Paß des preußischen Ministers, der auf den Namen eines Regierungsrates Meier lautete, trat Edelsheim die Reise nach der preußischen Hauptstadt an.

Wieder haben wir von dieser Mission nur ein paar Briefe, und man wagt kaum sie auszudeuten. Die Absicht, den Vertrag Reitzensteins schon jetzt zu ratifizieren, hatte der Markgraf, wenn ich nicht irre, noch nicht aufgegeben; gerade um sich dafür die Protektion der norddeutschen Großmacht zu sichern, ward vielmehr der Minister, nach Hardenbergs Ratschlag, an den preußischen Hof geschickt. Ob die Reise überhaupt nach Paris ausgedehnt werden sollte, ist wohl fraglich und hing jedenfalls von dem Bescheid ab, den man in Berlin erhalten würde. Man hoffte vielleicht, die endgültige Bestätigung an gewisse Eventualitäten knüpfen zu können, etwa an die Genehmigung durch den künftigen Reichsfrieden. Das wäre also der Ausweg gewesen, auf den soeben Preußen selbst mit seinem Ergänzungsvertrage zum Baseler Frieden vom 5. August geraten war. Wir bemerkten schon, daß gerade Hardenberg den Markgrafen auf etwaige Modifikationen des Pariser Vertrages durch den allgemeinen Frieden hingewiesen hatte. Ebenso hatte es Sandoz-Rollin Edelsheim gegenüber in dem Brief vom 28. August getan, in dem er die Abmachungen Reitzensteins zur Annahme empfahl, sowie er darin auch nach Rücksprache mit diesem selbst die Verbindung mit seiner Regierung und eine Sendung nach Berlin in Anregung gebracht hatte.

Edelsheim fand nun am preußischen Hofe, wo er am 19. September eintraf und über eine Woche blieb, keine Gegenliebe. Man war bereits durch Hardenberg über sein Kommen und seine Absicht vorbereitet und nicht im mindesten davon erbaut. Dennoch taten die preußischen, Minister ein übriges und empfingen den badischen Kollegen mit aller Zuvorkommenheit, erwiderten auch seine intimen Eröffnungen, über die man durch Sandoz-Rollin schon einigermaßen orientiert war, mit der gleichen Offenheit — wenigstens hatte Edelsheim diesen Eindruck und hob es gegen seinen Herrn dankbar hervor; während wir doch in seinen Berichten von den preußischen Abmachungen mit der Pariser Regierung nichts lesen. Auch der König zeigte sich in einer Unterredung, die er ihm in Potsdam gewährte, von der freundlichsten Seite und erwiderte das Bittschreiben des Markgrafen mit der Versicherung, wie sehr er wünsche, ihm mit seinen Ratschlägen in seinen Kümmernissen und Gefahren helfen und überhaupt jeden Freundschaftsdienst leisten zu können. Aber auf das Verlangen, schon jetzt die Ratifikation des Vertrages gutzuheißen und unter ihren Schutz zu nehmen, ließen sich die Preußen nicht ein, rieten vielmehr dringend, sie zunächst noch in jeder Form hinauszuschieben, wozu es an plausiblen Vorwänden gar nicht fehlen könne. Sie bemerkten, daß schon in dem offenen Vertragsentwurf dem Markgrafen Abtretungen und Opfer zugemutet würden, welche er ohne die Zustimmung des Reiches und der bei der allgemeinen Pazifikation mitwirkenden Mächte gar nicht bewilligen dürfe. Dabei ließen sie erkennen, daß sie Säkularisationen vorhersehen und begünstigen würden, erklärten sich aber mit Nachdruck gegen die übergreifenden Pläne, welche Reitzenstein seitens des französischen Direktoriums denunziert hatte: niemals würden sie die Abtrennung des schwäbischen Kreises vom Reich und überhaupt eine Erniedrigung der kaiserlichen Krone, wie Frankreich sie zu planen scheine, zugeben. Aufs schärfste ward das Benehmen der Württemberger getadelt, deren offene und geheime Friedensartikel man zu kennen behauptete. Österreich, das durch die fortwährenden Kriege so sehr geschwächt sei, könne Preußen nicht mehr gefährlich, vielmehr eine zu tiefe Demütigung dieser Macht ihm selbst bedrohlich werden. Man fürchtete nämlich, so berichtet Edelsheim, daß Unruhen in Böhmen und Ungarn ausbrechen und auf die preußischen Provinzen (es werden die polnischen gemeint sein) sich ausdehnen könnten. Falls Österreich aber in die Lage käme,

seine eigenen Untertanen bekämpfen zu müssen, würde man sich gewiß von Berlin her beeilen, ihm Hilfe zu leisten. Die preußischen Diplomaten suchten also, wenn ich recht verstehe, die badischen Freunde in ihrem Fahrwasser zu erhalten, ohne ihnen doch scharf die Richtung anzugeben, in der sie selbst steuerten — wahrscheinlich, weil sie ihnen selbst trotz ihres neuen Vertrages wieder unklar geworden war.

Wir dürfen niemals unterlassen, das Werk der Diplomaten mit den kriegerischen Ereignissen zusammenzuhalten. In diesen Tagen aber war es deutlich geworden, daß sich der deutsche Feldzug zugunsten der österreichischen Waffen entscheiden müsse: die Trümmer der Sambre-Armee waren jenseits des Rheins, Moreau im vollen Rückzuge, und Karl im Anmarsch von der Lahn her, um sich am Oberrhein ihm vorzulegen. Unter solchen Umständen sah Edelsheim keinen andern Ausweg, als noch von Berlin aus Reitzenstein anzuweisen, seinen Posten in Paris, so gut es eben gehen wolle, zu behaupten und dem Andrängen des französischen Ministeriums gegenüber in jedem Falle Krankheit und die Unmöglichkeit oder Unterbrechung der direkten Verbindungen vorzuschützen.

Ich unterlasse es nun, den Fortgang der Verhandlungen weiter zu entwickeln. Genug, daß Reitzenstein blieb und bleiben durfte, daß Delacroix trotz der offenbaren Tergiversationen der Badenser, trotz der Ratifikation durch Direktorium und beide Kammern, im Gegensatz auch zu den gewohnten barschen Gepflogenheiten der französischen Diplomatie die Hinauszerrung der Verhandlungen sich gefallen ließ. Angenehm war freilich die Stellung des Gesandten nicht. Er war außer sich über die Unentschlossenheit und Duplizität seiner Regierung; immer wieder drängte er zum Abschluß, wies auf Württembergs skrupellosen Ehrgeiz hin, auf die Gefahr, nicht bloß den Breisgau und weitere Vorteile, sondern geradezu alles zu verlieren, es mit allen Parteien zu verderben, der ganzen Welt zum Gespött zu werden.

Auch der Markgraf war nicht auf Rosen gebettet. Nachdem die Truppen Moreaus bei ihrem Rückzuge die Oberlande aufs ärgste mitgenommen hatten (denn da mittlerweile der Termin für die Ratifikation abgelaufen war, hatten sie keinen Grund mehr Rücksicht zu üben), kamen die Österreicher ins Land, die sich nun auch nicht eben von ihrer liebenswürdigsten Seite zeigten. Denn nun war man auch

in der Hofburg über das Ziel der badischen Wünsche nicht mehr im unklaren. Mit harten Worten trat Erzherzog Karl den Geheimen Räten in Karlsruhe entgegen, als diese sein Verlangen, eine Anzahl bewaffneter Landleute zur Bewachung des Rheins zu stellen, mit dem Hinweis auf den Waffenstillstand zurückgewiesen hatten, den Baden mit Frankreich notgedrungen habe schließen müssen, und den das Völkerrecht zu halten gebiete. Er sprach der badischen Regierung das Recht ab, sich von dem einmütig beschlossenen Reichskriege durch Sonderverträge auszuschließen: »Halten sich dieselbe durch die abgeschlossene Neutralität völkerrechtsmäßig gegen den Feind verpflichtet, so werden Sie wohl natürlich finden, daß ich die konstitutionswidrig eingegangenen Verbindlichkeiten gegen einen Feind nie als rechtlich geltenden Grund gegen die konstitutionsmäßigen Verbindlichkeiten eines einzelnen Reichsstandes im Verhältnis des Kaisers und Reichs werde annehmen können. Nach dem Geist dieser echten Grundsätze der deutschen Verfassung habe ich das Angemessene an den Beamten zu Bühl erlassen und bin fest entschlossen, dem an ihn ergangenen Auftrag die sichere Folgeleistung zu verschaffen.«

Als der Markgraf am 12. November in seine Hauptstadt heimkehrte, wo ihm seine biederen Bürger einen jubelnden Empfang bereiteten[1]), entschloß er sich zu dem sauren Schritte, in demütigen Briefen an den Kaiser und seinen Minister Thugut selbst den »reichsväterlichen Trost« und »reichsoberhauptliche gnädigste Vorsorge« für sein Haus und Land zu erbitten; er beklagte, durch sein Unglück vielleicht noch in ein falsches Licht bei Seiner Majestät und nach allen Opfern in den Verdacht geraten zu sein, als ob er sich von der Verbindung

[1]) Ein Bild von der »guten alten Zeit« gewinnen wir aus dem Bericht eines Hofbeamten an die Gräfin Hochberg, die zweite Gemahlin des Markgrafen, die mit der Familie in Triesdorf zurückgeblieben war: »Wenn doch nur Ew. Exz. diese feierliche Szene hätten können mitansehen! Viel tausend Menschen, Groß und Klein, stunden bis an Gottsau hin vor dem Durlacher Tor, alles überließ sich der freien Ergießung des Herzens, alles jubelte und rief ein Vivat nach dem andern. Gegen dem Tor hin stunden die Bürger in ihren Uniformen, hatten schon etliche Postpferde ausgespannt, um ihren Fürsten selbst nach dem Schloß zu führen. Smus gaben dieses nicht zu, mußten aber doch sich's gefallen lassen, daß sie alle in Ordnung vor dem Wagen hermarschierten bis gegen die ‚Sonne' hin. S. Hfl. Dchl. fuhren bis zur Löwengasse und von dort nach dem Schlosse, wohin sie mit einer jubelnden Menschenmasse umgeben waren. Dort vor dem Schlosse war der hohe Adel versammelt, um Smum zu empfangen« etc.

mit dem Reich und seinem Allerhöchsten Oberhaupt habe lossagen wollen. Wenn er nach dem Vorgang anderer Stände durch den Rückzug der kaiserlichen Armee gezwungen worden wäre, den Stillstand mit den Feinden einzugehen, so glaube er dafür »in den edlen und erhabenen Gesinnungen« der Kaiserlichen Majestät um so eher volle Rechtfertigung zu finden, als er es für seine Schuldigkeit halte, »Allerhöchstdieselbe zugleich untertänigst zu versichern, daß er die in der Folge von dem französischen Gouvernement vorgeschriebenen Bedingnisse eines Separatfriedens in dem innigsten Gefühl von der Pflicht und Würde eines deutschen Fürsten nicht angenommen habe, auch keine Verbindung einzugehen gedenke, die ihn von dem bisher glücklich bestandenen Reichsverband zu trennen geeignet sein könnte.« Eine Erklärung, für die ihm dann nach einem scharfen Verweise das erbetene »über alles schätzbare reichsväterliche Wohlwollen« mit süßsaurer Miene zugesichert, auch das Versprechen erteilt wurde, bei dem Friedensschlusse »auf die Erhaltung und Wohlfahrt« seines Landes ein »gnädigstes Augenmerk« zu richten.

Gleichzeitig mit der Abbitte ließ der Markgraf in der Tat seinem Gesandten die Anweisung zugehen, die Ratifikation aufzusagen und die französische Hauptstadt zu verlassen; er wies ihm Basel als Aufenthaltsort an und beeilte sich darauf, in das Asyl zu Triesdorf und in den Schoß der Seinen zurückzukehren.

Daß Reitzenstein auch in diesem Moment der tiefsten Depression (der übrigens sehr bald vorüberging, so daß die Regierung den Verkehr mit ihm fortsetzte, als ob nichts geschehen sei) ausharrte und zunächst auf eigene Verantwortung in Paris blieb, möchte ich ihm fast als das größte Verdienst anrechnen, das er sich in dieser schweren Krisis um sein Land erworben hat. Zu Hilfe kam ihm, wie auch aus seinen Berichten gelegentlich erhellt, ohne daß es ihm doch völlig zu Bewußtsein gekommen wäre, die Parteientwicklung in Frankreich, wo der Zwiespalt immer schärfere Formen annahm. Die gemäßigte Fraktion, voll von royalistischen Elementen, friedlich gestimmt und auf eine konservative auswärtige Politik bedacht, war im siegreichen Vordringen; alle Welt erwartete, daß die im Frühling 1797 bevorstehenden Wahlen des neuen Kammerdrittels ihre Reihen mächtig verstärken würden. Reitzenstein erfuhr schon im Januar durch Dupont de Nemours, daß bei der gleichzeitigen Neuwahl für das aus dem Direktorium ausscheidende Mitglied wahrscheinlich Barthélemy eintreten

würde, womit für Baden alles gewonnen wäre. Der Deputierte zeigte sich äußerst erschrocken, als der Gesandte ihm bald darauf den Befehl des Markgrafen eröffnete, daß er die Ratifikation ablehnen und abreisen solle, und beschwor ihn bei seiner eigenen alten Anhänglichkeit an den Fürsten und sein Land, den Entschluß aufzuschieben: die Verwerfung der Ratifikation werde das Corps législatif aufs heftigste erbittern, man werde das als eine schwere Beleidigung Frankreichs ansehen, und Baden alles Vertrauen bei der Republik verlieren. Ein paar Tage darauf zeigte er jenem einen von ihm selbst in Carnots Auftrag redigierten und für das Direktorium bestimmten Pazifikationsentwurf, in dem die österreichischen Vorlande zwischen Württemberg und Baden aufgeteilt waren, so daß dieses die Ortenau, den Breisgau und die Waldstädte bekommen sollte. Dupont erzählte, daß die Grundlagen dieses Planes mehr und mehr Anklang unter den Mitgliedern beider Räte fänden; daß Rewbell, Badens mächtigster Feind, ein Roß wäre (que R... était un cheval), den man sobald als möglich aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten entfernen werde; daß man Carnot diese anvertrauen wolle bis zur Wahl eines neuen Mitgliedes des Direktoriums, welche unzweifelhaft auf Barthélemy fallen werde, damit durch ihn dann der allgemeine Friede abgeschlossen werde. Auf die letzte Aussicht gründete er vor allem seinen Rat an den Gesandten, wenigstens noch bis zu den Neuwahlen im Prairial bleiben zu wollen. Man sieht, welch ein dringendes Interesse die Friedenspartei in Frankreich daran hatte, Baden festzuhalten: sie verteidigte damit gegen die Radikalen ihre eigene Position; der badische Friede sollte eine Stütze zu ihrer Machtstellung in Frankreich werden.

Aber schon war ein Stärkerer als alle die andern auf dem Plan erschienen: Bonapartes Triumphe in Italien machten Karls deutsche Siege wett und nutzlos; jenseits der Alpen eroberte er seinem Staate die »natürliche Grenze« am Rhein. Dennoch hat es noch über ein Jahr, bis Ende 1797 gewährt, ehe Markgraf Karl Friedrich sich entschließen konnte, seinen Namen unter den Pariser Vertrag zu setzen. Mit Reitzenstein kam es darüber noch zu sehr heftigen Auseinandersetzungen, so daß dieser einmal direkt um seine Demission einkam, worauf ihn Edelsheim beschwor, das Schiff nicht zu verlassen; noch im Oktober glaubte der Gesandte den versteckten Vorwurf jakobinischer Gesinnung, den der Minister unter der Adresse Sandoz-Rollins in

einem Briefe an ihn vorgebracht haben sollte, sich verteidigen zu müssen. Als dann endlich die ersehnte Unterschrift gegeben ward, geschah es doch mit dem Ausdruck des wärmsten Dankes: Reitzenstein allein würde, so schrieb ihm Edelsheim, den Ruhm davon haben, und Zeitgenossen wie Nachwelt würden ihn gleichermaßen segnen.

VI.

Wollte man an diese Vorgänge nichts als den Maßstab nationalen Empfindens legen, so könnte man ja immerhin mit einem Schein des Rechtes behaupten, daß Karl Friedrich an seiner oft bezeugten Reichstreue bis zuletzt, so lange es irgend anging, festgehalten habe. Aber das deutsch-patriotische Empfinden jener Tage hatte überhaupt, wie ein Blick auf die Wilhelmsbader Projekte lehrt, einen ganz andern Inhalt als das, welches das neue Reich, das Reich Bismarcks, hat schaffen helfen, und wir würden also damit zwei ganz verschiedene Größen einander gleichsetzen. In Wahrheit bemerkten wir in dem Verhalten des Markgrafen, dessen ehrenhafte und deutsche Gesinnung im übrigen keinem Zweifel unterliegt, fast durchweg Kleinmut, Unentschlossenheit und eine Duplizität, die gerade dann um so unerfreulicher berührt, wenn sie sich unter reichspatriotischen Phrasen und demütigen Treuversicherungen verbirgt. Und auf der andern Seite zeigen wieder die entschlossenen Naturen, wie Reitzenstein, in ihrer nationalen Indifferenz, ihrer politischen Skrupellosigkeit und in ihrem partikularistischen Ehrgeiz Eigenschaften, welche uns ebenfalls nicht sympatisch sein können. Von einer »Konservation« des Deutschen Reichs und seiner Verfassung könne fortan keine Rede sein, so meldete der Gesandte gleich nach seiner Ankunft in Paris, sondern diese müsse notwendig zusammenstürzen oder doch mindestens »wesentliche und Hauptänderungen« erleiden. Unter solchen Umständen habe er keinen bessern Weg einschlagen zu können geglaubt als gegenüber dem unverhältnismäßig geringen Anerbieten eine ebenso unverhältnismäßig hohe Forderung zu machen, »damit sodann durch beiderseitiges Marchandieren doch ein halbwegs leidliches Medium herauskomme.« »Die treue Anhänglichkeit an das österreichische System«, so hatte er schon im Herbst 1795 einmal bemerkt, »hat uns bisher nicht den geringsten Nutzen gebracht; man verwüstet und ruiniert rücksichtslos unser Land; die österreichischen Kommissare behandeln uns als ihre Subalternbeamten, und wenn nicht eine Änderung eintritt

— die wir jetzt fast nur von den Franzosen erhoffen können —, so werden wir uns bald in dem Zustand völliger Inkorporierung in die österreichische Monarchie befinden; in Wahrheit sind wir bereits auf dem direkten Wege zu dieser espèce de réunion.« Noch schärfer formuliert er die Aufgabe der badischen Politik in einem Brief an Edelsheim vom 3. März 1797: »Es ist offenbar, daß wir uns einmal für ein System entscheiden müssen, welches ich niemals aufgehört habe anzuraten. Auf der einen Seite sehen wir eine furchtbare Macht, welche in Ewigkeit unser Nachbar sein wird, von deren Wohlwollen unsere ganze Existenz abhängt, welche selbst in Friedenszeiten tausend Gelegenheiten hat, uns ihren schlechten Willen zu zeigen, falls wir sie reizen . . ., welche aber auch ein von ihrer Ehre und dem eigenen Vorteil diktiertes Interesse daran hat, uns Entschädigungen zu bewilligen, falls wir es verstehen, uns ihre Freundschaft zu erhalten. Auf der anderen Seite sehen wir ein Haus, welches der ewige und gefährlichste Feind der Reichsstände ist, dessen teuerste Interessen sich durchaus allem entgegensetzen, was uns einige Entschädigung gewähren kann, welches uns seit langem soviel Übles antut als es vermag, welches uns absolut nicht mehr verteidigen kann und, wie sehr es das auch weiß, trotzdem fortfährt, Deutschland zu verwüsten, weil sein Minister im Solde Englands steht. Mir scheint, die Wahl zwischen beiden Parteien kann nicht zweifelhaft sein.«

In Reitzenstein tritt uns einer jener Männer entgegen, wie wir sie unter den deutschen Diplomaten jener Zeit im Norden und Süden, an großen und kleinen Höfen häufig genug antreffen: Thugut, Montgelas, Sandoz-Rollin, und damals auch noch Hardenberg gehörten zu ihnen. Es waren aufgeklärte, französisch gebildete Herren, klarblickend und energisch, rücksichtslos, von undeutscher Art. Unter den Patrioten vom Schlage Botzheims nannte man sie gerne Jakobiner; auch Thugut hat sich das oft genug gefallen lassen müssen. Uns können, wie gesagt, weder die einen noch die andern sonderlich gefallen. Aber der deutsche Geist, der nun bald unter dem übermächtigen Andrang fremder Gewalten sich zu einer neuen, noch viel tiefer als im sechzehnten Jahrhundert die Massen packenden und zusammenfassenden Form hindurchringen sollte, mußte wohl durch solche unerfreulichen Vorstufen hindurchgehen. Glücklich diejenigen, welche wie Hardenberg in der Erfüllung bedeutender Aufgaben die große Wandlung an sich selbst erleben durften.

An Karl Friedrich aber nehmen wir in kleineren Verhältnissen die gleiche Unaufrichtigkeit wahr, welche uns in dem Verhalten der französischen Königsfamilie zu der Revolution so peinlich berührt: so ward auch der arme Ludwig XVI. durch ein grausames Geschick dahin getrieben, gegen den Eid, den er auf die Verfassung geschworen hatte, die Fremden in das Land zu rufen. Jedoch behaupten konnte sich in dieser Welt des Kampfes nur noch, wer sich nicht mehr durch die alten Traditionen fesseln ließ und sich rücksichtslos auf sich selbst stellte. Wer, wie etwa der Bischof von Speier, sich zum Ritter sinn- und zwecklos gewordener Zustände hergab, war nach Edelsheims treffendem Ausdruck der Blamierte und Dupierte. Das galt für die Kleinen so gut wie für die Großen.

Daß das alte Reich dem Untergange geweiht sei, erkannten auch diejenigen, welche darüber trauerten. So schrieb der langjährige Vertreter Preußens und Badens am Regensburger Reichstage, Graf Görtz, dem Markgrafen im Juli 1797, indem er ihm die Protokolle des Kur- und Fürstenrates schickte: »Fast alle darinnen bis jetzt abgelegte kur- und fürstlichen Abstimmungen, da sie in dem kritischsten und verworrensten Zeitpunkt nur leere Worte und nichts Wesentliches enthalten, geben den redendsten, aber niederschlagendsten Beweis von dem gesunkenen Gemeingeist des sich am Rand des Umsturzes ganz verlassenen Deutschen Reichs, und lässet für dasselbe bei allen übrigen Aussichten nichts als ein trauriges Schicksal erwarten.«

In der Bevölkerung Deutschlands begegnen wir den verschiedenartigsten Strömungen, monarchischen und republikanischen, katholischen, aristokratischen, bürgerlichen, bäuerlichen — alte, halbvergessene Gegensätze werden wieder lebendig, und dicht daneben treten neue, doch noch ganz unklare Regungen des nationalen Genius zutage. So waren die katholischen Bauern des Breisgaues, hinter denen ihre Pfaffen und, wie die Badener meinten, ihre Regierung selbst steckte, im Herbst 1796 drauf und dran, auf ihre protestantischen Nachbarn in Rötteln loszuschlagen; während wieder in eben diesen Gegenden die republikanische Propaganda vom Elsaß und der Schweiz her manchen deutschen Hitzkopf verwirrte.

Je mehr aber die Last des Krieges auf das Land drückte, desto lebhafter und allgemeiner wurde der Ruf nach Frieden. Indem die Geheimen Räte in Karlsruhe wiederholt auf eine friedliche Entscheidung drängten, wiesen sie dabei auf den »fortdauernden Beifall« und

die »unverhohlene Zufriedenheit« des ganzen Landes mit der Neutralität und auf die von allen Seiten erhobenen Klagen über die Kriegsleiden hin. Unverhohlen wurden auch im Süden Deutschlands, wie im Norden, die »weisen und biederen Grundsätze« gepriesen, von denen sich der preußische Hof in seiner Neutralitätspolitik leiten lasse.

Hier erkennen wir wieder den unermeßlichen Vorsprung, den Frankreich vor uns gewonnen hatte — die Einheit des nationalen Willens, die, in Jahrhunderten vorbereitet, sich in der letzten großen Krisis zu den grandiosesten Formen entwickelt hatte. Niemand hatte im Anfang ahnen können, wohin das französische Wesen sich von den Ideen des Jahrhunderts, die es in sich zu verkörpern suchte, tragen lassen würde. Eine Ära des Friedens, des weltbürgerlichen Glückes, so meinte man wohl, würde über Europa heraufziehen, und die kriegerischen Eigenschaften der Franzosen völlig erlöschen; also daß Edmund Burke das Wort Cäsars von neuem auf sie anwenden wollte: »Gallos quoque in bellis floruisse audivimus«. Danach, angesichts der sich häufenden Trümmer und der durcheinander tobenden fessellosen Leidenschaften, stand man entsetzt und ratlos über das Woher und Wohin dieser dämonischen Gewalten. Jetzt erst, nachdem die Fluten der Anarchie zurückgetreten und die radikalen Strömungen eingedämmt waren, erkannte man allgemein, welch eine massive, steinharte Macht sich in den Stürmen und Gluten der Revolution jenseits des Rheines ausgebildet hatte. Ein Urteil dieser Art bieten uns unsere Akten in dem genannten Briefe Sandoz-Rollins an den badischen Minister aus dem August 1796. Es ist in die sententiöse Form gekleidet, welche Sandoz liebte und seinem Voltaire nachgebildet hatte, aber nicht geistlos und ganz treffend: »Quelles masses de force et de puissance«, schreibt er »s'élèvent dans cette République française! Peu de politiques l'auront prévu. Quatre grands hommes seraient bien surpris, s'ils pouvaient rouvrir les yeux: Louis XIV, Voltaire, Frédéric et Jésus-Christ.«



Deutsches Nationalempfinden im Zeitalter unserer Klassiker.

Festvortrag, gehalten zu Weimar in der Goethe-Gesellschaft, am 29. Mai 1915.

Inmitten des Weltkrieges, während unsere Brüder, unsere Söhne im Felde stehen und unsere Gedanken unablässig zu ihnen hineilen, haben wir uns in Goethes Stadt vereinigt, um in gewohnter Weise dem Genius des deutschen Dichters zu huldigen. Denn wir fühlen alle, daß nichts unsere Zuversicht auf den Sieg unserer gerechten Sache mehr stählen kann, als der Aufblick zu den Höhen des deutschen Geistes, dessen reinste Flamme einst an dieser Stätte brannte. Es sind Empfindungen, die uns sogar unsere Feinde gönnen, zu denen ihre geistigen Führer sich noch im Anfang des Krieges selbst bekannt haben, und zu denen sie uns ganz zurückführen möchten: sie würden uns bald wieder ihre Freunde nennen, in gemeinschaftlichem Kulturbewußtsein uns an ihr Herz drücken, wenn wir uns der Pflege jener Ideale ausschließlich widmen wollten und dafür ihnen, wie vor alters, die Güter überließen, welche zählbar und meßbar sind, und zwar nicht die Herzen, aber die Taschen füllen. Wir aber können uns auf diese Teilung nicht mehr einlassen. Weil wir damit dem deutschen Geiste selbst den Todesstoß versetzen würden: weil die Schätze, die uns, wie unsern Vätern, wahrlich die teuersten sind, heute zu den Gütern gehören, für welche Deutschlands Söhne kämpfen: weil auch sie nur die Macht uns erhalten und nur das Schwert über die Welt ausbreiten kann. Es hat lange gewährt, bis diese Erkenntnis Gemeingut unserer Nation geworden ist. Als wir den nationalen Staat gewonnen hatten, glaubten wir bereits am Ziel zu sein: stark genug, um keinen anderen Wettstreit mit den Völkern der Erde befürchten zu müssen, als den um die Güter der Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Der Schöpfer des Reiches selbst hat es damals in der Spiegelgalerie von Versailles so

verkündigt; kein anderer Gedanke hat in langen Friedensjahren die Nation beherrscht; Kulturpolitik war die Losung, die bis zu der Schwelle des Krieges hin von der Reichsregierung ausgegeben wurde; und erst der Krieg hat es uns zum Bewußtsein gebracht, daß alle Kultur mit den Elementen der Macht verwachsen und von ihren Geschicken abhängig ist, und daß heute jedenfalls nur die deutsche Weltmacht die Herrschaft des deutschen Geistes in der Welt verbürgen kann.

Wir aber wollen in dieser Stunde den Blick von dem Wirrsal und der Not der Zeit, wie sehr sie unsere Gedanken gefangen halten mag, hinweg und auf die Epoche richten, in welcher der Genius unserer Nation seinen erhabensten Flug gewagt hat, ohne doch von der Macht des nationalen Staates gestützt zu sein.

Denn das ist es ja, was der Epoche von Weimar ihre einzigartige Bedeutung gibt: das Hinausstreben des nationalen Genius über alle Schranken, die ihm in Staat und Kirche gesetzt waren, hinweg in die Sphäre des reinen Gedankens und eine ganz persönliche Empfindungswelt, in ein Reich der Ideale, an dem nichts mehr von Erdenschwere haften will. Der Boden, auf dem es geschah, war noch der des alten Reiches, das selbst nur eine Schattengewalt und mehr Idee als Wirklichkeit geworden war, mit seinem Kaiser, dem Semper Augustus, der keinen Schritt aus eigener Macht tun konnte, mit einem Reichstage, auf den niemand hörte, dem Reichskammergericht, dessen Beschlüssen keiner, der Macht hatte, gehorchte, mit seiner Reichsarmee, die bei Roßbach davonlief, sowie nur der alte Fritz auf die Hosen klopfte: das »liebe heil'ge röm'sche Reich«, mit dem bereits der junge Goethe, der Sohn der Reichskrönungsstadt, seinen Spott trieb. Dennoch ist den Deutschen von damals die Zumutung gestellt worden, in dieser verstaubten Herrlichkeit mit ihren zwölfhundert Souveränitäten, die sich aus der Verwesung herausgebildet hatten, sich nicht nur wohnlich und behaglich zu fühlen, sondern auch patriotisch, reichspatriotisch zu empfinden, als ob in dem zerschlissenen Kleide die Nation Körper und Seele entwickeln könne. Der es tat, war einer der besten Deutschen seiner Zeit, ein Mann, der seines harten Herren treuer Diener war und zugleich ein Charakter, der für seine Überzeugung einstand, vertraut wie kein Zweiter mit allen Schnörkeln des Reichsrechts und Herkommens und unermüdlich tätig, es theoretisch darzustellen und auszubauen:

es war in seiner Schrift »Vom deutschen Nationalgeist« der Schwabe Karl Friedrich Moser. Ihm aber fuhr sofort ein Niedersachse, Justus Möser, mit derbem Humor durch das Konzept, indem er nachwies, daß der Verfasser von »Herr und Diener« die Augen zu nahe auf dem Bilde gehabt habe, um das Ganze völlig zu übersehen. Das aber sei schon lange der Fehler unsrer deutschen Geschichtsschreiber und Publizisten gewesen, daß sie in Deutschland nichts als Herren und Diener erblicken möchten, daß ein Teil alles dem höchsten Oberhaupt zuschreibe, der andre für die Diener schreibe und streite; und über diesem Zweck denke kein Mensch daran, daß beides, der Herr und der Diener, eigentlich nur die Türwärter der Nation, keineswegs aber die wahren Bestandteile derselben seien. Der Schöpfer des »Nationalgeistes« sei in eben diesen Fehler verfallen. Er halte sich allein bei der Staatsintrige auf; wenn er sein Werkchen »Der Geist der deutschen Höfe« betitelt hätte, so würde solches dem Inhalt weit mehr entsprechen; denn er sehe nichts als Höfe und werfe höchstens noch einen Blick auf die Gelehrten, welche dem Staate seine Diener zustutzen. »Allein am Hofe lebt nicht der Patriot, nicht der Mann, der zur Nation gehört, sondern der gedungene Gelehrte, der sich schmiegende Bediente, und der Chamäleon, der allezeit die Farbe annimmt, welche ihm untergelegt wird; und die Gelehrsamkeit überhaupt hat ein solches air étranger, daß sich der Nationalcharakter darunter beinahe verliert.«

Das sind uns vertraute Klänge, und man hofft Großes zu hören. Wenn Möser dann aber selbst sich danach umschaut, wo der Nationalgeist zu spüren, und wie er beschaffen sei, so hat er, wie launig er sich darüber ausspricht, dafür kaum etwas anderes als ein verlegenes Lächeln, das jeder Definition ausweicht: »L'esprit de l'ensemble in einem Gemälde ist wie der esprit de physionomie; man empfindet ihn leicht, man erklärt ihn nie.« Gewiß hat Justus Möser die Quellen unseres Nationalgeistes näher rauschen hören als die meisten Deutschen seiner Zeit; und niemand hat damals den Urboden unserer Geschichte so lebendig und unvermittelt angeschaut und untersucht. Blättern wir aber dann in seinen eigenen »Patriotischen Phantasien«, so bemerken wir sogleich, daß es doch auch nur das Quellengeriesel ist, das die Erde seiner Heimat tränkte, dessen Verzweigungen er darin verfolgte, und daß sein Herz der Heimat in ihrer traulichen Enge ganz zugehörte.

In die Urzeit germanischen Wesens versetzen uns auch die patriotischen Phantasien, in denen Klopstock und die Dichterschar, die in ihm ihren Führer sah, sich ergingen. Während aber Möser unsere Voreltern auf ihren Äckern und hinter dem Pfluge aufsucht und sie fast in dem Lichte eines westfälischen Landmannes seiner eigenen Zeit mit seiner Dreifelderwirtschaft sehen möchte, suchten jene sie an den Höfen der Cheruskerfürsten und in Idunas Eichenhainen, in Kostümen, wie wir sie heute noch auf der Bühne in Kleists »Hermannsschlacht« finden mögen oder in den Fresken der Festsäle unserer Rathäuser, die aber unsere Vorfahren in Wirklichkeit auch bei ihren Festgelagen kaum getragen haben werden. So hatten ja auch die Humanisten, als die ersten Erwecker eines deutschen Nationalempfindens, den König Ehrenfest und Herzog Hermann gefeiert, nur in lateinischen Versen und von der Herrlichkeit der Antike so sehr durchdrungen, daß sie alle ihre Vorstellungen daher entlehnten und die olympischen Götter selbst in die nordischen Wälder brachten. Die neuen Poeten dichteten ihre »Bardiete« in deutscher Sprache, jedoch auch noch in antiken Versmaßen, und bewiesen dadurch, wie mächtig sie in die Saiten greifen mochten, doch nur wieder die Unwirklichkeit ihrer Vorstellungen und der Leidenschaften selbst, die sie zu empfinden sich bemühten.

Nun gab es ja einen Staat in deutschen Landen, der alles das besaß, was dem Reiche fehlte: Einheit des Rechts und der Verwaltung, eine Krone, vor der jeder Widerspruch im Innern verstummen mußte, und einen König, dessen Ruhm den Erdkreis erfüllte, der einer Welt in Waffen siegreich widerstand; eine Macht, die, wohin sie vordrang, deutsches Leben weckte und ihre Kraft aus den echtesten Quellen des deutschen Geistes sog. Daß dieser Staat und sein Herrscher auf die Entwicklung der deutschen Dichtung eingewirkt, daß sie ihren ersten wahren und eigentlichen Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges gewonnen habe, und daß jede Nationaldichtung schal sein oder schal werden müsse, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruhe, auf den Erlebnissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen, hat Goethe selbst bestätigt; und gern hat man sich, zumal es aus seinem Munde kam, auf dies Zeugnis berufen, als nun der Lebensinhalt dieses Staates sich in alle Adern der Nation ergoß und ihr die neue Lebensgemeinschaft brachte. Dennoch darf man dies Wort, das lange Jahre nach dem

Tode des großen Königs und unter ganz veränderten Weltverhältnissen ausgesprochen wurde, nicht pressen und die tieferen Antriebe, die in der allgemeinen Abwandlung des deutschen und des europäischen Lebens liegen, nicht übersehen. Allerdings hat Klopstock schon 1749 den Ruhm des Königs, zu dessen Verehrung sein Vater ihn hingeführt, besungen, und wir brauchen nur die Namen Gleims und Ramlers zu nennen, nur an »Minna von Barnhelm« zu denken, um zu bemerken, daß die deutschen Musen den preußischen Waffen nicht abhold gewesen sind. Aber Ramler besang den Schlachtenruhm des großen Friedrich in antiken Versmaßen, und Gleims »Lieder eines preußischen Grenadiers« vergleichen sich den Kampfliedern eines Arndt und Körner etwa wie die nach den Regeln der Lineartaktik aufgereihten Bataillone von Leuthen den freiwilligen Jägern von 1813 und Lützows schwarzen Gesellen; nicht am Wachtfeuer, sondern beim Schein der Studierlampe sind sie geschmiedet. Auch Lessings Kriegserfahrung beschränkte sich auf die Schreibstube des Grafen Tauentzien in Breslau. Dem Tode für das Vaterland hat keiner von ihnen ins Auge geschaut, auch der Schwabe Thomas Abbt nicht, der als Professor in Frankfurt an der Oder sich zu einem Dithyrambus darüber begeisterte. Sie standen außerhalb des Staates auch dann, wenn sie als Professoren oder Geistliche wirkten; seine Lasten und Pflichten drückten sie wenig, und an seinen Rechten hatten sie ebenso geringen Anteil. Dieser Staat hatte freilich die Macht, sie zu verpflichten, wozu er wollte; aber er ließ sie im wesentlichen ungeschoren, da sie ja zum Kriegsdienst nichts taugten und zu den Klassen, auf die er rechnete, nicht gehörten; und so mochten sie skandieren und deklamieren, soviel sie Lust hatten, wenn sie ihn nur nicht störten. Einer unter diesen Tyrtäen hat allerdings unter den Fahnen Friedrichs gefochten, und es war nicht der Geringste unter ihnen: Ewald von Kleist, in dem wir das Urbild zu Lessings Tellheim erblicken wollen. Dieser war ein Held; sein Tod beim Sturmangriff auf die russischen Batterien bei Kunersdorf hat es bewiesen; und seine Ode an die preußische Armee:

— Unüberwundnes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg den goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben! —

atmet den echten Kriegersinn; der Geist des preußischen Adels, die Stimme des Heeres Friedrichs spricht aus ihr. Aber es ist das einzige Gedicht dieser Art von ihm und nach Vers und Form jenen anderen verwandt; sogar der sanfte, idyllische Ton, der sonst in seinen Poesien lebt, klingt wieder an:

> Nur schone, wie bisher, im Lauf von großen Taten
> Den Landmann, der dein Feind nicht ist;
> Hilf seiner Not, wenn du von Not entfernt bist.
> Das Rauben überlaß den Feigen und Kroaten.

Dichtung und Heeresdienst waren eben auch für Ewald von Kleist verschiedene Welten; so wie er in Zürich bei Salomon Geßner einkehrte, um mit ihm theokritisch zu schwärmen — auf einer Reise, die er als preußischer Werbeoffizier durch die Schweiz machte, um unter den Söhnen des Landes Rekruten für seinen König zu pressen. Auch in Lessing pulsierte etwas vom preußischen Geist, und ein Leuchten wie von Friedrichs Taten geht durch seine schönste Dichtung: aber sein Lebenswerk ruht auf einem breiteren Grunde, und seine Art zu denken erscheint mehr in dem Wort, durch das er den Patriotismus als eine heroische Schwachheit bezeichnet hat.

König Friedrich wird kaum eine Zeile von diesen Poeten gelesen haben, bei denen er ja doch nicht die leichtgeschürzte Anmut, den Witz und Sarkasmus eines Voltaire gefunden hätte. Er sah von seinem Sanssouci zu dem deutschen Parnaß nicht mit anderen Augen hinüber als seine französischen Freunde; poetische Gefühle und philosophisches Denken gab es für ihn nur in Frankreichs Sprache und Kunstform. Seine Altersschrift über die deutsche Literatur bezeugt, ebenso wie sein Urteil über Goethes »Götz« und das Nibelungenlied, nur sein Unverständnis für das Wesen deutscher, ja germanischer Poesie; und die Ziele, die er ihr in jener Schrift steckte, waren nur wieder die gleichen, welche die Franzosen erreicht hatten, und die ihm als die klassischen galten. Die deutschen Poeten fühlten sich gekränkt, und man kann es ihnen kaum verdenken, denn es war verschmähte Liebe, was sie empfanden; sie hatten, wie Goethe es uns erzählt, sich danach gesehnt, ihm zu gefallen, wenigstens beachtet zu werden, und sahen nun, daß er ihre Verse, auch die, welche ihm selbst galten, nicht einmal kannte. Klopstock vergaß seinen Lobgesang und warf sich zum Rächer der verschmähten Muse gegen den König auf, der fremde Fesseln trug.

Auch Lessing konnte unmöglich wärmere Gefühle für einen Monarchen in sich nähren, der sich weigerte, ihn zu seinem Bibliothekar zu machen, weil ein Deutscher keinen Anspruch auf ein Gehalt von 2000 Talern machen dürfe. Auf der anderen Seite aber verstehen wir auch Friedrichs abweichende Haltung. Seine Bildung war längst abgeschlossen, als die erste Frühlingssaat unserer neuen Literatur aufging. Lessing und Herder waren noch Knaben, als er schon Kronprinz war. Es war die Zeit, da die Besser und Canitz, die Pietsch und Gottsched die ersten hölzernen Versuche machten, um die deutsche Roheit zu überwinden — mit französischer Eleganz. Sollte er diese mitmachen? Oder dagegen anstreben, mithin in Bahnen einlenken, welche zehn und zwanzig Jahre später beschritten wurden, um dann den deutschen Genius auf die Höhe des Parnaß zu führen? An solches Vorwegnehmen der Entwicklung war noch viel weniger zu denken; wie es Goethe wiederum bezeugt hat: »Denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen.« Vor ihm lag die Literatur, die der noch herrschenden Richtung in Deutschland als Vorbild galt, in höchster Vollendung, in klassischen Mustern, unübertrefflich in Grazie, Verständlichkeit, Esprit; die Sprache, welche Diplomatie und Literatur der vornehmen und noch ganz vorwaltenden Welt seit zwei Generationen beherrschte; eine Kultur, die von der glänzendsten Monarchie vertreten war, die Welt, zu welcher der Kasernenton am Hoflager des Vaters das barbarische Widerspiel war, in die der junge Prinz aus dem Druck der Nichtigkeiten des täglichen Daseins mit seiner nach Anmut und Schönheit dürstenden Seele sich flüchtete — was Wunder, daß er mit beiden Händen zugriff! Gewiß war auch er ein deutscher Mensch, und an den Kern seiner Seele kam Voltaire mit aller seiner Feinheit und Skepsis nicht heran. Sein Deutschtum lag in den Grundsätzen der Verwaltung, in den Aufgaben, die sich ihm aus dem Wesen seines Staates ergaben, und in der ererbten und unter dem Druck der Not von ihm selbst entwickelten Auffassung von den Pflichten seines Amtes, in der Hingebung, die er ihm widmete, in den Zielen, die er ihm stellte. Von hier aus erfaßt man den Gegensatz zwischen seiner tiefgrabenden, Frucht auf Frucht treibenden Lebensarbeit und der zersetzenden, auflösenden Tätigkeit seiner französischen Freunde; derselbe ist so groß wie der

Gegensatz der französischen und der deutschen Aufklärung. Von hier aus läßt sich daher die Brücke schlagen von dem Bewunderer Voltaires zu der deutschen Philosophie und Kritik eines Kant und Lessing — aber ausfüllen ließ sich die Kluft, wie die Dinge lagen, nicht. Friedrich ließ jene gewähren, nach seinem Wort, das auch für sie galt: daß in seinem Staat ein jeder nach seiner eigenen Fasson selig werden könne; ob Kant, Lessing oder die Väter Jesu, galt ihm gleich, weil sein Staat durch sie alle nicht alteriert, sein Weg nicht gekreuzt wurde.

Von einem innerlichen Verhältnis zwischen Friedrich und seinen Untertanen, geschweige der Nation, darf in der Zeit seiner drei großen Kriege kaum gesprochen werden. Dafür war die Härte des Regiments, das Spartanertum dieses Staates zu groß, die Alleingewalt des Königs, der alle Zweige der Verwaltung in der Hand hielt, in jeden Winkel hineinblickte, seine Diener drangsalierte, keine Widerrede litt und höchstens seinem Schreiber, seinem Eichel, seine Geheimnisse anvertraute, zu stark entwickelt, stand er vor allem mit seiner französischen Bildung dem Kulturbewußtsein der Nation in allen ihren Schichten zu einsam gegenüber. Winckelmann in seiner römischen Phäakenwelt hat noch im Jahre des Hubertusburger Friedens über den Staat seiner Heimat wahrhaft furchtbare Worte gefunden: es schaudere ihn von dem Wirbel bis zur Zehe, wenn er an den preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker denke, der das von der Natur selbst vermaledeite und mit libyschem Sande bedeckte Land zum Abscheu der Menschen mache und mit ewigem Fluche belegen werde: »meglio farsi Turco circumciso che Prussiano«. Er konnte in der Tat nur mit Schrecken an die Barbarei der preußischen Schulzustände unter dem alten, dem Soldatenkönig, zurückdenken, und so mag man ihm, der sich aus dem Lande der Kasernen und des Zopfes in das Land ewiger Schönheit, das seine Seele suchte, versetzt sah, dies wie anderes verzeihen. Aber auch Herder, des Küsters von Mohrungen Sohn, war ein Preuße; und mag der Druck der Entbehrung auch auf seiner Jugend gelastet haben, so hat er solche Erfahrungen wie Winckelmann doch nicht mehr zu machen brauchen; in Königsberg trank er aus den tiefsten und reinsten Quellen des deutschen Geistes. Und dennoch war, sowie er den Fuß über die Grenze setzte, das Preußentum in ihm erloschen, vielleicht auch nie vorher erwacht. In der genialen Phantasie, die er auf der Seefahrt von Riga nach Frankreichs Küsten niederschrieb.

baut er sich auch ein Staatswesen auf, in dem er seine Kulturgedanken verwirklicht sehen möchte: es sind die baltischen Provinzen, verbunden mit Polen und Rußland, der Mittelpunkt Riga, die Protektorin »unsere Kaiserin Katharina«. Von den Staaten des Königs von Preußen aber schreibt er, sie würden nicht glücklich sein, bis sie in der Verbrüderung zerteilt würden; es scheint, als ob er einen Teil von ihnen, also zunächst die eigene Heimatprovinz, diesem baltischen Reich angegliedert sehen möchte — das Ziel, dem die russischen Kulturträger unsere Ostmarken heute zuführen möchten. Und er prophezeit dem Fürsten, dessen Tatenruhm bereits den Weltkreis erfüllt, daß sein Reich wie das des Pyrrhus, zerfallen werde, und daß das meiste von dem, was er geschaffen, da es nur negativ wirke, so unfruchtbar bleiben werde, wie die französische Philosophie, die seine Akademie beherrsche.

Alle diese Männer aber hatten, wie sehr ihre eigenen Wege auseinandergingen, einen gemeinsamen Boden, die protestantische Religiosität, befruchtet durch tausend Keime des Jahrhunderts und umgebildet in seinem Geiste. Hier trifft auch Winckelmann mit Herder und Lessing zusammen, trotz seiner Bekehrung zu Roms Glauben und seiner Abkehr vom Vaterlande. Mitten im geistlichen Glanz des römischen Priesterstaates bleibt ihm das alte religiöse Empfinden unverloren. Der Dank selbst für das Glück, das ihm das Leben gebracht, führt ihn dahin zurück. »Meine Hände hebe ich alle Morgen zu dem, der mich dem Verderben entrinnen lassen und in dies Land geführt hat. Auf der Wagschale, worin wir in Gottes Hand stehen, liegt auf der anderen Schale ein Gewicht, welches wächst und fällt, wie der Herr will, aus uns unbekannten Gründen.« Und indem er einen Freund im Unglück trösten will, fällt ihm der Vers eines Kirchenliedes ein, das er in seiner Kindheit gelernt hat, hölzern und geschmacklos in der Form, aber dem Inhalt nach echt evangelisch-deutsch:

»Ich bin ja von mir selber nicht
Entsprungen und formieret;
Nein, Gott ist's, der mich zugericht',
An Leib und Seel' gezieret,
Der Seelen Sitz
Mit Sinn und Witz,
Den Leib mit Fleisch und Beinen!

Wer soviel tut,
Des Herz und Mut
Kann's nimmer böse meinen.«

Auf diesem Grunde erwächst damals, was immer in Deutschland zum Lichte drängt: die ganze Saat der freien und tiefen Gedanken, des Geistes, der das Wahre, Gute, und Schöne miteinander erreichen und darstellen will. Überall, wo protestantische Kirchenglocken gehen, hat dieser Geist seine Heimat. An die politische Grenze bindet er sich nicht mehr; im Gegenteil, er drängt über sie hinaus in die Welt, sowie er die Schranken, die er noch in ihnen findet, zu überwinden trachtet. Gegen das Staats- und Machtgefühl stellt er sich fast feindlich; er sucht gern die engbegrenzten politischen Gebilde auf: Reichsstädte oder kleine fürstliche Residenzen, wo die Schicht der Nation, die ihn trägt, mehr Beachtung und Vertretung findet als an den in die große Politik verflochtenen und von der in ihr vorwaltenden Klasse beherrschten Höfen. Auch an den Universitäten möchte er wohl heimisch werden; man braucht nur an Göttingen und Königsberg, auch wohl an Leipzig zu denken. Aber die Führung des deutschen Lebens, welche diese im 19. Jahrhundert an sich gerissen und auf Jahrzehnte hin, oft gegen den Willen ihrer Regierungen, behauptet haben, besaßen sie im 18. Jahrhundert noch nicht, auch Göttingen nicht, so bedeutsam Schlözers und Spittlers Stellung für die politischen Meinungen des damaligen Deutschlands gewesen sein mag. Auch der größte deutsche Professor der Zeit, Immanuel Kant, bestätigt nur jenen Satz; denn sein Auditorium an der Albertina setzte sich fast ausschließlich aus den Söhnen seiner Provinz zusammen, wozu etwa noch ein paar Balten und in der späteren Zeit Angehörige der neuen polnischen Erwerbungen kamen; aus den übrigen Teilen der Monarchie und gar aus dem Reich lassen sich seine Zuhörer an den Fingern herzählen; Fichte war durch Zufall nach Königsberg verschlagen, und zu einer Zeit, wo er bereits auf eigenen Füßen stand. Die meisten deutschen Hochschulen waren mit dem alten Reich verdorrt, eingeschnürt in die Enge ihrer zünftigen Verfassungen, gefesselt an den Machtwillen der Regierungen, die sie geschaffen, um sich ihre Staats- und Kirchendiener selbst zu ziehen, jetzt aber andere Organe auszubilden begannen, die sie noch besser in der Hand hatten, während sie die alten Stätten der Weisheit verkommen ließen: ein Prozeß, der am Ende des Jahrhunderts so weit vorgeschritten war, daß der stärkste deutsche Staat, Preußen,

von der öffentlichen Meinung vielfach unterstützt, bereits ihre Vernichtung planen konnte. Und es ist nur ein analoger Vorgang, wenn die Universität, die es allen andern in Deutschland zuvortat, Göttingen, Gründung, Pflege und Blüte dem edukatorischen Willen der hannoverschen Regierung verdankte: ist ja auch nach Jena der neue Geist von Weimar aus übergeströmt.

Auf dem Boden der Reformation ruhte auch die Monarchie, unter der Winckelmann und Herder jung gewesen waren, eben die Krone, deren Träger ihnen und allen, die ihres Geistes waren, so unfreundlich und verständnislos gegenüberstand wie sie ihm, und dessen Auffassung von Pflicht und Religion, dessen Handeln vor allem nun doch die tiefsten Wurzeln ebendort hatte, und nicht in der Skepsis Voltaires und dem auflösenden Wesen gallischen Witzes und Weltverstandes. Daß dennoch das Verhältnis zwischen dem alternden König und dem literarischen Deutschland auch nach dem Kriege der sieben Jahre zunächst kein anderes geworden war, zeigte uns Herders Beispiel; denn jene Reise machte er sechs Jahre nach dem Hubertusburger Frieden, zu der Zeit, da Kaiserin Katharina ihren ersten Türkenkrieg führte, drei Jahre vor der ersten Teilung Polens. Auch im Reiche, zu Frankfurt etwa in der Hirschgasse, wird die Stimmung gegen den Fürsten, der dem Reich, das ihn geächtet, siegreich Trotz geboten hatte, kaum so günstig gewesen sein, wie es Goethe nach langen Jahren im Rückblick auf diese Zeiten erschien; je schärfer das preußische Schwert geschnitten hatte, um so mehr mußte man die eigene Ohnmacht fühlen und die Gefahr, die den deutschen Partikulargewalten von Berlin drohte. In Hessen und Hannover, und wo man sonst im Kriege des Königs Partei gehalten, mochte er Freunde finden; aber über die Kreise, die politisch zu ihm hielten, wird man nicht weit hinausgehen dürfen. Wie man im allgemeinen in diesen Jahren über den Preußenkönig dachte, lehrt ein Brief des jungen Freiherrn vom Stein, den er von der Universität in Göttingen seiner Mutter geschrieben hat; er redet darin von Friedrich als dem König, der durch seine Waffen das Universum erzittern, aber seine Untertanen unter der Schwere seines Zepters seufzen lasse.

In den Vordergrund des deutschen Lebens tritt der König erst in seinen letzten Jahren, als er den deutschen Fürstenbund schuf; und da sein Nachfolger zunächst nicht nur daran festhielt, sondern ein besonders warmes Interesse betätigte, so umgab den alten König

ein um so helleres Licht. Aber die Größe, die man nun an ihm pries, war nicht eigentlich der Schlachtenruhm, sondern die Friedensliebe, die Reichsfreundlichkeit, die er, seitdem er seiner Gegner Meister geworden, bewiesen, die Weisheit des Regenten, der die Macht der Aufklärung beigeselle und nichts als die Glückseligkeit seiner Untertanen wolle. Zum erstenmal war in diesem Bunde das kleinere Deutschland gegen Österreich vereinigt, und darum hat man in der Epoche unserer Einigungskämpfe darin wohl eine Vorstufe des neuen Deutschlands erblicken wollen. Die Verbündeten selbst meinten in den protestantischen Unionen gegen die habsburgische Kaiserpolitik die Vorbilder zu sehen; so war es in der Urkunde, die an den Schmalkaldischen Bund erinnerte, selbst ausgedrückt. Vor der historischen Auffassung kann jedoch weder das eine noch das andere bestehen. Denn das religiöse Element, das jenen reichsständischen Verbänden den Zusammenhalt gab, war im Fürstenbunde ganz ausgeschaltet; gerade die geistlichen Reichsfürsten suchten in ihm Schutz, und man darf bei ihnen eher an Passau als an Schmalkalden denken, an Kurfürst Moritz mehr als an Landgraf Philipp oder Gustav Adolf. Mit Bismarcks Werk ließe sich der Bund schon eher vergleichen; denn auch dies setzte die territoriale Souveränität voraus, das Libertätsprinzip, wie man im alten Reiche sagte, das die Kirche und alles geistige Leben der Pflege des Partikularstaates überließ. Aber Weg und Ziel waren beidemal radikal verschieden: Bismarck wollte in Deutschland Macht schaffen, König Friedrich die Ohnmacht erhalten, ein Reich, das überreif zum Untergange war.

Es war die Zeit, in der auch in Deutschland die politische Diskussion erwachte, weniger unter dem Einfluß dieser Vorgänge und überhaupt der deutschen Politik, als der Ereignisse jenseits des Rheins und des atlantischen Weltmeers. Die Gedanken und Schlagwörter, die in Frankreich und in den englischen Kolonien Nordamerikas Krieg und Revolution begleiteten, nahmen auch in Deutschland Köpfe und Herzen gefangen. Aber auf dem deutschen Boden setzten diese Keime, wie alles, was aus der Fremde kam, Blüten und Früchte an, die sich von denen ihres Ursprungslandes weit unterschieden. Niemals sind feurigere Dithyramben auf Freiheit und Republikaner-Herrlichkeit angestimmt, glühendere Anklagen gegen die Tyrannen erhoben worden, als in Schillers Jugenddramen. Aber was drüben wie Brandraketen wirkte, wurde in Deutschland ein buntglühendes

Feuerwerk, Spiel der Phantasie, das ungefährlich und ungefährdet blieb, weil der Wille zur Tat ebenso fehlte wie die Möglichkeit der Ausführung. Die »Tyrannen«, die der junge Dichter angriff, waren eher geneigt, sich an den Stücken, in denen ihre Verbrechen der Welt preisgegeben, zu ergötzen, als den Verfasser zu verfolgen, oder sie erfuhren überhaupt nichts davon. Nicht um der »Räuber« willen — des revolutionärsten Dramas, das in deutscher Sprache geschrieben ist — verließ der junge Dichter flüchtend die Heimat; und in den sächsisch-thüringischen Bereichen, aus denen später Fichte infolge seines Atheismusstreites weichen mußte, nahm man dem zugewanderten Dichter, der nicht einmal Landeskind war, die feurigen Deklamationen seines Marquis Posa nicht übel. Als literarische, nicht (wie etwa Beaumarchais' »Figaro« in Paris) als politische Ereignisse wurden diese Stücke aufgenommen und fanden Bewunderung in Kreisen, gegen die ihr Verfasser nicht den Finger aufzuheben hätte wagen dürfen.

Und dennoch traf er damit sogar hier auf Stimmungen, die auch der politischen Tendenz seiner Dichtungen nicht ganz fern standen; denn sie entsprachen Reformbestrebungen, welche damals die europäische Welt erfüllten. Auch die geistlichen Stände im Reiche, ja diese besonders, gaben ihnen Raum, weil sie nur so den Abstand zwischen sich und den großen Häusern zu verringern und sich zu behaupten hoffen konnten; sie wollten Macht gewinnen, wie jeder andere, und mußten darum nach modernen Formen des Staatslebens suchen: die Aufklärung war ein allgemein empfundenes politisches Bedürfnis. Darum dachte doch niemand daran, dem Reiche selbst zu nahe zu treten; ein jeder kehrte vor seiner Tür, ohne sich sonst sehr um das Haus zu sorgen, das allen das gemeinsame Obdach bot; aber man fürchtete im Grunde kaum, daß es zusammenbrechen werde. Die Sorge, die man etwa hegte, kam von Osten, von Wien her, aber der Fürstenbund verscheuchte sie; über den Rhein sah man mit Spannung und vielfach mit Sympathie hinüber, Gefahr sah man dorther noch weniger nahen: die Feindschaft mit den Seemächten, der Krieg für die amerikanische Freiheit, die inneren Nöte und die Reformversuche dagegen schienen den Hof von Versailles aus der Reihe der deutschen Gegner gestrichen zu haben. Von einem Reichspatriotismus darf man auch an den deutschen Höfen nicht sprechen; was sich so nannte, war nichts als die Angst der Schwäche und Ohnmacht, oder die Hoffnung, der Wunsch jedenfalls, sich zu erhalten. Die meisten im Reich dachten

wie der Zechbruder »Frosch« in Auerbachs Keller: »Dankt Gott mit jedem Morgen, daß ihr nicht braucht fürs röm'sche Reich zu sorgen.« Aber auch die vom Sturm und Drang berauschten Poeten waren von dem Gedanken an einen im Namen von Freiheit und Republik zu errichtenden nationalen Neubau weit entfernt. Ihr Zorn richtete sich weit mehr gegen den in Schule und Kirche ihrer Heimat herrschenden Zwang, als gegen die Ordnung des Reiches, an die sie selbst nichts band.

Dies war der Druck, unter dem die jungen Schwaben Schiller und Hegel, Hölderlin und Schelling litten, mochte er von dem Tübinger Stift oder von der Stuttgarter Karlsschule, von orthodoxen Professoren oder dem aufgeklärten Despotismus ausgehen, unter dem sich ihr Genius unhemmbar emporrang, Phantasie, Empfindungswelt und Gedanken in ihnen Leben und Gestalt gewannen. Nicht nach Umbildung des Reiches, sondern nach Abwerfung des Joches, das sie drückte, sehnte sich die deutsche Jugend. Ihre Ideale waren universaler, nicht nationaler Natur. Sie wußte noch gar nicht, was Macht war, und hielt dafür, daß das Schwertrecht dem Vernunftrecht weichen müsse; die Machtlosigkeit selbst war das Ideal ihres Staates, seine Auflösung das letzte Ziel, das sie der Menschheit, der unter der Fahne der Humanität vereinigten, setzte. Also mußte ja wohl das Reich, das zum Schattenstaat geworden war, ihrem Ideal am nächsten kommen? In der Tat, wenn Schiller in der Rede, mit der er im Mai 1789 sein Amt als Professor der Geschichte in Jena antrat, den Frieden in der europäischen Staatenwelt, an den er wie jedermann glaubte, immerhin durch einen ewig geharnischten Krieg gehütet sah und die Selbstliebe der Staaten als den Wächter über den Wohlstand der anderen deutete, schrieb er dennoch dem Schattenbilde des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, die Kraft und die Aufgabe zu, ein nützliches Staatensystem durch Eintracht zusammenzuhalten und die durch untreue Hände entstellte Religion in der verklärten Form der deutschen Philosophie zu behüten.

Dies aber war das Jahr, der Monat selbst, der allen jenen Träumen Erfüllung zu bringen schien. Das Unerhörte geschah: die Nation, deren Kultur die europäische Gesellschaft Generationen hindurch beherrscht hatte, gegen die sich der deutsche Genius soeben siegreich erhoben, stellte sich in ihrer Gesamtheit unmittelbar auf den Grund eben der Gedanken, für den jener focht. Wer hätte in dem Rausch

dieser Tage ahnen können, was die Zeit in ihrem Schoße trug! Daß alle diese Ideale von Freiheit und Weltbeglückung und den Rechten der Menschheit sich ins Gegenteil verkehren, daß sie nur dazu dienen sollten, um die Nation, die sie vor sich her trug, ganz auf sich selbst zu stellen, sie mit neuer, nie gesehener Kraft und Leidenschaft erfüllen, Krieg und Eroberung, Blut und Entsetzen über die Welt hin tragen würden! Dennoch blieb im Reich zunächst alles, wie es war. Man las und übersetzte die Zeitungen und die Reden der neufränkischen Volksführer; Mirabeaus, Lafayettes, Sieyès' und bald auch der beiden Lameths Namen waren in aller Munde; man nahm Partei für die einen oder die anderen; aber ihre Gedanken auf das Reich und seine Institutionen zu übertragen, rührte sich keine Hand. Unbekümmert um das, was jenseits des Rheins in Scherben ging, walteten Göttingens Professoren als die berufenen Hüter des Reichsrechts ihres Amtes, baute Pütter an seinem tausendgliedrigen System fort, schrieb Gatterer an seinen Geschichtskompendien und zog Schlözer die Sünden der kleineren Stände vor das Tribunal, das der Gestrenge in seinen »Staatsanzeigen« errichtet hatte. Wenn an der Hannoverschen Universität schon im zweiten Jahre der Revolution der Wind umsprang, so lag dies an englischen Einflüssen, die dort immer bemerkbar waren; wie denn überhaupt die öffentliche Meinung sich je nach der Haltung der Regierungen wandelte. Auch in Berlin, wo man zunächst der französischen Bewegung ein nicht geringes Wohlwollen entgegengetragen, änderte sich die Stimmung mit der Politik der Regierung. Starken Eindruck machte überall im Reich der vergebliche Fluchtversuch der königlichen Familie im Juni 1791, der auch in Frankreich den Riß gewaltig vertiefte, auch dies übrigens wieder im Zusammenhang mit einer Verschiebung der allgemeinen Politik. Damals änderte Wieland seine bis dahin günstige Meinung über die Revolution, während Johann Heinrich Voß noch fest blieb. Doch hielt auch Wieland noch im Sommer 1792 sich zu den Girondisten; erst der 10. August, die Erstürmung der Tuilerien, stieß ihn ab. Herder fand um diese Zeit noch die härtesten Worte gegen die absolutistische Monarchie und sprach von dem heiligen und gerechten Kriege des neuen Frankreichs gegen die Bedränger seiner Freiheit. Die Hinrichtung des Königs warf ihn und die meisten herum. Fichte, der Wanderer, der von der Scholle Gerissene, hat noch in dem ersten Jahre des Schreckens zwei Apologien für Geist und Ziel der Revolution geschrieben; er

stand damals unter dem Einfluß seiner Züricher Verwandten; bei ihnen und in einer kleinen norddeutschen Republik, in Danzig, hat er sie vollendet. Die Tyrannei Robespierres trieb aber auch ihn, der nun in Jena Ruhe gefunden, von den Verfälschern seiner Ideale hinweg; es war die Zeit, wo die revolutionäre Flut der Ebbe überall Platz machte.

Denn längst hatte die Revolution ihr wahres Antlitz enthüllt. Im August 1791 hatte bereits das Reich, dessen Rechte und Besitztitel im Elsaß sie angetastet, Stellung gegen sie genommen, im Gefolge der beiden deutschen Vormächte, die im Sommer 1792 den Krieg über den Rhein trugen. Aber was niemand in der politischen Welt geahnt, geschah: das in Anarchie gestürzte Frankreich entwickelte Kräfte, vor denen die geschulten Heere des alten Europa zurückwichen. Wenige Wochen darauf waren die Soldaten der Revolution bereits in des Reiches Grenzen. Noch einmal gelang es, den deutschen Boden zu befreien; jedoch der Versuch, das Feuer auf dem eignen Herd zu ersticken, mißlang zum zweitenmal, und fortan war kein Halten mehr: die Koalition und das Reich selbst brachen auseinander; im Frieden von Basel sicherte Preußen sich und seinen norddeutschen Mitständen für zehn Jahre die Existenz — um den Preis der Rheingrenze und des Abfalls von den Bundesfreunden, deren Schirmherr es gewesen. Schon aber ließ sich der Donnergang der Zeit nicht aufhalten. Stoß und Gegenstoß folgten einander unablässig, und jede Waffenpause zeigte Frankreichs Macht ungebrochen oder stärker als vorher; am Abschluß des Dezenniums war das Reich vernichtet, der Rheinbund gegründet, und hielt Napoleons Weltmacht die Grenzen umlagert, hinter denen der Staat Friedrichs des Großen Schutz gesucht hatte.

Und mit dem Zusammenbruch des alten Deutschlands brach auch der Glaube an das Reich, die Zuversicht auf den Schutz, den man in ihm zu finden gehofft, nieder, und verflogen die patriotischen Wallungen, denen man sich zur Zeit des Fürstenbundes hingegeben hatte. Versuche, den Gemeingeist zu beleben, ein Nationalgefühl angesichts der gemeinsamen Gefahr zu erwecken, waren gemacht worden. Ihre Träger waren Mitglieder des alten Fürstenbundes, wie Markgraf Karl Friedrich von Baden und kleinere Stände des Westens, zum Teil wieder geistliche Fürsten; doch wollten nicht mehr alle mittun, und der kaiserliche Hof wollte nichts davon wissen, während Preußen schon an seinen Sonderfrieden dachte. Ein Projekt, das

bereits im Fürstenbund erwogen war und mit dem damals Herders Name verknüpft gewesen, tauchte wieder auf: ein »Fürstenkonzert«, zu dem man eine »Galerie schöner Geister«, Dichter, Professoren und Publizisten, Goethe und Wieland an der Spitze, hinzuzuziehen gedachte, die besten vom deutschen »tiers-état«, wie ein Betreiber dieser Idee, Hans Christoph Ernst von Gagern, sich ausdrückte. So hoffte man die öffentliche Stimmung bearbeiten und lenken zu können, in wunderlicher Verquickung zukunftsreicher und absterbender Gedanken.

Aber in dem Kampf um die Existenz, vor den jeder sich gestellt sah und in dem jeder nur bei sich selbst Rettung finden konnte, zerstoben solche Pläne wie Seifenblasen; mit dem Schattenreich verfielen auch die reichspatriotischen Gefühle und Reformideen dem Reiche der Schatten, und das »Rette sich, wer kann« blieb schließlich die einzige Losung. Alles Kleine, Überlebte, Vermorschte war verloren. Erhalten und erhöht wurden die Starken, wenige Geschlechter, deren Wurzeln tief in dem Boden der Reichsgeschichte hafteten. So wurde, wie längst schon der Norden, auch der Süden Deutschlands, die Stämme, auf denen das Reich in der Zeit seines höchsten Glanzes geruht hatte, in wenigen starken Händen zusammengefaßt und auch hier die Pfeiler in den aufgelockerten Boden gesenkt, auf denen heute des Deutschen Reiches Kraft mit beruht. Der sie gründete, der die Beute verteilte, Kronen, Kur- und Herzogshüte vergabte, war der neufränkische Konsul und Kaiser. Wollen wir also der Bauherren des neuen Deutschlands gedenken, so dürfen wir unter ihnen Napoleon nicht vergessen. Er selbst hatte ein Interesse daran, nur wenige in sich gefestigte Mächte zur Seite zu haben, mit denen er rechnen, auf die er sich verlassen konnte; ein zerbröckelndes Reich konnte ihm nur lästig fallen; klare einfache Maße, denen analog, die Frankreich angenommen, war, was er brauchte; er setzte auch darin, wie in allem und jedem, was er tat und schuf, das Werk der Revolution fort, an das er gefesselt war. Aber auch für seine Vasallen galt das gleiche; auch sie mußten den Wirrwarr, der in ihre Hände gefallen, ordnen, was trümmerhaft, hinwegtun und das Lebensfähige heranziehen; nur so ließ sich die Macht entwickeln, durch die sie sich in dieser Welt des Kampfes behaupten konnten, und die ihr Protektor von ihnen verlangte. Es war die fortschreitende Verleugnung des Reichsgedankens und seines Rechtes, die Vollendung des Prinzips der »Libertät«, die immer der Weg zur Auflösung des Reiches gewesen war.

Wenn aber in den alten Tagen dies Staatsprinzip mit der Hemmung der Evangelisierung des Reiches sich gedeckt und durch die Kombinierung mit dem Prinzip der territorialen Konfessionalität der katholischen Restitution zur Basis und größten Förderung gedient hatte, so nahm die Entwickelung jetzt den umgekehrten Lauf. Denn wie hätte etwa Bayern im Besitz des protestantischen Frankens und der oberschwäbischen Reichsstädte noch an der alten bajuvarisch-katholischen Politik festhalten können! Napoleon selbst hätte es niemals erlaubt. Nur durch Anschmiegen an die Gedanken des Jahrhunderts, die auch der französische Kaiser nirgends verleugnete, konnte Bayerns skrupelloser Minister Graf Montgelas seinen Staat in der notwendigen und befohlenen Bahn erhalten. Freilich, auch Karl Friedrich von Baden, der alte Fürstenbündler, der fast das beste Los gezogen hatte, konnte sein neues Großherzogtum nach Aufnahme des österreichischen Breisgaus und der zahlreichen Splitter des geistlichen alten Deutschland nicht mehr nach der Weise seiner protestantischen Vorfahren regieren; aber das Übergewicht fiel in Baden, wie überall, doch den Kräften zu, welche das protestantische Deutschland hervorgebracht und in dem Geiste des Jahrhunderts umgebildet hatte. Es war die Fortsetzung der reformierenden Bestrebungen, die wir schon vor 1789 in der politischen Welt Deutschlands wahrgenommen haben, nur weit umfassender und tiefer greifend. Gerade die Münchener Regierung bemühte sich, den protestantischen Häusern, die an sich schon durch die Säkularisation den Vorrang vor dem katholischen Element im Reich gewonnen hatten, es gleichzutun, und setzte förmlich ihren Ehrgeiz darein, die Bauernsöhne Oberbayerns, die »auf geistlich« studieren wollten, mit dem modernen Geist zu nähren. In der Gründung der bayerischen Akademie mit Schelling als Präsidenten, in der Berufung Savignys nach Landshut und so vieler anderer Lehrer protestantischer Universitäten an die bayerischen Hochschulen und Gymnasien, und in deren Ausstattung mit den reichen Mitteln, welche die Beute aus den geistlichen Stiftern gewährte, fand diese Tendenz ihren Ausdruck. Wäre es der Regierung des Grafen Montgelas, wie es einen Moment nahe war, geglückt, auch Fichte für Landshut zu gewinnen, so hätte (denn auch Hegel fand in Bayern Zuflucht und Stellung) das Dreigestirn, das nach Kants Tode am philosophischen Himmel Deutschlands glänzte, in den Jahren der deutschen Erhebung einem Lande des Rheinbundes angehört. Auch Karl Fried-

rich kamen für die Reformen der »Ruperta« die Spolien aus den Kirchengütern zustatten; im Norden hielt Göttingen sich aufrecht, und für Halle sorgte verständnisvoll der preußische Kabinettsrat Beyme. Aber sonst konnten die protestantischen Universitäten Ähnliches nicht bieten, und so kam es auf ihnen zu einer förmlichen Auswanderung nach den neu dotierten Schwesteranstalten, unter der besonders Jena schwer zu leiden hatte, mehr gewiß, als unter dem Wegzug Fichtes, dem man den Rückgang der Universität zuzuschreiben pflegt.

Immerhin blieb doch der Norden Deutschlands, das Mutterland der Reformation, der Boden, auf dem der deutsche Geist seine schönste Blüte entfaltete. Alle die Stätten höchster deutscher Bildung lagen innerhalb der Demarkationslinie, welche die norddeutschen Reichsstände gegen die kämpfende Welt abschloß: Hamburg und Göttingen, Königsberg und Berlin, und so auch noch Weimar und Jena. Und niemals waren die Saaten höher und reifer aufgegangen. Wohin wir schauen, bemerken wir ihr Sprießen und Rauschen. In Preußen hatte der neue deutsche Geist auch in der vornehmen Welt, die unter Friedrich nach des Königs Weise noch der französischen Bildung gehuldigt, auch bei Hofe (man denke nur an die Königin Luise) seinen Einzug gehalten; selbst die Akademie war deutsch geworden, und der alte Minister des großen Königs, Graf Hertzberg, war dabei ihr Wortführer gewesen; die Auflösung der französischen Kolonie war nur ein Ausdruck derselben Bewegung.

Nur einmal hatte sich seither im Lauf der Geschichte der Genius unserer Nation mit so ursprünglicher Macht entfaltet, zwei Jahrhunderte zuvor, als Luther seinen Weckruf an das Gewissen der Christenheit erhoben hatte, damals freilich mit noch tieferer und weiter wirkender Kraft — die halbe europäische Welt hatte er durchdrungen. Aber schon taten sich aufs neue die Pforten der Nationen des Nordens und des Ostens vor dem Andrang auf. Gleich Einheimischen wurden Männer wie Klopstock und Niebuhr, Arndt und Fichte auf den Universitäten und den Pfarrhöfen Dänemarks und Schwedens aufgenommen; in deutschen Versen schrieben dänische Dichter; ein Norweger, jener Henrik Steffens, wurde ganz zum Deutschen, der »erste Freiwillige« des Freiheitskrieges, wie man ihn genannt hat. Deutsche Hauslehrer fand man in Rußland bis zum Ural, deutsche Professoren lehrten in Wilna und Charkow, wie in Petersburg und Dorpat. Für

den deutschen Geist bedeutete auch der Rhein keine Grenze; in Frankreich selbst wurde ihm Tribut entrichtet, nicht bloß von der Madame de Staël, Neckers kluger und lebensfroher Tochter, die mehr die Neugierde der Reisenden als innere Teilnahme nach Deutschland brachte, sondern von Männern wie Villers und Chamisso, die, dem Geschicke, das sie aus dem Vaterlande hinwegführte, folgend, in das Innerste des deutschen Herzens drangen und aus ihm heraus zu schöpferischer Produktion gelangten.

Und dies alles, während die alten Formen des deutschen Staates zusammenbrachen und die Fremden im Lande geboten; als habe die Zerstörung der politischen deutschen Welt kommen müssen, gerade damit die Nation ihrer geistigen Einheit, welche sie im Jahrhundert der Reformation verloren, auf dem alten, doch umgeschaffenen Grunde neu bewußt werde: im Zusammenhang mit der allgemeinen Politik und über den Kopf der Nation hinweg, nach dem Willen der Machthaber, die sich dabei nicht einen Deut um die Wünsche und Stimmungen ihrer Untertanen kümmerten, selbst aber wiederum den Geboten politischer Notwendigkeit, eines unerbittlich waltenden Schicksals folgten.

Stellen wir uns einmal vor, welche Wirkung solche Vorgänge heute auf unser Volk ausüben würden: sei es der Verlust territorialer Selbständigkeit, oder der Raub eines Stückes deutscher Erde durch die Fremdlinge, oder Eingriffe in die politische Rechte, oder gar in die religiösen Überzeugungen. Wir brauchen ja nur an das zu denken, was wir täglich erleben, an die bis auf den Grund der Nation, bis in die letzte Hütte reichende Gemeinsamkeit des nationalen Willens, bis zum letzten Blutstropfen einzustehen für deutsches Land, deutsche Ehre und deutsches Gewissen: um die Spannung zwischen dem nationalen Empfinden jener und unserer Zeit, die ungeheure Entwicklung zu begreifen, die der nationale Gedanke seitdem durchmessen hat. Damals konnte eine der trefflichsten deutschen Frauen, Goethes Mutter, dem großen Sohne davon schreiben, wie gleichgültig es ihr sei, wer das rechte oder das linke Rheinufer besitze, wenn es nur ihren Lieben in Weimar gut gehe: »Das stört mich weder im Schlaf noch im Essen.« Wer hatte die heilige deutsche Erde und den Kampf für sie, die »löwenmutige Liebe zum Vaterland«, schöner besungen als Hölderlin! Aber eben dieser drückt sich in einem Brief an seinen Bruder, auch er von Frankfurt her, kaum anders über den Einfall der Neufranken in seine schwäbische Heimat aus als Frau Aja.

Die geistig Großen unseres Volkes waren sich dieser in die erhabene Sphäre geistiger Freiheit erhobenen Einheit der Nation durchaus bewußt, und so auch der Macht des neuen deutschen Geistes. In diesem Sinne hat Fichte kurz vor dem Ende der Epoche von Basel in seinem Reformplan für Erlangen ein geistiges Kommerzium für das ganze Deutschland mit Freizügigkeit der Professoren und Studenten gefordert, eine Gelehrten-Republik, in der der deutsche Staat allein noch Existenz habe; Dalberg, den Erzkanzler des alten Reiches, dem von daher die Pflege der geistigen Interessen vor anderen obliege, denkt er sich als Präsidenten; und, ausgreifend wie immer, plant er Eroberungszüge noch über die Grenzen des alten Reiches hinweg, wie über den Rhein, so über Weichsel und Leitha bis zum Ural und den Karpathen.

Wer aber war die Nation, und wo finden wir sie, an die jene dabei dachten, an deren Zukunft sie glaubten, für die Schiller und Goethe dichteten, an die Fichte seine Reden gerichtet hat, aus deren Tiefen sie alle das Gold des deutschen Gemütes, die Schätze des deutschen Geistes ans Licht zu bringen bemüht waren? Die Antwort, die sie selbst geben, könnte uns fast erschrecken. Als einen Verächter des deutschen Publikums bekennt Schiller sich in einem Brief an Fichte vom 4. August 1795. Nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums kann er sich denken. An seiner Veränderung zu arbeiten, nicht aber seine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernste Plan seines Lebens; er würde sich für sehr unglücklich halten, für dieses Publikum zu schreiben, wenn es ihm überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publikum zu schreiben; niemals wird er eine Schule gründen, noch Jünger um sich versammeln. Fichte hält dies Ziel dennoch fest. Mit der zornigen Wucht seines Wesens will der Philosoph das gegenwärtige Zeitalter der Verwesung, die er vor Augen sieht, entreißen; der Zwingherr zur Freiheit will er werden. Der Dichter dagegen flüchtet sich ganz in das Reich der Ideale. Er hat die hohen Bilder, die er einst angerufen, denen er in seinem Liede an die Freude, in dem Gesang an die Künstler die berauschendste Huldigung, seine prangendsten Verse dargebracht, nicht vergessen; sie erscheinen ihm verklärter als je zuvor. Aber der Gedanke, sie bereits vor ihrer Verwirklichung zu sehen, wie weit er ihn immer gehabt haben mag, ist ihm verflogen; denn der große Moment fand ein kleines Geschlecht. Nation und Volk ist ihm, wie die Menschheit, ganz Idee

geworden, und sein Publikum ein erträumtes. »Deutschland aber«, so fragt er, »wo liegt es?« Und die Antwort: »Ich kann es nicht finden; wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.« Mit vollem Bewußtsein hat Schiller sich der neuen Richtung ergeben. In den »Horen« verkündigte er ihr Programm: Ausschluß aller Staats- und Religionsmaterien, die nach Kants Zeugnis die deutsche Leserwelt mehr als alles andere interessierten; so hat er es in den letzten Tagen des Jahres 1794 niedergeschrieben, wenige Wochen vor dem Abschluß des Friedens von Basel. Daß der Friede, der Norddeutschland und damit die Stätten unserer klassischen Dichtung vor dem Weltkriege elf Jahre bewahrte, dazu gehörte, um wie in einem rings umfriedeten Garten den Blütenflor zur vollen Reife zu bringen, hat schon Ranke bemerkt. Unzweifelhaft mit Recht. Und die Gemeinschaft mit Goethe, die mit der Epoche von Basel zusammenfiel, mußte in dem Dichter des Marquis Posa die schon begonnene Richtung verstärken. Auch von ihr gilt recht eigentlich das Wort Hermanns: »Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschütterung, Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern, fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.« Wohl nehmen wir in den Dichtungen unserer beiden Größten in diesem Jahrzehnt den Widerschein des Brandes wahr, dessen dunkle Lohe den Welthorizont umsäumte: aber es ist nur wie ein Wetterleuchten; fernab hört man die Donner rollen. In symbolischen und allegorischen Kompositionen werden, nach Wilhelm Scherers feiner Bemerkung, die großen Abwandlungen der Zeit gedeutet: selbst da, wo, wie in dem schönsten Idyll unserer Literatur, die Gegenwart uns unmittelbar anblickt, erscheint sie in der traulichsten Enge und weitab von der »fürchterlichen Bewegung«; so ist der Vers Homers die rechte Form, in der diese deutsche Dichtung gestaltet ist.

Der Beginn des Jahrhunderts, der für die kontinentalen Gegner der Revolution den Frieden der Ermattung brachte, für das Reich die Ruhe vor dem Tode und den beiden mächtigsten Nationen das Ringen um der Welt alleinigen Besitz zu überlassen schien, verstärkte nur diese Stimmung. Jetzt erst, wo der Deutsche aus einem »tränenvollen Krieg« ruhmlos zurückkehrt, erhebt sich der Glaube an die ideale Nation zu seiner erhabensten Gestalt; in Worten von unvergänglicher Schönheit hat ihn der Dichter gefeiert.

Das ist der Glaube, zu dem sich auch Humboldt bekannt hat, dem er mit den Freunden in Weimar Altäre baute, der ihn auf seinen

Reisen durch die Trümmerstätten des alten Europas begleitete und ihn auch in dem Zusammenbruch des eigenen Staates nicht verließ, den er als sein Allerheiligstes im Herzen sogar dann noch bewahrte, als er an dem geistigen und politischen Neubau Deutschlands schaffen half.

Schiller hat die Schicksalsstunde nicht mehr erlebt, welche das halkyonische Zeitalter unserer Poesie abschloß, und deren Blitze unmittelbar auf die Stätten niederfuhren, an denen er geweilt hatte. Aber die Krisis, die einen Augenblick Tod und Vernichtung gedroht, ging so rasch vorüber, als sie gekommen war; wie einen im wildesten Strudel umhergeworfenen Nachen eine glückliche Strömung plötzlich in ein stilles Fahrwasser treibt, so erging es den Menschen von Weimar: kaum aus dem Gewoge des Kampfes gerettet, sahen sie sich schon in dem gesicherten Hafen des Rheinbundes und auf der Seite des Siegers. Fortan gehörten ihre Interessen, ihre Meinungen, man möchte fast sagen, ihre Herzen dem Kaiser, dessen Eisenfaust Preußen zerschlagen hatte, und der bereits der ganzen Nation Wege und Ziele anwies. Die Stimmung, welche in diesen Jahren deutscher Knechtschaft die weitesten Kreise unseres Volkes beherrschte, hat wenig gemein mit den Erinnerungsbildern, welche auf die Nachwelt gekommen sind; denn schon die Mitlebenden beeilten sich zu vergessen, was sie getan und gemeint hatten. Weimar macht darin keine Ausnahme. »Da es einmal so steht, so wünsche ich von ganzem Herzen den Franzosen ferneren Sieg und baldigen Frieden«, so schrieb nach der Schlacht von Jena der jüngere Voß an Schillers Witwe. Niemand in Jena und Weimar nahm Napoleon die Hasenjagd übel, welche er in den Tagen des Erfurter Kongresses seinen fürstlichen Gästen auf den Feldern gab, wo Preußens Heer zwei Jahre zuvor geblutet hatte; beglückt über die gnadenvolle und liebenswürdige Haltung des Kaisers berichtete von den Festen in Weimar Knebel an Hegel, der in Bamberg eine Rheinbundzeitung redigierte. Und diese Stimmung dauerte bis tief in das Jahr, das die Macht des Gewaltigen stürzen sah. Erst seine Niederlage bei Leipzig hat endgültig damit aufgeräumt. Von hier aus müssen wir auch Goethes Stellung zu dem Kaiser und allen Ereignissen der Zeit auffassen, deren man so oft mit Tadel oder Trauer zu gedenken pflegt. Aber nur so wird die Einheit seiner Weltanschauung begreiflich; man müßte ihn aus allen Voraussetzungen seines Wesens und Wollens, wie aus seiner Umwelt ganz herausheben,

wollte man Empfindungen von ihm verlangen, die ein politisches Nationalbewußtsein in sich schlössen. Gerade die Stärke und die Originalität seines Geistes offenbart sich darin, daß er nicht, wie es der Welt Lauf ist, mit den Erlebnissen sich wandelte.

Es läßt sich aber nicht vorstellen, wie es anders hätte werden sollen, solange das System Napoleons sich behauptete; erst die Erschütterung desselben konnte Wandlung schaffen. 1808 ist das Jahr, in dem diese Krisis eintrat: seit dem spanischen Aufstand und recht eigentlich seit den Tagen von Erfurt, denselben, da der Kaiser der Mitwelt auf dem Gipfel seiner Macht erschien.

Die Kämpfe, die sich daran entzündeten, die Vorstellungen, die Lebensformen und Lebensanschauungen, die sich unter ihrem Druck ergaben, die Wandlungen in der deutschen Poesie selbst, die damit eintraten, gehören nicht mehr zu dem, was wir unter der Epoche unserer klassischen Literatur zu begreifen das Recht haben. Möge es mir dennoch gestattet sein, mit ganz wenigen Worten noch die Gegensätze zwischen den Gefühlsrichtungen der romantischen und der klassischen Epoche im Zusammenhang mit der Abwandlung der politischen Welt anzudeuten.

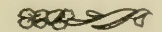
Der Anstoß dazu ging aus von der katholischen Kaisermacht, gegen die sich die politische Welt Deutschlands und der Geist der klassischen Epoche gewandt hatten, von der Erhebung Österreichs gegen Napoleon im Frühjahr 1809. Aber den mächtigsten Widerhall fand der Aufruf, den Erzherzog Karl bei seinem Einbruch in Bayern an die Nation richtete, nicht in Österreich (es sei denn in Tirol), sondern im Norden, in eben dem Staat, der im Kampf mit Habsburgs Macht, emporgekommen war und Kaiser Franz samt der Nation im Frieden von Basel im Stich gelassen hatte. Und dies gilt nicht allein für die militärisch-politische Welt, sondern auch für die der freiwaltenden Phantasie. Begonnen hatte diese Wendung schon, als Preußen der Katastrophe von Jena entgegengerissen wurde; schon im Jahre des Friedens von Tilsit schilt Hegel auf das Geschwätz eines Literaten über die Vortrefflichkeit des katholischen Mittelalters, welche bekanntlich nirgends als in Norddeutschland erfunden worden sei. Fortan gehen Poesie und Publizistik Hand in Hand; die Poeten selbst sind oft Publizisten, und politisch charakterisiert ist, was sie schaffen, wie fernab von den Ereignissen des Tages ihre Stoffe liegen mögen, und wenn sie dieselben aus der Tiefe des Mittelalters herausholen.

Der gewaltigste unter ihnen, Heinrich von Kleist, schafft sein Größtes auf diesem Boden; auf diesem Herde entfachte sich mit immer dunklerer Glut die Flamme seiner lodernden Leidenschaft. Großenteils entstammen sie den Kreisen, welche noch vor einer Generation der deutschen Literatur fern geblieben waren; Söhne des preußischen Adels oder Männer, die zu der Beamtenwelt Beziehungen haben, führen den Reigen. Des Reiches Untergang war an sich für die Bewegung sekundär; erst die Zertrümmerung des Staates, in welchem zum erstenmal seit Jahrhunderten deutsche Kraft sich entwickelt hatte, schuf die Empfindungen der Scham und des Zornes über die Vernichtung des Vaterlandes; weil hier ein politischer Verband aufgelöst war, in dem sich der Wille zur Macht entfaltet hatte, empfand man den Druck der Knechtschaft und erhob man sich von neuem und um so glühender zu dem Willen zur Macht, der der Nation ganz abhanden gekommen war und allen politischen und nationalen Phantasien der überwundenen Epoche gemangelt hatte. Nun umgab ein verklärender Schimmer sogar die entschwundene Majestät des alten Reiches; was im Leben niemals vorhanden gewesen war, seinen Ideen und seiner Geschichte selbst von Grund aus widersprach, ward ihm jetzt zugemessen: die nationale Bedeutung. Und die Herstellung des Kaiserreiches ward fortan das Ziel nationaler Sehnsucht.

So kam es, daß noch die Romantik eine Schöpfung, ich sage nicht, des protestantischen Geistes, aber des protestantischen Bodens und seines Staates ward. Als Protestanten, Söhne Norddeutschlands, sind sie alle geboren, Kleist und Arnim, Müller und Gentz, Schenkendorf und Novalis, Tieck und beide Schlegel, mögen sie auch für Maria die reine Magd und die Süßigkeit des römischen Glaubens schwärmen und einzelne unter ihnen gar den Schritt über die Kluft, die ihnen unter den Nebelschleiern ihrer Phantasie verborgen blieb, getan haben; wo der katholische Geist sich regt, wie 1809 in Bayern, wird er sofort ultramontan, und erst in der nächsten Generation erhält er in dem Rheinländer Görres seinen großen Führer.

Auch jetzt ist es nur eine dünne Schicht der deutschen Welt, in der die neuen Gedanken emporstreben. Und dennoch sind von allen, die wir nannten, von beiden Generationen, der klassischen wie der romantischen, Kräfte ausgegangen, welche das neue Jahrhundert erfüllt und den Geist, das Leben und den Staat der Nation

durchdrungen, erbaut und zu der ehernen Kraft erhöht haben, durch welche wir heute imstande sind, dem ungeheuersten Druck, dem je ein Volk ausgesetzt ward, siegreich zu widerstehen. Denn die Macht, welche in der Welt sich behaupten wird, kann niemals leben ohne Gedanken, welche sie über sich hinausführen und mit den Sternen, mit der Welt der Ewigkeit verknüpfen.



Heinrich und Amalie von Beguelin.[1])

Mit lebhafter Freude begrüßen wir ein Buch, das uns zwei geistvolle und edle Gestalten aus hochbewegter Zeit, nächste Freunde und Mitarbeiter Steins, Gneisenaus und Hardenbergs, zum erstenmal in dem vollen Lichte größter Ereignisse und in bedeutendster Umgebung sichtbar macht. Sie sind freilich unseren Historikern nicht ganz unbekannt geblieben. Ranke hat in seinem Leben Hardenbergs die diplomatische Tätigkeit Heinrichs von Beguelin in einem wichtigen Moment mit großer Anerkennung geschildert, und nicht minder rühmend gedachte Richard Boeckh in seiner Monographie über die geschichtliche Entwicklung der amtlichen Statistik des preußischen Staates der Verdienste, die er sich um die Begründung der preußischen Statistik erworben hat. Die Denkwürdigkeiten und Korrespondenzen beider Gatten haben Droysen, Delbrück und Lehmann vorgelegen und ihnen hier und da als Quelle gedient: aus ihrem Briefwechsel mit Gneisenau sind die wichtigsten Stücke bereits gedruckt worden. Dennoch lehrt ein Blick in die vorliegenden Aufzeichnungen, wieviel Neues noch geboten wird, und wie berechtigt der mehrfach ausgesprochene Wunsch nach ihrer Herausgabe gewesen ist. Wir müssen dafür um so dankbarer sein, als ja gerade unsere Memoirenliteratur, recht im Gegensatz zu unseren Nachbaren jenseits des Rheins, dürftig genug ist.

Der Herausgeber hat sich aber nicht mit dem bloßen Abdruck der Denkwürdigkeiten begnügt, sondern ihnen einen Lebensabriß beider Gatten vorangeschickt, in den neben anderen Aufzeichnungen der Familie, zu der er selbst gehört, auch sonstige literarische Quellen verwebt sind, und der mit Pietät und feinem Verständnis gearbeitet ist. In diesem Text sind einige noch unbekannte Briefe und Akten

---

[1]) Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin aus den Jahren 1807—1813, nebst Briefen von Gneisenau und Hardenberg. Herausgegeben von Adolf Ernst.

Gneisenaus und Hardenbergs mitgeteilt worden, wozu als Anhang der Memoiren Heinrichs von Beguelin noch eine Reihe inhaltsreicher Briefe an seine Frau aus den Jahren 1807 und 1812 kommen.

Beguelin entstammte einer alten schweizerischen Familie. Erst sein Vater hatte infolge politischer Differenzen mit dem Bischof von Basel die alte Heimat meiden müssen und unter Friedrich dem Großen, zunächst als Sekretär bei der Gesandtschaft in Dresden, Anstellung gefunden. Von dem großen König sehr geschätzt, war der feingebildete Mann Erzieher des preußischen Kronprinzen, Mitglied und schließlich Direktor der Berliner Akademie der Wissenschaften geworden. Er war in Basel ein Schüler Bernoullis gewesen und hat sich durch philosophische, mathematische und physikalische Abhandlungen einen gewissen Namen gemacht. Den Sohn, der 1783 bis 1785 in Königsberg studierte und wohl als Schüler Kants zu bezeichnen ist, brachte die preußische Beamtenkarriere bald in die Höhe. Er war Geheimer Oberfinanzrat und Mitglied des General-Akzise-Zoll-Handlungs- und Fabriken-Departements, als Stein im Jahre 1804 an dessen Spitze trat. Sehr bald gewann der zuverlässige und gescheite Beamte das volle Vertrauen des Ministers. Stein übertrug ihm die Einrichtung des Statistischen Bureaus, für das Beguelin, obgleich nur im Nebenamt tätig, ganz Hervorragendes geleistet hat. So verdankt ihm Preußen unter anderm die ersten meteorologischen Zusammenstellungen; er bemühte sich ferner mit besonderem Eifer um die Bevölkerungsstatistik und hat eine Reihe finanzstatistischer Fragen bearbeitet. Auch literarisch ist er tätig gewesen. Schon 1797 hatte er eine »historisch-kritische Darstellung der Akzise- und Zollverwaltung in den Preußischen Staaten« veröffentlicht. Ihr folgten mehrere Aufsätze in Zeitschriften, so in den Jahrbüchern der Preußischen Monarchie von 1799 eine Abhandlung über die Leinenfabrikation im schlesischen Gebirge, ferner finanzwissenschaftliche Untersuchungen — Arbeiten, welche vielen Beifall fanden und noch heute wegen ihrer selbständigen Gesichtspunkte und klaren Gliederung gerühmt werden.

Wie große Stücke der Freiherr vom Stein auf Beguelin hielt, bewies er im Herbst 1807, als er nach dem Frieden von Tilsit wiederum in das Ministerium gerufen wurde: er nahm ihn auf seiner Reise nach Preußen von Berlin aus als seinen Generalsekretär mit. »Ich habe herrliche Aussichten«, schreibt Beguelin unterwegs aus Pommern, wo

sie Blücher aufgesucht hatten, an seine Gattin: »Welch ein Mann, welche großen Pläne, doch ohne mich zu rühmen, in den meisten Stücken mit meinen früheren Ideen übereinstimmend, nur umfassender, kräftiger! Ich bin sehr glücklich, hoch und groß gestimmt. Schone Dich, Du mußt noch Zeuge glücklicher Zeiten werden.« Aus der Unruhe und dem Schaffensdrang der ersten Monate von Steins neuem Ministerium in Memel sind dann die Briefe geschrieben, in denen er seiner Frau von seiner Stellung und seinen Arbeiten Nachricht gibt. »Du weißt,« so lauten gleich die ersten Worte, »daß ich Dir gesagt habe, lieber als Schande zu teilen, nehme ich den Abschied, und Schande war zu erwarten, wenn Herr von Stein, der einzige Trost des Landes, nicht an das Ruder kam. Jetzt ist es so weit, und nun nehme ich meinen Abschied nicht, ob ich gleich bereit bin, mein Gehalt mir kürzen zu lassen. Ich werde nun mit Freude und Hoffnung unter einem Manne arbeiten, den ich ebenso liebe als verehre und bewundere.« Und sofort gibt er die ersten Umrisse der neuen Heeresorganisation an, die allgemeine Wehrpflicht, das unbeschränkte Avancement, die Unterscheidung zwischen Linie und Miliz, die Abschaffung der Adelsvorrechte, der entehrenden Strafen und der wirtschaftlichen Mißstände: »Gneisenau hat diese Pläne gemacht, viel Widerspruch gefunden, wie Du denken kannst, ist aber doch endlich durchgedrungen.« Am nächsten Tage erwähnt er bereits die agrarischen Reformpläne seines Ministers: »Es wird alle Untertänigkeit aufgehoben, der Bauer wird Eigentümer, jeder wird Güter kaufen, dismembrieren, parzellieren und die Dienste reluieren können, kurz, alle meine schönen Ideen hoffe ich in kurzem realisiert zu sehen. Weißt Du aber, woran es fehlt: an tüchtigen, begabten Männern.« »Was sagst Du«, schreibt er ein paar Wochen später, »zu den Neuerungen? Zu dem Edikt vom 9. Oktober? Nun kommt bald eines wegen des Militärs in eben dem Sinne und wegen der Schulen und wegen der Medizinalangelegenheiten. Wir überspringen Jahrhunderte!« Und in einem Brief vom 25. Dezember: »Ich versichere Dich, es geschieht das Unmögliche. Dem Herrn vom Stein könnten die Berliner und alle Preußen dereinst eine Statue setzen, und sie vergälten es ihm nicht. Letzt ist er über einen Gedanken um 2 Uhr morgens aufgestanden, arbeitete ihn aus, und am Mittag war der Courier weg. Und kein Gegenstand entwischt ihm; er beschäftigt sich mit allem. Zufällig heut Abend spreche ich mit ihm von den Mißbräuchen der Hof-Apotheke. Wie ich nur

anfange, zählt er mir alle vor, als wäre er dort Provisor gewesen, und hat schon den ganzen Plan, sie aufzuheben, im Kopfe. — Die Menschen sagen, es ist schwer mit ihm fertig zu werden; das ist nur insofern wahr, als sie zu dumm für ihn sind und er immer voraussetzt, daß sie alles wissen sollen. Diese Verbindung des Details mit den großen Ansichten kommt gewiß nicht wieder in der Welt vor.«

Beguelins Stellung zu dem Minister war die allerintimste. Er wohnte mit ihm an demselben Flur; denn Stein beschränkte sich lieber in der eigenen Wohnung, um ihn nur neben sich haben zu können; es kam wohl vor, daß er ihn des Morgens noch im Bett aufsuchte. Er müsse, schreibt Beguelin, schlechterdings den ganzen Tag arbeiten, von morgens um 6 bis abends um 9; um 11 Uhr komme der Minister vom König, um 3 Uhr seien die Kabinettsordres fertig; um 4 sei er bereits wieder bei der Arbeit. Seine Belohnung sei die ausgezeichnetste Behandlung. »Um 1 Uhr werde ich mit ihm spazieren gehen,« schreibt er einmal, »um 6 Uhr wollte er bei mir Tee trinken, jetzt ist er bei der Prinzessin Wilhelm zum Geburtstage, um 9 Uhr werden wir zusammen essen.« »Willst Du wissen, was ich bin, ich weiß es selbst nicht. Ich bin ein Maître Jacques, Kutscher, Koch, allerlei. Ich habe eigentlich den schönsten Posten. Mein Zimmer ist neben dem des Ministers, alles Wichtige, was ihm vorkommt, teilt er mir mit, beratschlagt, diskutiert, fordert meine Meinung. Ich mache Memoires, schriftliche Bemerkungen und dergleichen.« Es ist bezeichnend für den Stand der Forschung über diese größte Reformepoche unseres Staates, daß in dem Abschnitt, den ihr Pertz in seinem Buche über Stein gewidmet hat, Beguelins Name nicht einmal erwähnt ist.

Auch mit Gneisenau sah sich Beguelin damals täglich. Sie waren bereits bei einem Badeaufenthalt in Landeck im Sommer 1803 bekannt geworden und hatten sich vor einem halben Jahr in Königsberg, wo damals auch Frau von Beguelin weilte, wiedergefunden. Wie nahe sie sich bereits standen, zeigen die herrlichen, längst bekannten Briefe, welche Gneisenau aus den Tagen des heißesten Kampfes um Kolberg an Beguelin schrieb. Auch mit der Frau hat er bereits damals geistreich-galante Briefe gewechselt; bald darauf ward er mit Stein Pathe des ersten Sohnes, den sie in diesem Jahre ihrem Gatten schenkte.

Als Stein im Februar 1808, um die Verhandlung über die französische Kontribution mit dem Grafen Daru persönlich zu führen,

nach Berlin ging, blieb Beguelin zunächst in Königsberg zurück. Er folgte zwar nach einiger Zeit dem Minister, aber bei den Verhandlungen mit Daru bediente sich dieser Stägemanns, der nach Beguelins Urteil zwar »klug und geschmeidig, aber auch unbeständig und leichtsinnig« gewesen sei, seine Abende in Schauspielerkreisen verbrachte und dort durch indiskrete Mitteilungen viel Unheil angerichtet habe. So kam es zu einer Erkaltung zwischen den beiden Freunden, und Beguelin sah sich bei der Rückkehr Steins nach Königsberg veranlaßt, in Berlin zu bleiben. Zu der Zeit also, da der Minister seinen unvorsichtigen Brief an den Fürsten von Wittgenstein schrieb, der den Häschern Napoleons in die Hände fiel und seine Verbannung herbeiführte, war Beguelin nicht mehr um ihn. Seine Frau hat immer geglaubt, daß er den Minister von dem übereilten Schritte abgehalten haben würde: sie hätten, schrieb sie noch nach Jahren, zu beider Glück, ja zu dem von Tausenden sich nahebleiben sollen, weil der eine just das hatte, was dem andern fehlte. Den Grund der Entfremdung erblickte Beguelin in dem Fehlschlagen der Verhandlungen mit Daru; die Gegenpartei habe sich dadurch beim König wieder hervorgedrängt und Stein sei zu unüberlegten Schritten verleitet, überhaupt ungeduldiger und gegen objektive und selbständige Auffassungen unzugänglicher geworden. Es ist bemerkenswert, daß auch Niebuhr damals über die Veränderung in Steins Wesen Klage geführt hat: seine Ansichten seien schief geworden, seine Briefe hätten den Atem der Vertraulichkeit verloren, es müsse etwas Mysteriöses in der Zwischenzeit mit ihm vorgegangen sein.

Beguelin trat zunächst aus dem öffentlichen Leben ganz zurück, denn in den okkupierten Provinzen, unter französischen Beamten zu dienen verbot ihm sein Patriotismus; und diese Muße benutzte er zur Niederschrift der Memoiren über die reiche Zeit, die er soeben an der Seite des großen Ministers durchlebt hatte. Sie sind noch im Herbst 1808 begonnen und in wenigen Monaten zu Ende geführt worden. Es leuchtet daher ein, von welcher Bedeutung ein Urteil aus solcher Nähe und von einem so unterrichteten und würdigen Manne über den Reformator unseres Staates sein muß. In der Tat kenne ich keine Charakteristik Steins von der Hand eines Zeitgenossen, die sich mit diesem ausgeführten Bilde messen kann, und es dürfte überhaupt wenige Schilderungen geben, die so tief in das Wesen des gewaltigen Mannes eingedrungen sind, seine ganze Persönlichkeit so

klar und voll widerspiegeln. Schon die Erscheinung des Ministers wird uns überaus markig und lebendig vorgestellt: »Stein ist von mittlerem Wuchse und von kräftigem Körperbau, sein ganzes Äußere deutet Kraft an. Sein Kopf ist wohlgebildet, sein Ausdruck sprechend, seine Augen sind glänzend, seine Gesichtszüge wechseln mit seinen Empfindungen. Sein Blick ist sanft und freundlich, ein unwiderstehlicher Ausdruck von Wohlwollen spielt um seinen Mund, aber im nächsten Augenblick wird dieser Blick zornig und drohend und kann selbst den Verwegensten einschüchtern.« Er befinde sich, bemerkt der Autor mit einem Ausdruck der Frau von Staël, beständig im Gedankenfieber Die Gedanken entstünden und drängten sich in seinem Kopfe mit einer solchen Schnelligkeit, daß die Zunge nicht imstande sei, sie ebenso rasch wiederzugeben, daher es komme, daß er in lebhafter Unterhaltung stottere, sich verbessere und mitunter undeutlich oder mindestens mit einer Schnelligkeit spreche, daß man ihm kaum folgen könne; aber immer sei, was er sage, scharf und logisch gedacht. »Er weiß nicht, was Furcht oder Schüchternheit ist; niemals ist er ängstlich, und er scheint das Bewußtsein der geistigen Überlegenheit zu haben, die man ihm zugestehen muß. Er liebt sogar die Gelegenheiten, seine Kraft und seinen Mut zu betätigen; gern geht er der Gefahr entgegen, und gewiß würden niemals Drohungen den geringsten Einfluß auf diesen starken und stolzen Geist ausüben. Bei alledem ist er sanft, teilnehmend und sehr gefühlvoll, freigebig bis zur Übertreibung, edel in seinem ganzen Tun, fein und würdevoll in seinem Benehmen — so lange ihn seine Heftigkeit nicht fortreißt, ein Freund der guten Gesellschaft und selbst spöttisch, ohne boshaft zu sein.« Beguelin nennt sodann die anderen Eigenschaften des herrlichen Mannes, seine tiefe und freie Religiosität, die Fleckenlosigkeit seiner Sitten, sein eisernes Pflichtgefühl, die unermüdliche Arbeitskraft, die Schnelligkeit und Schärfe seiner Auffassung, sein wunderbares Gedächtnis, die Ausbreitung seiner Kenntnisse und die Verbindung großer Gesichtspunkte mit intimer Fachkenntnis. Staunenswerter noch als sein Wissen erscheint ihm die Größe seines Charakters, die Stärke seines Pflichtgefühls; sie sei bei ihm ein innerer Trieb, der seinen Geschmack und seine Neigungen beherrsche.

Wir werden dieser Charakteristik, so bewundernd sie ist, doch um so lieber vertrauen, als sie von einem Manne stammt, der von dem Minister soeben noch gekränkt und zurückgesetzt worden war.

Beguelin erklärt übrigens, er wolle auch die Fehler Steins ebenso unumwunden wie seine Tugenden schildern, doch weiß er nur die Leidenschaftlichkeit und Übereilung im Urteil namhaft zu machen, und erblickt darin nur wieder die Fortsetzung seiner edlen Eigenschaften, Äußerungen des inneren Feuers in ihm, ohne das er nicht der große Mann wäre, der er sei: Schwächlinge verletze er dadurch, ja, er überschreite auch wohl die gesellschaftlichen Formen, welche jene ängstlich beobachten: aber man könne nicht verlangen, daß das Feuer nur leuchte und nicht brenne. Er gleiche dem Sturme, der die Luft reinige, aber zuweilen auch ein Haus einstürze.

Unter den zahlreichen Porträts aus der höheren preußischen Beamtenwelt, welche die Memoiren enthalten, fällt durch besonders scharfe Zeichnung dasjenige von Barthold Niebuhr auf: »Herr Niebuhr, der Sohn des berühmten Niebuhr, eine wahre Enzyklopädie und Polyglotte, ein Mann von außerordentlichen Kenntnissen, gutmütig, sanft, liebenswürdig, aber von schwankendem Gemüt und noch schwankenderer Gesundheit. Wenn ich sein Gemüt schwankend nenne, so will ich damit nicht sagen, daß er das Unglück nicht mit Fassung ertragen hätte; aber er ist unbeständig. Früher vertraute er den Russen unbedingt, und nach dem Frieden beurteilte er sie gerade umgekehrt.« Ganz ähnlich hat Treitschke den genialen Gelehrten aufgefaßt, wenn er ihn »reizbar und abhängig von der Stimmung des Augenblicks« nennt. Wie gut die freilich scharfe Feder Beguelins zu zeichnen versteht, lehrt auch sein Urteil über Altenstein, dem er rechtschaffene und edle Gesinnung zuschreibt, auch Kenntnisse genug, die er sich aber nur durch eisernen Fleiß erworben habe: »Er arbeitete immer invita Minerva, hatte geringe Anlagen, wenig Gedächtnis und war eigentlich ein ungeleckter Bär. In seinem Kopfe sah es wunderlich genug aus. Er hatte sich auf die Fichtesche und Schellingsche Philosophie geworfen und gehörte in dieser Beziehung zu dem imitatorum servum pecus, und befand sich nicht selten in derselben Lage wie Arlekin, der, wenn ihn die Menschen nicht verstanden, ausrief: »Gott versteht mich«. Es ist doch sehr beachtenswert, daß Boyen noch nach Jahrzehnten fast das gleiche Urteil über Altenstein gefällt hat. Auch Schöns Charakter hat Beguelin mit auffallender Treffsicherheit zu erfassen gewußt; er beurteilt ihn genau so wie die heutige Geschichtsschreibung: »Herr von Schön ist der Sohn eines Amtmannes bürgerlicher Herkunft und geadelt. Er ist ein Mann von vielem Geist; ich möchte ihn weder einen Unruhstifter

noch einen Exaltierten nennen, und doch wäre er imstande, durch die Art von geistigen Fähigkeiten, die er besitzt, einen Staat umzustürzen. Er hat gewisse Systeme, von denen er nicht abgeht, und wenn darüber das Menschengeschlecht zugrundegehen sollte. Diese Systeme haben in der Regel eine glänzende Seite, aber auch eine hinkende. Übrigens kann er den Widerspruch nicht vertragen, redet wie ein Diktator, und mit einer Berufung auf Adam Smith oder auf einen Königsberger Professor Kraus glaubt er jede Erwiderung abgeschnitten zu haben.« Man weiß, zu wie argen Verdrehungen Schön sich in seinen Erinnerungen durch seine Rechthaberei und Selbstverliebtheit hat hinreißen lassen. Daß er es schon damals an sich hatte, die Tatsachen auf den Kopf zu stellen, lehrt uns ein Brief Beguelins an seine Frau vom 7. Oktober 1812, worin er einen Besuch bei dem Kollegen auf einer Reise in das französische Hauptquartier nach Wilna schildert. »Er ist der alte,« schreibt er, »nur etwas gemäßigter. Er sprach viel von der jetzigen Administration. Vieles übertrieb er, und ich widerlegte ihn, aber einiges war wahr... Nachdem er sich satt geredet, erinnerte ich ihn daran, daß er mir in Königsberg gesagt, Herr von Hardenberg würde ein viel besserer Administrator sein als Herr von Stein, und habe mehr Verstand. Er wollte es leugnen und behauptete, nicht er, sondern vielleicht Herr von Altenstein habe das gesagt; ich gab ihm mein Wort, daß er es gewesen, und zog daraus den Schluß, daß entweder damals oder jetzt die Leidenschaft ihn sprechen ließ.«

Auch über den König hat unser Autor das Wort ergriffen. Sein Urteil lautet nicht anders, als das aller Männer von Einsicht und Patriotismus, die dem hohen Herrn damals nahegetreten sind. Über den gerechten, ehrenwerten, bescheidenen Sinn Friedrich Wilhelms ist unter ihnen nur eine Stimme, aber ebenso einmütig beklagen sie die Verzagtheit und Unentschlossenheit, die er in den großen Krisen des Staatslebens an den Tag gelegt habe. Wie schwer er es damit den Männern der Reform und der Befreiung gemacht hat und welche Stimmungen unter diesen zuweilen darüber Platz gegriffen haben, dafür ist überaus charakteristisch ein Brief Beguelins vom 7. Dezember 1807. »Ich bin wütend«, schreibt er hier; »dem Eigensinn eines Mannes haben wir es zu verdanken, daß der Kurier den Kaiser in Paris nicht trifft. Wären wir in Königsberg gewesen, so war es nicht so. Alles ist ärgerlich. Herr von Stein meint, er würde es nicht lange so

aushalten. Das hat nichts zu sagen, ich werde ihn besänftigen, aber hole es der Kuckuck, ich kann es ihm nicht verdenken. Hufeland wird die Sache medizinisch angreifen.« Was gemeint ist, hören wir in gemäßigter Tonart aus den Memoiren: der König habe es verschuldet, daß ein Kurier, der an den Kaiser gesandt war, diesen nicht mehr in Paris getroffen habe. Napoleon sei bereits nach Italien abgereist gewesen. Die Verzögerung aber, welche auf die Verhandlungen wegen der Kriegskontribution sehr störend eingewirkt habe, sei nur dadurch möglich geworden, daß der König sich von Memel nicht habe trennen mögen, wo er ganz bürgerlich lebte und in der Lindenallee spazieren ging, ohne von Zuschauern belagert zu werden. Auch Hufelands ärztliche Gründe, die sich auf die bevorstehende Niederkunft der Königin bezogen, wollten zunächst nicht verfangen. Erst da er die Abreise als den dringenden Wunsch der Königin bezeichnete, der es Kummer verursachen würde, in Memel bleiben zu müssen, gab der Monarch als guter Ehemann nach.

Darin irrten sich nun freilich die Patrioten sehr, wenn sie glaubten, Napoleon durch rasches Handeln etwas abgewinnen zu können. Preußens Lage bildete damals für den Kaiser ein ganz sekundäres Moment, abhängig von den großen Richtungen seiner weltumspannenden Politik, seinen Beziehungen zu den großen Mächten, England und Rußland vor allem, die er selbst nicht einmal übersah und beherrschte, unter deren zwingender Gewalt auch sein scheinbar allmächtiger Wille stand. In Wahrheit haben Stein und Prinz Wilhelm bei ihm so wenig erreicht wie die früheren Unterhändler Kalkreuth und Brockhausen: erst das Weltereignis der spanischen Erhebung, die Niederlage von Baylen hat den Kaiser zur Nachgiebigkeit gegen Preußen oder vielmehr gegen Alexander I. veranlaßt. Es verhält sich mit jenem Beispiel ähnlich wie mit den andern Krisen der preußischen Politik bis ins Frühjahr 1813. Darüber, ob wir 1809, 1811 oder 1812 gesiegt hätten, wenn wir in den Krieg gegen unsern Unterdrücker eingetreten wären, wird man ewig streiten können; denn es wird immerdar mißlich bleiben, den unablässig in sich bewegten Strom des Geschehens, wo jeder Druck schon den Gegendruck hervorruft, nachträglich durch allerlei Wenns und Abers meistern zu wollen. Aber dennoch bleibt es freilich gewiß, daß Friedrich Wilhelm nicht durch seine Besonnenheit und Voraussicht, sondern durch seinen Kleinmut den Kampfeseifer der Patrioten gelähmt, und daß

es an ihm am wenigsten gelegen hat, wenn unsere Nation in den errettenden Kampf hineingerissen wurde.

Im Sommer 1810 trat Beguelin von neuem in den Staatsdienst, um fortan einer der tätigsten Mitarbeiter Hardenbergs zu werden. Schon im September sandte ihn dieser nach Paris, damit er die Verhandlungen über die preußische Kontribution endlich zum Abschluß bringe. Doch gelang es ihm damit erst auf einer zweiten Reise, die er im Januar 1812 antrat, und zwar in der vielgetadelten Konvention vom 12. Februar, die Preußen freilich von der alten Schuld freimachte, dafür aber zum Vasallendienst gegen Rußland verpflichtete.

Über diese Begebenheiten unterrichtet uns Frau von Beguelin, welche im Winter 1811 ihren Gemahl nur auf einige Wochen in Paris besuchte, auf der zweiten Reise aber ganz bei ihm war. Es sind Auszüge aus dem Tagebuch, das sie in diesen Jahren geführt hat, untermischt mit späteren Aufzeichnungen, die sie zwischen die wörtlich übernommenen Exzerpte so einfügte, wie es gerade ihre Erinnerung an das Ereignis mit sich brachte. Darin sind uns nun eine Fülle intimer Erlebnisse und feinsinniger Bemerkungen mitgeteilt. Ausführlicher verbreitet sich die geistvolle Frau über ihren zweiten Pariser Aufenthalt, bei dem sie als Gemahlin des preußischen Bevollmächtigten zu den ersten Männern des Kaiserreiches in Beziehung trat. Auch den Imperator selbst hatte sie Gelegenheit zu beobachten. Einmal sah sie ihn in der Kirche, neben Marie Luise. »Sie schien andächtig,« schreibt sie, »er aber schien die Menschen zu mustern und drehte dabei seine Hände in scheinbarer Ungeduld. Nichts verbot mir, ihn anzusehen, und mir kam es vor, als ruhe sein Blick auch lange auf mir. In den Augenwinkeln lag etwas Böses, was furchtbar sein mußte, wenn er zornig wurde, um den Mund aber Lieblichkeit, da er freundlich, fast lächelnd aussah. Könnte ich Dich wohl fürchten? dachte ich. Nein, sagte mein Geist, und ich mußte wohl heiter und kühn aussehen, denn so war mir zumute.«

Leider läßt uns das Tagebuch für den bedeutsamsten Abschnitt ihres Lebens im Stich, sie hat ihn nur aus dem Gedächtnis charakterisiert. Es war die Zeit, da ihr Mann allein in Paris war und sie im nächsten Vertrauen mit Hardenberg und Gneisenau zu Berlin lebte, als Zeugin ihrer feurigen Entschlüsse, die dem langen Zaudern und Kleinmut ein Ende machen und den großen Kampf gegen den Weltherrscher beginnen sollten. Sie schildert diese Dinge so, als ob sie es ge-

wesen sei, die unter Gneisenaus Antrieb den Kanzler zu dem großen Wagnis angefeuert habe. Wenn wir aber daran zweifeln und vielleicht eine Selbsttäuschung weiblicher Eigenliebe darin sehen möchten, so brauchen wir nur die Briefe Gneisenaus und des Grafen Schlabrendorf aus dieser Zeit an die außerordentliche Frau zu lesen, um ihre Aussage durchaus bestätigt zu finden. Niemand in der Tat ist in die kriegerischen Pläne des Staatskanzlers und seiner Freunde damals tiefer eingeweiht gewesen als Amalie von Beguelin, zu der Gneisenau mit schwärmerischer Verehrung aufblickte. Ihr Verhältnis zu diesem erfuhr eine leise Trübung durch den Abschluß der Februar-Konvention, worüber ihr Gemahl vielfachen, gewiß ungerechtfertigten Tadel seitens der Patrioten eintauschte; und die Männer sind sich beide seitdem niemals wieder recht nahegekommen. Doch bekannte Gneisenau gegen Frau von Beguelin schon im April 1812 seinen Irrtum, und im Sommer hat er von der englischen Reise her mit ihr und Hardenberg die intimsten Briefe gewechselt.

* * *

Über den Freiheitskampf, den die Beguelins zum Teil im Hauptquartier erlebten, hat uns Frau Amalie wieder in ihrem Tagebuch manche sehr wertvolle Mitteilung aufbewahrt, die uns die Stimmung des Moments zum unverfälschten Ausdruck bringt. So war sie zugegen, als Ancillons langatmiger, phrasenreicher Entwurf des Kriegsmanifestes verlesen wurde, an dessen Stelle dann Hippels Aufruf gesetzt worden ist. »Gestern Abend«, schreibt sie am 15. März, »wurde das Manifest gegen Napoleon vorgelesen. Es war sehr langweilig. Gneisenau meinte, es wäre gut — der Feind würde darüber einschlafen. Scharnhorst schlief wirklich dabei ein, Fürst Wittgenstein und Jacobi-Kloest, ehemaliger Gesandter in England, hörten eifrig zu. Grolmann und die anderen sahen sehr ruhig aus.« In Warmbrunn war sie Zeuge des Losens der Mannschaften, die zur Landwehr gingen, und es fiel ihr auf, daß mancher trübe und traurig dreinsah, dem, wie sie schreibt, das herrliche Los fiel, als Vaterlandsverteidiger zu fechten, vielleicht zu sterben. Freilich habe sie damals noch kein Lazarett und Schwerverwundete in der Nähe gesehen, und im allgemeinen sei der Enthusiasmus doch so groß gewesen, daß die meisten mit Ruhe und frohem Mut, ja mit Freude im Blick ihr Los empfangen hätten. Wir pflegen uns aber in der Tat wohl die Begeisterung, mit

der unsere Vorfahren den Ruf zum Kampf gegen die französische Unterdrückung aufnahmen, tiefer und allgemeiner vorzustellen, als sie gewesen zu sein scheint. Man wird gut tun, die Volksstimmung in ihrem Durchschnitt nicht nach den bekannten hervorleuchtenden Beispielen patriotischer Hingebung zu bemessen; ich glaube kaum, daß der Sturm nationaler Erregung damals das Herz unseres Volkes so gewaltig gepackt hat, und daß die Kampfesfreude so stark und allseitig gewesen ist wie im Juli 1870.

Mit Gneisenau kam es im Juni zu neuen Mißverständnissen, als er mit Grolmann und Clausewitz die Errichtung des Landsturms und die Verwüstung des reichen schlesischen Landes forderte. Lebhaft schildert Frau von Beguelin die erregte Szene, zu der es darüber zwischen dem Freunde und Scharnweber kam; die Herren erbitterten sich so, daß sie sich duellieren wollten. Um zum Guten zu wirken, trat Frau von Beguelin an Gneisenau heran und sagte, sie fände es ganz natürlich, daß er sich schießen wolle, aber jedenfalls werde er doch warten, bis der Krieg beendet sei; jetzt sei er sein Leben und seine Dienste dem Vaterlande schuldig, und es wäre pflichtwidrig, sich dem aus Privatinteresse zu entziehen. »Er wollte kalt bleiben,« schreibt sie, »aber es gelang ihm nur halb, es zu scheinen.« Weder Heinrich IV. noch irgendein anderer Held, setzte sie hinzu, würde in solchem Falle die Hand zur Versöhnung ausgeschlagen haben, auch der Staatskanzler nicht. »Ja,« erwiderte Gneisenau, »der Staatskanzler ist auch besser als ich. Ich würde falsch sein, wenn ich die Versöhnung verspräche.« Auch ward die Sache noch nicht beigelegt. Noch drei Wochen später, als der Vernichtungsplan bereits aufgegeben war, berichtet Frau von Beguelin im Tagebuch von einem Teeabend, zu dem sie Gneisenau, Grolmann, Clausewitz und Scharnweber bei sich vereinigt hatte: »Eine sonderbare Mischung! Ich hatte Angst, daß man das beabsichtigte Duell merken würde, aber es ging ruhig ab.« Und weiterhin: »Beguelin benahm sich sehr gut mit den verstandreichen Tollen. Gneisenau sah aus wie ein Truthahn.« Sie glaubte damals, in ihrem alten Freunde mehr Ehrgeiz zu entdecken, als es mit dem allgemeinen Besten verträglich sei; auch von Clausewitz, der ihr als der »Chef der Partei« erschien, meinte sie dies annehmen zu müssen; der »gemütlichste von den Dreien« schien ihr noch Grolmann zu sein. Wie heftig die Gemüter aufeinander trafen, zeigt auch die Aufzeichnung über den folgenden Tag, an dem Frau von

Beguelin mit ihrem Gatten und Hardenberg nach Breslau fuhr: »Beguelin, der Staatskanzler und ich sprachen viel über die unruhigen Köpfe. Eine Revolution schien jenen nicht unmöglich. Die Szene war letzt erschütternd.« Nicht die Radikalen, meinte sie, dürften die Oberhand behalten, sondern die Gemäßigten, die ruhigen, kräftigen, vernünftigen Menschen, die zu keiner Partei gehörten.

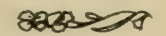
In der biographischen Skizze über Gneisenau, welche ihren Aufzeichnungen als selbständiges Stück beigefügt ist, hat sie seine Schwächen nicht verhehlt. Auch da betont sie, daß er nicht ohne den Wunsch nach Anerkennung und Ehren gewesen sei. Mehr als einmal habe er ihr seinen Unmut geäußert, daß ein anderer die Ehre genießen solle, wo er die Anstrengungen gehabt und die Opfer gebracht habe. Einst habe er gesagt: »Radetzky arbeitet gleich mir hinter der Gardine und verdient den Lorbeer, den man auf Schwarzenbergs Haupt setzt.« Er habe, gesteht sie sogar, bevor er daran gewöhnt war, den äußeren Glanz geliebt, vielleicht weil er ihn in der Jugend sosehr habe entbehren müssen. Auf diese harten Erfahrungen möchte sie auch die schroffe und ungelenke, besonders gegen Fremde ungewandte Art, und die Humorlosigkeit zurückführen, die sie an Gneisenau wahrgenommen hatte. Aber zugleich weiß sie das wahrhaftige, tief empfindende, allem Schein abholde, kampfesfrohe Herz des Helden mit ungemeiner Kraft und Wärme zu schildern. »Gneisenau«, schreibt sie unter anderm, »rühmte sich nie, noch weniger prahlte er. Alles war ihm, als müßte es so sein. Was er aber leisten und opfern konnte, verlangte er auch von anderen, gleichviel ob sie ihr Glück zerstörten, wenn es nur dem Staate nützte, und wollten sie es nicht freiwillig tun, so warf er ihnen wohl einen Strick um den Hals und zog sie fort, ohne daß sie sich dessen gleich deutlich bewußt waren. Menschenliebe war in ihm im allgemeinen nicht vorherrschend, und in der Wahl der Mittel war er oft zu wenig schwierig, aber ich sah ihn mit Tränen in den Augen, die ein Gefühl tiefer Verehrung und Rührung ihm entlockten, als er Tugenden fand, die ihm imponierten.« Mit Entzücken denkt sie an den Verkehr mit ihm im Freundeskreise, an die trauten Stunden am Teetisch, da er mit seiner stets gedrängten und geistreichen Rede und seinem herzlichen Empfinden alle fortgerissen habe: »Doch durfte er nicht scherzen. Das war nicht sein Terrain, und wenn er, was jedoch selten geschah, spaßhaft sein wollte, so zog ich ihn gleich davon ab.« »Er war«, fährt sie fort, »ein solcher geborener Soldat,

daß es ihm gleichsam gefiel, warf man ihm eine ganze Ladung Unrecht auf den Hals, aus der er sich künstlich herauswickeln und verteidigen mußte, was er stets geschickt zu seinem Glanze und mit Wahrheit tat. Nie hörte ich etwas Unwahres aus seinem Munde.«

Dem Bilde Gneisenaus, an dem, wie man sieht, Züge hervortreten, die noch von niemand so aufgefaßt sind, stellt Frau von Beguelin in nicht minder feiner Ausführung das Bild des Staatskanzlers gegenüber. Auch von dieser Charakteristik darf man behaupten, daß sie an sicherer und lebensvoller Zeichnung ihresgleichen sucht. Unübertrefflich hat sie es verstanden, die Mischung in Hardenbergs Persönlichkeit wiederzugeben, jene Verbindung zwischen aristokratischem und liberalem Wesen, seine bei aller Zwanglosigkeit doch stets vornehme Haltung, den ernsten und ehrlichen Willen, der aber unter seiner Neigung, sich zu zersplittern und Nebeneinflüssen zu folgen, leicht gehemmt und verdunkelt ward, seine Weichheit und Gewandtheit und sein Maßhalten, selbst wenn er, was wohl vorkam, heftig und zornig wurde. Seine Sprache sei dann ernst, gedrängt und kraftvoll gewesen, aber nie habe er sich so weit vergessen, daß sie an das Niedere und Gemeine streifte. Anderen habe er damit imponiert, und man habe ihn gefürchtet; ihr selbst sei es immer spaßhaft gewesen, wenn er mit drei langen Schritten das Zimmer durchmessen habe — so wenig habe es zu seiner Natur gepaßt. Ohne es zu wissen und zu wollen, bemerkt sie an einer anderen Stelle, sei er mitunter etwas Komödiant gewesen, doch mit ehrlichem Herzen; und er habe sich dieses Talentes nur bedient, wenn er in der Klemme war, um sich gewandt herauszuhelfen. »Seine Absichten waren stets gut, er wollte immer das Beste, ja, weil er immer das Beste wollte, erlangte er oft selbst nicht das Gute. Weil er sich häufig mit Nebendingen die Zeit zersplitterte, blieb ihm trotz seines Fleißes und seiner Gabe, schnell zu arbeiten, nicht immer genug Zeit für das Wichtigste«. Dabei betont sie doch die »wahrhaft zähe Ausdauer«, mit der er seinen Zweck gleich Gneisenau habe verfolgen können, fügt aber sofort sehr schön wieder die einschränkenden Worte hinzu: »Den Kanzler beherrschten die allmächtigen Stunden, und die Gegenwart galt ihm oft zu viel im Vergleich mit der Zukunft, die er nicht immer scharf ins Auge faßte.«

Als Frau von Beguelin ihre Auszüge aus den Tagebüchern ordnete, waren die Tage des Glanzes und des Glückes für sie längst vorüber. Ihren Mann hatte sie bald nach dem Kriege verloren, noch andere

Schicksalsschläge waren ihr zuteil geworden, selbst mit pekuniären Sorgen hatte die im Reichtum erzogene Frau zu kämpfen: aber in allem Kummer und unter schweren körperlichen Leiden hat sie sich ihre reine und tiefe Lebensauffassung voll bewahrt. Der edle Eindruck ihrer Persönlichkeit, den uns ihre Denkwürdigkeiten gewährten, wird verstärkt durch Äußerungen, welche der Herausgeber aus ihrer letzten Lebenszeit mitteilt. »Die Heiterkeit«, so lautet die eine, »folgt hinterher, wenn man der Melancholie gar keinen Vorschub leistet. Man muß mit sich selbst nur kein Mitleid haben, sich selbst gleichsam vergessen, als Null behandeln, in anderen und in ihrem Gedeihen sein Glück suchen. Wer sich stets in den Mittelpunkt der Welt setzt, sein erster Liebhaber ist, nur seine Freude, sein Leid empfindet, nicht in und mit andern fühlen kann, der wird stets wahrhaft einsam und verlassen sein, wie auch die äußeren Verhältnisse sich gestalten.« Worte, welche sie kurz vor ihrer völligen Erblindung niederschrieb, von der sie später zum Glück durch eine Operation wieder befreit ward. »Der Kampf mit dem Geschick«, schrieb sie damals, »ist wie das Rennen mit dem Kopfe gegen die Wand. Nur wir schaden uns in solchen Fällen. Wand und Geschick bleiben unverändert. Könnten wir uns früh vernünftig fügen, wie viel Herzweh ersparten wir uns! Wohl dem, in dessen Natur und Willen es gleich anfangs liegt.« »Am Rande des Grabes« kann sie sich aber sagen, daß sie ihrem Charakter »durch seine Geduld und Ergebung, durch seine Kraft des Willens mehr Freude als Leid verdanke.« Die »phlegmatischen, unpoetischen Naturen« möchte sie doch nicht glücklich preisen. »Wenn auch vieles Leid sie nicht ergreifen kann, so haben sie doch auch, möchte ich sagen, moralisch keine Augen für die schönsten Gegenden, keine Empfänglichkeit für die in der Schöpfung so groß und zart ausgestreuten Gaben, für unsern Geist und unser Herz«.



Fichtes Erlanger Professur.[1]

Die Berufung Fichtes nach Erlangen[2]), oder sagen wir lieber seine Einsetzung in die dortige Professur für spekulative Philosophie (denn alles kam von Berlin her, und die Erlanger selbst hatten nichts damit zu schaffen) erfolgte im Zusammenhang mit der Neuausstattung der fränkischen Universität, zu der die preußische Regierung im Sommer 1804 schritt. Diese aber hatte, ebenso wie die Neugestaltung Halles, an die sich die Erlangens unmittelbar anschloß, ihren letzten Grund in Vorgängen der großen Politik, in dem Zusammenbruch des Reichs und den politischen Neubildungen, die sich für die deutsche Staatenwelt daraus ergaben. Denn mit den Gliedern des alten Reiches, die dem von Westen her andringenden Sturm erlagen, verdarben auch die Hochschulen, die jene sich in der Zeit ihrer Lebenskraft geschaffen hatten; oder sie traten ein in den Verband derjenigen Staaten, die aus der allgemeinen Umwälzung gerettet und vergrößert hervorgingen, und erfüllten sich gleich ihnen mit frischer Lebenskraft, mit dem Geist, in dem die Regierungen den Neubau ausführten: weil diesen damit für ihre Unterrichtspolitik Aufgaben gestellt waren, welchen die alten Universitäten mit der Beschränktheit ihrer wissenschaftlichen Ziele wie ihrer Mittel nicht mehr gerecht werden konnten. So sehen wir denn gerade die beiden süddeutschen Staaten, welche durch die Spolien, die ihnen aus den Trümmern des alten Reiches

---

[1]) Gedruckt unter dem Titel »Fichte und sein Erlanger Universitätsplan« in der Festschrift zu Th. Briegers 70. Geburtstage. 1912. Auf Grund der Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin. Die Denkschrift Fichtes im Rep. 92, Hardenberg K. 30. Es ist die Reinschrift mit wichtigen Zusätzen und Varianten zu dem in den Nachgelassenen Werken (III, 277 ff.) edierten Konzepte abgedruckt, von mir a. a. O. und von Wilhelm Erben, Fichtes Universitätspläne, Innsbruck 1914.

[2]) Der Erlanger Plan, vom Sommer 1806, ein Vorläufer des Berliner Universitätsplans aus dem Herbst 1807, wollte nicht nur Ideen über die Reorganisation Erlangens geben. sondern umfaßte noch die preußischen und weiterhin alle deutschen Universitäten bis weit über die Grenzen des Reichs hinaus. Vgl. meine Geschichte der Universität Berlin I, 112 ff.

zugefallen, auf eine ganz neue Basis gestellt waren, Baden und Bayern, am eifrigsten bemüht, Lehrer für ihre Hochschulen zu gewinnen sowie ihre Sammlungen und Institute auszugestalten oder neue zu gründen. In Baden wandelten Karl Friedrich und sein Minister Edelsheim die alte Ruperta in die Ruperta-Carola um: eine völlige Neuschaffung; auf 80 000 Gulden wurden die Fonds der Universität erhöht. In Bayern wandte Graf Montgelas besonders dem neuerworbenen Würzburg, mehr noch als der alten Landesuniversität an der Isar, seine Gunst zu. Die Mittel dazu gaben die »Indemnitätsländer« her, für Bayern zumal die beiden Bistümer am Main, durch welche es sich bei der Auflösung des Reichsverbandes »schadlos« gehalten hatte, mit ihren reichen Fonds aus Stiftern und Klöstern. Dadurch konnte die Münchener Regierung Gehälter zahlen, welche in keinem Etat der alten Universitäten vorgesehen waren; auch mit gutklingenden Titeln wurde nicht gespart; zu Würzburg gab es Naturallieferungen und freie Wohnungen für die Professoren, und leergewordene Klosterräume für die Institute in Menge; auch waren die medizinisch-chirurgischen Anstalten, durch die reichen Fonds des Julius-Spitals genährt, schon von alters her in gutem Stande; besonders aber lockten die Witwenpensionen, welche die Münchener Regierung für die Neuberufenen auswarf. In Norddeutschland konnte nur Preußen mit dieser Freigiebigkeit konkurrieren. Jedoch beschränkte dies seine Reformen zunächst auf seine »Landesuniversität«, die Fridericiana in Halle; die altpreußischen Provinzuniversitäten, Königsberg und Frankfurt, wurden ebensowenig bedacht wie im Westen das fast schon aufgegebene Duisburg und das neuerworbene Münster oder die beiden Jesuitenfakultäten in Breslau. Die andern Staaten nördlich vom Main blieben ganz zurück, schon weil sie gar nicht in der Lage waren, aus neuen Erwerbungen neue Mittel bereit zu stellen. Hieraus, und nicht, wie man stets liest, aus Fichtes Vertreibung, die schon halb vergessen war, erklärt sich auch Jenas Niedergang: Paulus, Niethammer, Schelling zogen die Bayern nach Würzburg; die Preußen gewannen ihm für Halle Loder und Froriep ab und bewogen die Philologen Chr. W. Schütz und Ersch, mit der von ihnen geleiteten Literaturzeitung dorthin zurückzukommen. Die sächsischen Häuser gestanden, wie Fichte, der durch sie einst Verjagte, in seiner Denkschrift triumphierend schreibt, jedem, der es hören wollte, laut ihr absolutes Unvermögen, in der Bewerbung um akade-

mische Dozenten die Konkurrenz auszuhalten; er schöpfte daraus, sanguinisch wie immer, bereits die Hoffnung, daß sie gegen einige nutritorische und kuratorische Rechte ihre drei Universitäten — Jena, Wittenberg und Leipzig — ganz aufheben und sie mit den preußischen vereinigen würden. Selbst Göttingens Ansehen schien bedroht, gelähmt durch die französische Okkupation Hannovers, das als Besitztum der englischen Macht durch den Wiederausbruch des Krieges Napoleons gegen England bereits zu einer Zeit betroffen war, wo sich das übrige Deutschland noch des Friedens erfreute; sogar dort sah mehr als ein Dozent sich nach fremden Lehrstühlen um; selbst der ältere Eichhorn gab eine Weile dem Gedanken Raum, nach Halle zu gehen.

Auch Erlangen hatte das Übergewicht Bayerns zu fürchten. Sprach man doch schon im Reich davon, daß Bayern zu den fränkischen Bistümern auch den fränkischen Hohenzollernbesitz bald zu gewinnen hoffe; geflissentlich ward von München aus das Gerücht verbreitet, die Berliner Regierung denke daran, die Universität in Erlangen ganz aufzuheben. In Wirklichkeit lag nichts weniger in der Absicht des Freiherrn v. Hardenberg, der die fränkischen Fürstentümer selbst so lange Jahre regiert und sie mit dem preußischen Staat erst recht in Verbindung gebracht hatte. Von jeher hatte man in Berlin auf den fränkischen Besitz ganz besonderen Wert gelegt; schon Friedrich der Große hatte alle Anträge, auf die Sukzession zu verzichten, abgelehnt; denn von keinem Punkt aus ließ sich der Einfluß Preußens im Reich, gerade in den süddeutschen Kreisen, besser erhalten und vermehren, — Tendenzen, die für die preußische Politik in den letzten Jahrzehnten im Vordergrund gestanden hatten. Statt dessen sah es jetzt den größten süddeutschen Staat sich in den fränkischen Kreis vordrängen, der soeben noch ganz in der eigenen Machtsphäre gelegen hatte. Die Sympathie, welche Preußen als die protestantische Vormacht bei den evangelischen Ständen südlich vom Main erworben hatte (gerade dafür war Erlangen ein Vorposten gewesen), wurde durch die aufgeklärte Richtung, welche Graf Montgelas seiner Politik gab, einigermaßen ausgeglichen. Anderseits war zu vermuten, daß die katholische Grundfarbe des bayerischen Staatswesens mit der Zeit doch wieder hervortreten würde, und darum zu hoffen, dann in Erlangen aufs neue einen Rückhalt für die evangelischen Kreise Süddeutschlands zu gewinnen. Freilich, bei dem bisherigen Zustande der Univer-

sität war dies nicht denkbar, vielmehr zu erwarten, daß durch die plötzlich von allen Seiten her erhobene Nachfrage (auch in Rußland war man seit der Thronbesteigung des jungen Kaisers an ein eifriges Reformieren gegangen und bot den deutschen Professoren so viel oder mehr Rubel als sie daheim in Gulden empfingen) alle guten Kräfte fortgezogen und die Hochschule der völligen Verödung überliefert werde. Schon waren einzelne davongegangen, so die beiden hervorragendsten Juristen der Universität, Klueber und Gros, jener nach Baden, dieser nach Württemberg; auch einen der Philosophen, den tüchtigen Kantianer Abicht, hatte die Petersburger Regierung sich für Wilna geholt. In Berlin war man über diesen »Wucher mit den Vokationen« ärgerlich genug. Zumal Herr von Massow, der sich das geistige Leben kaum anders denn als einen Zweig der Staatsverwaltung denken konnte und Professoren und Schullehrer nur als Organe der Bureaukratie ansah, zürnte über die Habgier der Gelehrten, die nicht mehr mit den Gehältern der guten alten Zeit zufrieden sein wollten. Aber anders ging es nun eben nicht; auch er mußte in den sauren Apfel beißen; und so gab er den Vorschlägen, die Hardenberg für die Aufbesserung Erlangens, vielfach auf Grund von Vorschlägen und Gutachten der Professoren selbst, hatte ausarbeiten lassen, seine Zustimmung: unter dem 22. Oktober 1804 gingen, von beiden Ministern unterzeichnet, die »Meliorationsvorschläge« für die Universität an das Kabinett, aus dem sie im Lauf des November mit des Königs Unterschrift wieder herauskamen. Der Etat ward fast verdoppelt, ein Zuschuß von 15145 Talern (26504 Gulden) zu den 18000 Talern gewährt, von denen bisher Gehälter wie Institute und Sammlungen bestritten waren; darunter für die Neuberufenen (Ammon, Gros, der wieder zurückkam, Posse, Horn und Rothe) 9078 Gulden, rund 3400 mehr als für diese Stellen früher gezahlt waren. Die Mittel fand man ebenfalls in den durch Vergleich mit Bayern akquirierten geistlichen Gütern. Die Professur für spekulative Philosophie, für welche 1200 Gulden, dazu noch 5 Klafter Holz ausgeworfen waren, ward noch offen gehalten; der Winter war fast zu Ende, als man auch ihre Besetzung ins Auge faßte.

Auch an Fichte waren bereits von auswärts Anträge gekommen. Zunächst nach Charkow, danach, bevor er noch zu einem Entschluß gekommen war (denn er hatte die Auswanderung nach Rußland wirklich in Erwägung gezogen), nach Landshut. Hierhin wäre er recht

gern gegangen; er hatte sich mit einem der dortigen Kollegen, Professor Mosham, sowie auch mit offiziellen Persönlichkeiten in München in Verbindung gesetzt; Mosham selbst hatte einen Brief von ihm an den Geheimrat von Zentner, der das bayerische Universitätswesen unter Graf Montgelas leitete, übermittelt, und schon hatten die Zeitungen seine Berufung gemeldet. Unsere Phantasie könnte wohl die Vorstellung reizen, welchen Gang Lebenslauf und Gedankenwelt des großen Philosophen genommen haben möchten, wenn er in das Land übergesiedelt wäre, in dem Schelling soeben seine Herrscherstellung gewonnen hatte, und in dem bald darauf auch Hegel seine Wohnung aufschlagen sollte. Indessen zerschlugen sich diese Aussichten durch die Gegenwirkungen, die von München ausgingen; man sieht nicht recht, von welcher Seite, ob von Schelling und seinen Leuten oder von der altbayerisch-katholischen Partei her, die dann wohl an die Jenaer Vorgänge, den Atheismusstreit Fichtes, angeknüpft haben könnte.

Für die Berliner Regierung lag darin die dringende Aufforderung, sich den Mann nicht entreißen zu lassen, der nach Kants Tode neben Schelling (denn Hegels Stern war noch von geringem Glanz) der meistgenannte unter den deutschen Philosophen war. Fichte hatte in dem Winter wieder seine öffentlichen Vorlesungen gehalten und unter seinen Zuhörern Männer von maßgebendem Einfluß gehabt, wie den Geheimen Kabinettsrat Beyme und den Geheimrat von Altenstein, der schon in Franken unter Hardenberg gearbeitet hatte und das lebhafteste Interesse für den Wiederaufbau Erlangens, wo er selbst seine Studien begonnen hatte, besaß. Es konnte keine größeren Bewunderer Fichtes geben als diese Beiden. Doch war seine Rede nicht nach jedermanns Gefallen. Nicht bloß Nicolai und sein Kreis, sondern auch die um Schleiermacher waren seine Gegner. Und dem Minister von Massow, der für Erlangen gemeinsam mit Hardenberg den Vortrag beim König hatte, war seine Kandidatur ganz zuwider. Es war zu fürchten, daß der Antrag zu einem dissentierenden Bericht der beiden Minister führen würde. Hardenberg suchte diese Klippe dadurch zu vermeiden, daß er der Anstellung Fichtes die Form eines Kommissoriums gab; wozu es, wie er seinem Amtsgenossen am 4. März vortrug, der Allerhöchsten Genehmigung kaum bedürfen würde; er hoffte dadurch die Sache Massow selbst plausibel machen zu können. Er stellte ihm Fichte als einen Verlegenheitskandidaten dar: dieser

werde gar kein ordentliches Mitglied seiner Fakultät sein und sich nur des Sommers in Erlangen aufhalten, im Winter aber seine Berliner Vorlesungen fortsetzen. Dabei sollte er jedoch das etatsmäßige Gehalt voll erhalten, auch bei den Fakultätssitzungen jedesmal zugezogen werden, wenn es sich um allgemeine Verbesserungsvorschläge für die Universität handelte, und überdies der Auftrag in der Form einer wirklichen Bestallung ausgefertigt werden.

Massow ließ sich mit der Antwort Zeit. Als er sie gab, am 21. März, war es eine runde Absage. »Mehrere bekannte Vorgänge«, so schrieb er, »haben bei mir den Wunsch erzeugt, daß ich nie in den Fall kommen möchte, zur Anstellung des Professors Fichte auf einer Königlichen Universität mitwirken zu dürfen, und ich nehme keinen Anstand, solches Ew. p. auf das geehrte Schreiben vom 4. dieses, die Besetzung der Lehrstelle der spekulativen Philosophie auf der Universität Erlangen betreffend, freimütig und ohne Rückhalt zu eröffnen. — Auf jeden Fall kann ich darin nicht einstimmen, daß die etwaige Anstellung des p. Fichte ohne Vorwissen und Genehmigung Sr. Majestät des Königs geschehen soll, da es bekannt ist, daß Allerhöchstdieselben auf Gegenstände der Art eine besondere Aufmerksamkeit zu richten pflegen, und ebensowenig kann ich es für zweckmäßig halten, daß dem p. Fichte erlaubt sein soll, die eine Hälfte des Jahres in Erlangen und die andere in Berlin zuzubringen. Sollte derselbe angesetzt werden, so müßte er seine Zeit auch ganz der Universität widmen.«

Da nun Hardenberg um den König nicht herum konnte, ließ er Massow selbst beiseite und brachte die Sache allein, mit Beymes Hilfe, in Richtigkeit. Ein Anrecht dazu glaubte er aus den eigenen Worten Massows herleiten zu dürfen, die er nur als die Erklärung, dabei nicht selbst mitwirken zu wollen, und somit fast als eine Aufforderung dazu ausdeutete. Eine Interpretation, wie sie gewaltsamer kaum gedacht werden konnte. Beyme aber stimmte ihr völlig zu; er gab nur anheim, den Auftrag zunächst auf ein halbes Jahr zu beschränken unter dem Vorbehalt, den Lehrstuhl, sei es für Fichte, sei es für jemand anders, offenzuhalten. In dieser Form kam in der Tat der Antrag des Ministers unter dem 5. April an den König, der ihn am 9. bestätigte. Se. Majestät, so lautete der Entscheid, den Beyme sofort mit eigener Hand auf der Eingabe selbst fixierte, »wollen wünschen, daß der Fichte dem Vertrauen, was Referent auf ihn gesetzt, entsprechen und die harten Urteile seiner Gegner widerlegen werde;

deshalb den Antrag genehmigen.« Worte, schon von anderem Klang als diejenigen, mit denen einst Friedrich Wilhelm III. dem Philosophen das Asyl in seinen Staaten gewährt, als ihm die Gewißheit genügt hatte, daß Fichte ein ruhiger Bürger und entfernt von allen gefährlichen Verbindungen sei, und er es dem lieben Gott hatte überlassen wollen, sich mit dem angeblichen Leugner seines Namens auseinanderzusetzen: ihm selbst tue das nichts. Die Zuversicht jener Tage war bereits erschüttert und der König selbst dem Mißtrauen in den freien Geist zugänglich geworden; aber er folgte doch noch, wenn auch zögernd, dem Rate derer, die den Glauben an die Wesensverwandtschaft philosophischer Aufklärung mit dem Geiste Preußens sich bewahrt hatten.

Unverweilt wurden die Beschlüsse zur Ausführung gebracht, Herrn von Massow Eingabe wie Kabinettsorder, unter Hinweis auf seinen Verzicht an der Teilnahme, übermittelt und das »Kommissorium« für den Erlanger Senat wie für Fichte selbst ausgefertigt. Massow war außer sich — und wer mag es ihm verdenken! Jedem Satze seiner Antwort, die er mit zitternder Hand niederschrieb, spürt man die Erregung an, die ihn darüber ergriffen hatte. Auch dem König sandte er seinen Protest zu. Aber dieser ließ sich nicht umstimmen; zumal da Massow keinen Kandidaten für den erledigten Stuhl wußte; denn auf Schelling, zu dessen Berufung nach Halle, wohin Reil ihn hatte haben wollen, er halb und halb geraten hatte, war er jetzt nicht mehr zurückgekommen; er hatte nur einen völligen vir obscurus, den Feldprediger Gerlach in Landsberg, nennen können. So erreichte er nichts als ein paar begütigende Zeilen Hardenbergs, der ganz erstaunt tat über den »unerwarteten« Einspruch und seine »bona fides« mit starken Worten beteuerte: er habe sich genau an des Kollegen Brief gehalten, der ja seine eigene Mitwirkung verweigert, dafür aber des Königs Mitwirkung gefordert habe.

Auch Fichte war, wie anzunehmen, mit der für seine Berufung gewählten Form einverstanden; er wird wohl selbst alles mit seinen staatsmännischen Freunden beredet haben. Entsprach es doch ganz seinem Sinn, den Boden, auf dem er den Pflug einsetzen wollte, erst zu prüfen. Denn er dachte nicht daran, sich als ein bloßes neues Rad in die Maschine einsetzen zu lassen: sondern er wollte diese selbst neu montieren oder, um mehr in seinem Geiste zu sprechen, ein neues Organ des neuen Lebens, das er ausbreiten wollte, schaffen.

Womit er in Jena gescheitert war, das wollte er jetzt hinausführen: nicht bloß die Studentenschaft, sondern den Lehrkörper und das Lehrsystem, die Universität und das ganze Universitätswesen wollte er von Erlangen aus reformieren, mit einem neuen Geist, dem Geist seiner Philosophie erfüllen.

Aufgekeimt waren ihm diese Gedanken seit der großen Enttäuschung in Jena, im Zusammenhang mit der Abwandlung, die von daher seine Weltanschauung erfahren, dem pessimistischen Einschlag, den sie seitdem gewonnen hatte. Durch Druckschriften oder auch nur durch Kathedervorträge des alten Schlages, die nichts weiter wären als ein ewig sich wiederholendes Ableiern der Bücherweisheit, sei der Welt nicht beizukommen; auf diesem Wege werde die Philosophie, die nunmehr als Wissenschaft auch der Form nach vorhanden sei, ganz verlorengehen; denn das Philosophieren sei eine Kunst, die erst allmählich gelernt und geübt werden müsse, ehe man zu dem eigentümlichen Sinne, in welchem der Philosoph sich der gewöhnlichen Sprache bediene, sich erhebe. Also müssen wir philosophische Schulen errichten: eine Partei, eine Glaubensgemeinschaft uns erschaffen. Zur Zeit der Jenaer Kämpfe hatte Fichte eine Weile geglaubt, dies ohne die Hilfe des Staates, die ihm damals entzogen ward, bewirken zu können; er hatte gehofft, ein paar der Jenaer Kollegen mit sich zu ziehen; aber niemand war ihm gefolgt. Nun endlich schien seine Zeit gekommen: der Staat, der den Verfolgten aufgenommen, dessen leitende Männer der Vereinsamte zu Freunden und Hörern gewonnen, in dessen Hauptstadt er die Grundlagen seiner Lehre neu geprüft und öffentlich vorgetragen hatte, gab ihm einen Lehrstuhl und die Vollmacht, die akademische Jugend in dem Geiste seiner Philosophie zu erziehen. Erfüllt von diesen Gedanken, kam er in den Frühlingstagen des Jahres 1805 in der fränkischen Universität an.

Die Erlanger empfingen ihren Gast mit aller der Achtung, die seines Namens würdig war und dem Glanze entsprach, der so plötzlich über ihrer bis dahin recht im Dunkel liegenden Universität aufleuchtete. Da der Katalog schon heraus war, als Fichtes Vorlesungsanzeige eintrat, ließ der Senat ihm zu Ehren einen Neudruck veranstalten. In seiner Hauptvorlesung, den Institutiones omnis philosophiae, erschienen mehr als 80 Zuhörer, darunter Professoren, Kaufleute und Beamte; auch durchreisende Fremde suchten gern das Kolleg des großen Philosophen auf. Ein wenig verletzt fühlten sich die beiden

Fachgenossen, Breyer und Mehmel, durch das Motiv, das in dem Anstellungsdekret angegeben war von einer Lücke im Lehrfach der spekulativen Philosophie an der Universität; denn sie waren selbst beide auf die spekulative Philosophie verpflichtet. Indessen standen sie in ihren Anschauungen Fichte zu nahe, als daß sie sich ihm hätten entgegenstellen mögen; Mehmel hatte sogar in dem Atheismusstreit für ihn Partei ergriffen und trat ihm in Erlangen bald näher als jeder andere. Jedenfalls waren die Erwartungen, die Fichte selbst seinen neuen Kollegen entgegenbrachte, von Anfang an sehr viel geringer als die ihrigen, und sie wurden überdies in wenigen Wochen bis auf ein Minimum herabgestimmt. Nun darf man es zugeben, daß der Ruhm mancher der gelehrten Herrn über das Weichbild Erlangens nicht weit hinausreichte, und daß die Lobpreisungen, welche sie untereinander (wenigstens ex officio) freigiebig austeilten, bei der undankbaren Nachwelt vergessen sind: auch Wilhelm von Humboldt fand, als er 3 Jahre später auf seiner Heimkehr von Rom Erlangen besuchte, wenig zu bewundern; und der Medizinalrat Langermann in Bayreuth, bei dem Fichte auf seiner Heimreise einkehrte, mag ihm Ähnliches von den Eindrücken, die er ein halbes Jahr zuvor in Erlangen gewonnen, berichtet haben. Aber ein Urteil, wie Fichte in seiner Denkschrift es ausspricht, verdienen Männer, wie der Mediziner Henke und Schreger, dessen Buch über die Säugetiere damals als »klassisch« anerkannt war, und der Rufe nach Tübingen wie nach Wittenberg abgelehnt hatte, oder die Neuberufenen, Horn, der spätere Berliner Mediziner, der Theologe Ammon und vor allem der Jurist Karl Heinrich Gros, den Hardenberg durch persönliche Intervention in Stuttgart aus der Haft, in die ihn des Schwabenkönigs Tyrannei gehalten, nach Erlangen zurückgebracht hatte, wahrlich nicht. Ein Esper mochte als Lehrer wenig taugen; aber daß er mit seinem Gehalt von 100 Talern, unter Zusetzung seines ganzen Vermögens, unter Hunger und Entbehrung in 20 Jahren ein bedeutendes Naturalienkabinett (er war Botaniker und Zoologe, und sein Werk über die Schmetterlinge berühmt) zusammengebracht hat, darf wohl als seltenes Beispiel von praktischem Idealismus bezeichnet werden; einen »Märtyrer seiner Wissenschaft« nennt ihn Hardenberg in einer Eingabe an den König. Fichtes Radikalismus aber verwarf die einen wie die andern; er gönnte keinem seine Stellung, man möchte fast sagen sein Leben. Der einzige, den er anerkannte, war Mehmel, der sich ihm ergab;

und auch ihn nur, weil, wie er schreibt, er als »der kräftigere unter den Schwächeren dennoch fast der einzige sei, der höhere Kraft anzuerkennen und sich ihr unterzuordnen vermöge.« Damit war also auch Hildebrandt gerichtet, der Physiker und Chemiker, damals einer der besten Männer an der Universität, der drei Berufungen, nach Heidelberg, wohin ihn Karl Friedrich wiederholt und persönlich eingeladen, nach Jena und Wittenberg, ausgeschlagen hatte, und der bei Fichte selbst (wie dieser übrigens auch bei ihm) die Vorlesungen hörte und ihm auf jede Weise die Wege geebnet hatte. Fichte warf auch den Kantianer Gros zu den Toten, den er von Jena her kannte, und der in seinem Erlanger Sommersemester Prorektor der Universität war, den Freund Schillers und Humboldts, einen Mann, den die Geschichte seiner Wissenschaft noch heute mit Ehrfurcht nennt, und dessen »Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft oder des Naturrechts« nach dem Urteil ihres Historikers, »abgesehen von der Gediegenheit der philosophischen Vorbildung, durch die Kürze und Energie der Deduktion, sowie durch feines Taktgefühl in den Einzelheiten« alle älteren Naturrechtslehrer übertrifft und zu Feuerbach und Hegel hinüberführt[1]). Dies berührt um so seltsamer, als derjenige, dem Fichte als Juristen die Palme reicht, und von dem er in der Denkschrift urteilt, daß er in Erlangen eine ganze juristische Fakultät bilden könne, wie sie nicht leicht eine andere Universität besitzen dürfe, ein ehemaliger Schüler von ihm, ein gewisser Dreßler, weder damals noch später irgendeine Spur seines Wirkens hinterlassen hat[2]).

Mit eingewirkt auf das strafende Urteil der Philosophen haben jedenfalls die Erfahrungen, die er in seinen Vorlesungen machte. Denn bereits von Pfingsten ab lichtete sich sein Auditorium; die Studenten saßen lieber (Fichte las in den Nachmittagsstunden) draußen in den Bier-

[1]) Landsberg, Gesch. d. deutschen RW. III, 1, 518.

[2]) Und dasselbe gilt von den andern, in denen Fichte das Heil Erlangens erblicken möchte. So von dem Studienlehrer Stutzmann, der, von Schelling herkommend, sich zu Fichte bekehrte, Glandorf, von dem ich nur aus den Akten weiß, daß er im Sommer 1805 in Erlangen promovierte, und von Kayser, von dem ich nichts zu melden habe; denn mit dem Theologen G. Ph. Ch. Kaiser (Kolde passim) wird er kaum identisch sein. Unter den Personen, welche die von J. H. Fichte in den »Lichtstrahlen aus J. G. Fichtes Werken und Briefen« S. 88 f. mitgeteilte Zuschrift an Fichte vom 8. Juli 1805 (s. u.) unterzeichnet haben, finden sich ebenfalls außer Marheineke, Hildebrandt (und etwa Ohm, ob aber identisch mit S. Simon Ohm?) nur noch die unbedeutendsten Dozenten an der Universität, der Mathematiker Rößler und der Statistiker Lips.

gärten, und auch die Kollegen, oder wer sonst seine Vorlesungen besuchte, fanden nicht mehr regelmäßig den Weg zu ihnen. Durchgreifend wie er war, hielt er hierauf seinen Zuhörern eine gewaltige Bußpredigt und bestrafte sie dadurch, daß er sein öffentliches Kolleg, über das Wesen des Gelehrten, schloß; ob die Petition, in welcher die nichtstudentischen Hörer um die Wiedereröffnung baten, ihn auf das Katheder zurückgeführt oder ob er diese Vorlesungen, die er im folgenden Winter veröffentlichte — eine seiner gewaltigsten Schriften — zu Hause in Berlin zu Ende geführt hat, muß dahingestellt bleiben.

Als er im September von Erlangen schied, glaubte hier bereits kaum jemand, daß er wiederkommen werde. »Herr Fichte«, so meldete am 9. August Marheineke an Schleiermacher, »befindet sich bei uns nicht aufs Beste, denn es ist hier so wenig philosophischer Sinn. Er wird im künftigen Monat nach Berlin zurückkehren und vermutlich nicht wiederkommen[1].«

Wenn also Fichte schon bei seinem Auszug nach Erlangen seinen Plan einer Universitätsreform mitgenommen hatte, so trieben ihn die Erfahrungen, die er dort gemacht, um so mehr dazu an, die Gedanken auszuarbeiten, die das deutsche Universitätswesen von Grund aus umwandeln wollten und nur im Land Utopien hätten realisiert werden können. Zunächst brachte er im Januar 1806 die Vorlesungen »Über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit« heraus; wie er in der Vorrede sagt, als einen Rechenschaftsbericht über seine Erlanger Tätigkeit. Danach, im März, erwirkte er die Verwandlung seiner provisorischen Anstellung in eine definitive; um jedoch, sobald ihm die Bestallung ausgehändigt war, gleich für das Sommersemester sich einen Urlaub zu erbitten, den er auf die Ausarbeitung seiner Ideen zu verwenden gedenke. Und auch dieser ward ihm bewilligt (9. April 1806).

Wie weit Hardenberg sich auf die Vorschläge Fichtes eingelassen, ob er sie überhaupt in Erwägung gezogen hat, läßt sich nicht ausmachen; annehmen möchte ich, daß sie, wenn er sie gelesen, seiner rationalistischen und durchaus praktischen Denkweise nicht zugesagt haben. Seinem Geheimrat hingegen, dem Freiherrn von Altenstein,

[1]) Aus Schleiermachers Leben IV, 116: Marheineke fährt fort: »Ich höre mit unsern Professoren die Wissenschaftslehre bei ihm in einer Privatvorlesung; der Plato tritt in jeder Stunde markanter bei ihm hervor. Schelling verkennt er durchaus; er polemisiert sehr heftig gegen ihn; unter dem Abstraktum der Blindheit ist immer der Würzburger Philosoph gemeint.«

dem er den Plan zur Begutachtung zuschickte, imponierte derselbe ungemein. Am 26. Juli reichte dieser ihn dem Minister zurück, mit einer eigenen ausführlichen Denkschrift, indem er alles rückhaltlos billigte und die Ausführung dem Professor Fichte als dem »ersten Erfinder« voll anvertraut wissen wollte.

Altenstein hatte selbst, und gerade in Erlangen, als Student Erfahrungen genug gesammelt über die Nutzlosigkeit eines Studiums, das auf nichts als dem Hören abgelesener Kollegienhefte bei eingerosteten Dozenten beruhte. Er habe, schreibt er, bei einem Historiker und Statistiker wie Meusel nie eine Ahnung bekommen von dem, was Wissenschaft sei, oder bei dem gelehrten Mathematiker Mayer lauter Fragmente, keine Idee des Ganzen und Wesentlichen. »Mir kommt«, schreibt er, »die ganze akademische Einrichtung als Unterrichtsanstalt gerade so wie das Jungenlernen bei dem Handwerker vor. Man lernt in einem langen Zeitraum unvollständig und zufällig, was man bei zweckmäßiger Einrichtung in kurzer Zeit erlernen könnte.« Einen Gewinn von den Vorlesungen hatte er erst in Göttingen erhalten durch das Repetenteninstitut, das dort geschaffen war. Eben hierin erblickte er den wesentlichen Inhalt des Fichteschen Planes. Das aber war nicht Fichtes Meinung; so wenig wie etwa die Einrichtung von Seminarien und Demonstrationskursen neben den Kollegien, in welcher sich der Universitätsunterricht seitdem fortentwickelt hat und unablässig neue Zweige ansetzt. Dergleichen existierte ja, auch abgesehen von der medizinischen Fakultät, bereits in Erlangen, in dem philologisch-scholastischen Seminarium des alten Harleß und dem homiletischen Ammons. Was Fichte wollte, war etwas durchaus anderes. Er wollte nicht das vom Katheder Vorgetragene durch Repetitionen, Disputationen, Examinatorien den jungen Köpfen fester einprägen, sondern durch den Gedankenaustausch zwischen Lehrern und Schülern, wie unter den Lehrern selbst, die die Welt im Innersten zusammenhaltenden Gedanken, so wie sie sich aus einem jeden historischen und naturhistorischen Wissensgebiet herausdestillieren ließen, zur Erkenntnis bringen und die so erworbenen Ideen sogleich zum Aufbau der sittlichen Welt benutzen. Das alles aber im Sinne seiner eigensten Philosophie als derjenigen Erkenntnis, die alle Rätsel der Welt löse, und somit unter der Kontrolle von ihm selbst. Während Altensteins Wünsche und Gedanken im Grunde auf nichts anderes als auf eine Bureaukratisierung des Unterrichts, eine staatliche Kontrollierung der Wissenschaft

hinausliefen, waren in Fichtes Erlanger Plan bereits die Grundlinien angedeutet, die er im Jahr darauf für die Berliner Universität weiter ausgebildet hat.

Auch das politische Ziel war von Altenstein weit enger gesteckt als das Fichtes, das über die Grenzen des Staates und der Nation weit hinausreichte und die Menschheit selbst umfaßte. Altenstein war damals, nach dem Verluste Ansbachs, von der Sorge erfüllt, daß auch der Rest der fränkischen Besitzungen der Hohenzollern, seiner Heimat, daß auch Bayreuth Preußen entzogen und in die Hände Bayerns fallen könnte. Er hat in denselben Wochen eine Denkschrift ausgearbeitet, datiert vom 2. August und für den König selbst bestimmt, in der er ausführt, auf welche Weise dieser Verlust von dem Staate abgewandt werden könne. Vor allem weist er auf die Weckung der geistigen und moralischen Kräfte hin, durch welche man schon früher Preußens Einfluß in Süddeutschland gefestigt habe, und die ihn auch in Zukunft am besten sichern könne. In diesen Zusammenhang gehört auch die Denkschrift, in der er Fichtes Plan seinem Minister empfahl. Wenige Wochen später, und die Katastrophe trat ein, die nicht nur den Rest des hohenzollernschen Franken der Krone entriß, sondern ihren Gesamtstaat stürzte und an den Rand des Abgrundes brachte. Auch für Fichtes Erlanger Pläne und seine Professur an der fränkischen Universität selbst bedeutete dies das Ende. Seine neue Bestallung war ihm selbst kaum zu Gefallen; denn sein Reformplan war offenbar auf seine Anwesenheit in Berlin während der Wintermonate berechnet[1]) auf den dauernden Aufenthalt in Erlangen gerichtet. Er hätte daher zum Herbst nach Erlangen zurückgehen müssen und hatte wirklich bereits alles zur Übersiedelung eingerichtet, als der Ausbruch des Krieges ihn aufs neue dazu brachte, den König selbst um die Erlaubnis zu bitten, seinen Wegzug aufzuschieben. Und damit war seine Erlanger Professur für immer aufgegeben.

[1]) Da er die Redaktion des geplanten Jahrbuchs aller Universitäten bei der Regierung einrichten wollte, sich selbst aber zweifellos als den Redakteur dachte. Demgemäß nehme ich an, daß der Plan des Wechselaufenthaltes zwischen Erlangen und Berlin von ihm selbst herrührte. Auch die Bemerkung über eine Abänderung in der Königlichen Bestallung im Brief vom 5. April 1806 deute ich in diesem Sinne.



Freiheit und Macht im Lichte der Entwicklung der Universität Berlin.

Rede zum Antritt des Rektorates der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, gehalten in der Aula am 15. Oktober 1911.

Nur vier Tage trennen uns noch von einer neuen Säkularerinnerung unserer Alma Mater, von der Stunde, da die Universität, die im Herbst 1810 ohne Sang und Klang eröffnet war, zum erstenmal zusammentrat, um den Beginn des neuen Studienjahres feierlich zu begehen: am 19. Oktober 1811 hielt ihr erster erwählter Rektor, Johann Gottlieb Fichte, seine Antrittsrede. Es war in der alten Aula, jedoch nicht an der Stelle noch auf dem Katheder, von dem später sooft Meister akademischer Beredsamkeit zu uns und unseren Vorgängern gesprochen haben. Denn dieser ist erst in den zwanziger Jahren nach einer Zeichnung Schinkels errichtet worden, und die alte Cathedra Universitatis stand auf der entgegengesetzten Seite, wo sie die Tür zum Senatssaal ganz verbaute, so daß die Professoren bei ihrem Einzuge in die Aula gezwungen waren, wie aus zwei Engpässen hervorzubrechen, um zu ihren Plätzen zu gelangen. Auch fehlte die Schar verehrter Gäste, welche die Universität, wie seit langen Jahren, so auch heute wieder begrüßen darf. Lehrer und Schüler waren ganz unter sich. So war es ausdrücklich beschlossen worden. Nur durch Anschlag am Schwarzen Brett war die Einladung ergangen, und nur an die Studierenden war sie gerichtet; wie ja noch heute die Tabula invitatoria, welche der Senat zu dem Ehrentage seines neuen Rektors aussendet, sich nur an die Lehrer, von der Akademie und der Universität, und an die Kommilitonen wendet. Diese aber — so werden wir sagen dürfen — waren vollzählig versammelt; denn der Saal konnte sie noch alle bequem fassen, und die Bedeutung des Tages wie des Redners war groß genug, um sie (kaum 500 Köpfe, nicht mehr als heute der Lehr-

körper zählt) herbeizuziehen. Und so dürfen wir denn unter den Professoren, die den Worten ihres neuen Rektors lauschten, an Männer denken wie Hufeland und Rudolphi, Schleiermacher und De Wette, Böckh, Savigny und Eichhorn; unter den Studenten aber, um nur einige zu nennen, an Heinrich Eduard Dirksen und Homeyer, an Zumpt und Twesten, Peter Krukenberg und Artur Schopenhauer, Söhne der Alma Mater, deren Ruhmeskränze heute neben denen ihrer Lehrer hängen; und gewiß auch an manchen der Helden, denen schon im zweiten Jahre danach die Siegesgöttin den Lorbeer auf das bleiche Haupt gedrückt, und deren Namen nur die eherne Tafel an der Stirnseite des Saales dem Gedächtnis der Nachwelt aufbewahrt hat.

Zu ihnen allen sprach der Philosoph. Es war in Wahrheit eine Oratio pro domo: den Geist, der in dem Hause der Alma Mater wohnen werde, deutete er aus. Es war — wie hätte es bei diesem Redner anders sein können — der Geist der Freiheit. Sie rief er als die Herrin des Hauses aus. Von allen Seiten sei sie gesichert: von oben durch das Wort des Königs und die helle Denkungsart seiner Räte; im Innern durch die akademischen Gesetze und die Gesinnung der Lehrer, denen nichts mehr am Herzen liege als sie zu pflegen und zu schützen; nach außen — durch die Gleichgültigkeit der anderen Stände, welche gar keine Berührung mit der Universität begehrten, auch durch die Größe und Wohlhabenheit der Stadt, die noch andere Quellen des Wohlstandes besitze und darum von einer Auswanderung der Studentenschaft nichts zu befürchten habe; und selbst die sittlichen Gefahren, so meinte Fichte, kämen in Berlin an die Studenten weniger heran als in kleineren Städten. Nur von einer einzigen Stelle drohe noch die Möglichkeit einer Störung der akademischen Freiheit: aus dem Schoße der Studentenschaft selbst. Und nun folgte eine Zornrede des Kampfgewohnten gegen die Orden und Landsmannschaften, mit denen er schon in Jena Krieg geführt, und denen er abermals Fehde ansagte, nicht ahnend, daß er darüber mit seinen Kollegen selbst in unlösliche Konflikte geraten, daß er — der einzige von allen unsern Rektoren — schon nach einem halben Jahr den Platz, auf den sie ihn gestellt, räumen, und daß über sein Leben fortan der trübe Schleier der Resignation gebreitet sein würde, aus der ihn erst ein letzter Kampf, der Kampf für des Vaterlandes Freiheit, reißen sollte.

Wäre der Universitätsplan, den Fichte vier Jahre zuvor im amtlichen Auftrage ausgearbeitet hatte, zur Ausführung gelangt, er würde

solcher Sorge nicht bedurft haben. Denn die Freiheit, die er meinte, hätte dann ein Haus, eine Burg gehabt mit unersteiglichen Mauern und unzerbrechlichen Toren. Lehrer und Schüler wären ungetrennt beieinander gewesen, einheitlich erzogen, genährt, gekleidet, abgeschlossen gegen jeden Hauch eines fremden Geistes, in Lehre und Forschung nur darauf aus, die eine Bahn zu ziehen, das Reich der Idee zu erweitern, den Gedanken zu immer höherer Freiheit, immer größerer Klarheit zu entwickeln. Der Philosoph des Idealismus selbst hätte den Schlüssel zu dem Hause dieser Freiheit und zu den Pforten jeder Fakultät gehabt; nur wer in seinem Geiste gebildet, durch ihn geprüft, Meister in seiner Philosophie geworden, wäre zur Anstellung im Staate gelangt. Ein heiliges Feuer hatte diese »Kunstschule des rechten Verstandesgebrauches« werden sollen, von dem unablässig Fluten des reinsten Lichtes, ein immer neu pulsierendes Leben in alle Poren und Adern der Gesellschaft, des Staates, der Nation, ja der Menschheit eindringen würden. Es wäre die Macht gewesen in der Hand der Freiheit: das Papsttum der Wissenden wäre damit aufgerichtet und beide Schwerter ihm ausgeliefert worden.

Jedoch aus diesem Plan war nichts geworden; wie eine Seifenblase war er zergangen, zugleich mit dem ersten Versuch einer Gründung der Universität, dem er entstammte. Humboldt aber hatte den Rat des Philosophen verschmäht, und grollend hatte dieser beiseite gestanden. Auch jetzt verriet Fichte von jenen Gedanken nichts. Nur auf das Ziel wies er hin und auf die Gefahr, die auf dem nicht voll gesicherten Wege laure. Auch so aber werden seine streitbaren Worte unter den Zuhörern Widerspruch genug erweckt haben. Und nicht bloß unter den bemoosten Burschen im Parterre des Saales, die von fremden Universitäten oder aus der medizinischen Fachschule in Berlin herübergekommen waren: auch die Kollegen mögen manche Wendung der Rede kopfschüttelnd vernommen haben. Von einem können wir dies mit Gewißheit sagen; und von neuem glauben wir ihn vor uns zu sehen, das geistreiche Gesicht umrahmt von den noch braunen Locken und ein leises Lächeln um den fein geschnittenen Mund: ihn, den Senior der Theologen, den Schöpfer ihrer Fakultät, Humboldts Gehilfen beim Aufbau der Universität, Friedrich Schleiermacher.

Denn von jeher war Schleiermacher ein Widersacher, ja ein Hasser des Mannes gewesen, der von der Gegenpartei zum Haupte der Uni-

versität gewählt war. Auch er hatte im Jahre von Tilsit das Idealbild einer freien Universität entworfen, er jedoch nicht im vertraulichen Auftrage der Regierung (denn damals war er der Verschmähte), sondern offen und vor aller Welt, in einer Flugschrift, die dem utopischen Entwurfe Fichtes in jedem Zuge entgegengesetzt war und alle Formen erhalten wollte, die jener zerstört hätte. Denn für Schleiermacher gehörten Staat und Wissenschaft nach Ursprung und Entwicklung entgegengesetzten Sphären an, jener der Macht und diese der Freiheit. Nicht in der Verschmelzung von Lehrwesen und Staatswillen sah er das Heil, sondern in ihrer Trennung. Der Kampf zwischen beiden erschien ihm als das natürliche, das historisch gegebene Verhältnis, die allmähliche Durchdringung und Überwindung der Macht durch die Freiheit als die Aufgabe, der volle Friede aber als ein Ziel von unendlicher Ferne; und nur von der Absonderung der wissenschaftlichen Vereine, von ihrer Umwallung mit Privilegien, von ihrer Selbstregierung wollte er in dieser Zeitlichkeit den Schutz der freien Erkenntnis erhoffen. Und er hatte nun Humboldt zur Seite gestanden; auf niemand hatte dieser mehr gehört; auch nach seinem Abgang hatte Schleiermacher für Organisation und Besetzung der Lehrstühle das Beste getan; von seiner Hand war das Reglement, nach dem die Universität in den ersten Jahren bis zu dem Erlaß der Statuten verwaltet wurde; und noch hatte er die Stelle im Ministerium inne, die ihm sein hochgestellter Freund an dem letzten Tage seines Dienstes verschafft hatte. So war es fast die Universität geworden, die Schleiermacher in jener Schrift geschildert hatte: keine andere als die bestehenden, eine Universität »im deutschen Sinne«, mit Senat und Fakultäten, Selbstverwaltung und Gericht, Wahl des Rektors und der Dekane, mit Syndikus, Quästor und Pedellen und allen sonstigen Privilegien und Emolumenten, die sich in den Gelehrtenzünften des alten Reiches erhalten hatten: wie sie ein Staat im Staate, eine sich selbst regierende Genossenschaft inmitten einer sonst alles von oben her regelnden Bureaukratie.

Ein Recht jedoch war der Universität nicht bewilligt worden, ein Recht, ohne das alle jene Vorrechte für das, was Schleiermacher wollte, wenig bedeuteten, und das erst, wenn irgend etwas, der Schlüssel zu dem Hause gewesen wäre, in dem Schleiermacher die akademische Freiheit sichern wollte: die Selbstergänzung des Lehrkörpers. Zwar war das Recht der Promotion den Fakultäten verliehen und damit,

ganz nach alter Weise, die Venia legendi unmittelbar verbunden, so daß die Aufzucht der akademischen Dozenten in ihrer Hand lag. Aber den Eintritt in die regierende Körperschaft, wie in den alten Zeiten, den Anteil an ihren Würden, Freiheiten und Einkünften erreichten die Träger ihrer summi honores nicht mehr; hier hatte sich der Machtwille des Staates eingedrängt; er hatte die Schlüsselgewalt voll in der Hand; kein Taler durfte ausgegeben, kein Lehrer und kein Diener angestellt werden ohne seine Erlaubnis; wem er nicht Einlaß gewährte, der konnte ewig vor den Toren bleiben.

Denn auch Humboldt war fern davon gewesen, dies Recht aus den Händen des Staates zu geben. Er glaubte bereits viel zu tun, wenn er der Akademie der Wissenschaften die Selbstergänzung ließ und ihren Mitgliedern gestatten wollte, an der Universität zu lesen; er traute der Unparteilichkeit der Fakultäten nicht und nannte es keine gute Einrichtung, ihnen auf die Ernennung der Universitätslehrer mehr Einfluß zu geben, als ein billiges und verständiges Kuratorium von selbst tun werde. Wenn das aber am grünen Holze geschah, was konnte die Universität von dem dürren des folgenden Ministeriums erwarten! In den Statuten der Universität, die 1812 entworfen wurden, und die bis heute gelten, stand kein Wort von dem Rechte der Selbstergänzung, und Friedrich von Schuckmann war nicht gewohnt, auch nur ein Tüttelchen von der Macht des Staates preiszugeben; er hat mehr als einmal und schroff genug Senat und Fakultäten zu verstehen gegeben, daß es seine Sache sei, für die erledigten Stellen und die ganze Ausstattung der Universität Sorge zu tragen. Dennoch verschmähte dieser starre Bureaukrat den Rat der Fakultäten nicht; nur in wenigen Fällen hat er ihre Vorschläge nicht eingefordert; als es sich um den Ersatz für Fichte handelte, ersuchte er sogar den Senat um ein Gutachten, da er die Philosophie noch als eine gemeinsame Angelegenheit der Universität ansah.

Weit eigenmächtiger jedenfalls hat Altenstein das Regiment geführt. Unter ihm ward das Ministerium in Wahrheit die Krippe, zu der alle pilgern und jedermann Blick und Hände emporheben mußte, wer immer etwas erlangen wollte: Privatdozenten und Kandidaten, Extraordinarien und die Mitglieder der Fakultäten selbst. Zweimal, 1828 und 1831, versuchten Senat und Fakultäten Einfluß auf die Berufungen zu gewinnen, zuerst auch für die Extraordinariate, danach allein für die Nominalprofessuren, um deren Einführung sie jetzt baten.

Und in dieser Form fand der Vorschlag Gnade vor den Augen des Ministers. Aber Altenstein ließ sich Zeit; erst mit den Fakultätsstatuten, welche sieben Jahre später, 28 nach Gründung der Universität verliehen wurden, ward ihnen gewährt, worum sie suppliziert hatten. Es ist der Satz, auf dem bis heute unser Anrecht beruht.

Zwei Jahre darauf, im Herbst 1840, kam Eichhorn zur Regierung, Schleiermachers bester Freund, einst Syndikus der Universität, der Patriot von 1813, der »Jakobiner«, wie ihn die Männer der Reaktion noch immer nannten: alle Freunde des Vaterlandes, alle Liberalen sahen hoffend zu ihm auf. Aber niemals sind Erwartungen stärker getäuscht worden als durch ihn. Von allen Ordinarien, die er berufen, hat er nur bei Puchta, Savignys Nachfolger, die Vorschläge der Fakultät berücksichtigt; und nur, weil er in diesem Falle mit der Fakultät übereinstimmte. Alle anderen Stellen, auch die Extraordinariate zum guten Teil, sind unter seiner Verwaltung ohne oder gegen die Anträge der Fakultäten besetzt worden. Anhänger und Gegner des Ministers wurden gleichmäßig vor den Kopf gestoßen. Zwecke wurden mit den neuen Berufungen verbunden, welche überhaupt nichts mit der Universität zu tun hatten. Um das deutsche Drama an der Königlichen Bühne hochzubringen, wurde Rückert, um Eichhorn in der Presse zu helfen, Victor Aimé Huber geholt; Nitzsch und Richter gewann der Minister, damit sie ihm bei den kirchlichen Organisationen hülfen, in denen er den Geist des Evangeliums schirmen und entwickeln wollte, Schelling, damit er Philosophie und Offenbarung in Einklang bringe und die Hegelsche Drachensaat zertrete; und Schelling wie Rückert und beide Grimms wurden, gleich Mendelssohn und Cornelius, herbeigezogen, damit sie als die Koryphäen des deutschen Geistes den Thron Friedrich Wilhelms IV. umständen. Zweimal wagten Senat und Fakultäten zu protestieren; das zweite Mal unter Führung von Stahl, der sich damit, wie schon in Erlangen, und seiner Lehre vom Staate ganz gemäß, als Gegner des Absolutismus bewährte. Jetzt forderten sie es geradezu als ihr positives Recht, die drei Vorschläge zu machen, und drangen demgemäß auf eine Änderung der Statuten. Sie hatten vor, bis an den König zu gehen, gaben dies aber, da Eichhorn fest blieb, wieder auf. Den letzten dieser Kämpfe entfesselte Dieffenbachs jäher Tod, als sechs Berliner Ärzte, an der Spitze der Doktor von Arnim, sich unmittelbar an den König mit der Bitte wandten, Baum aus Greifswald herbeizuziehen, nachdem die Fakultät Langenbeck in Kiel

gefordert hatte. Diesmal trat Eichhorn für die Bedrohten auf; er erinnerte sich sogar der Vorschlagserlaubnis der Fakultäten; noch am 8. März 1848 protestierte er selbst bei dem König gegen die unverantwortlichen Ratgeber. Noch war alles unentschieden, als eine stärkere Hand eingriff: die Revolution, unter der mit dem alten Preußen auch das Ministerium Eichhorn zusammenbrach, kam der Fakultät zu Hilfe; sie gab ihr den Mut ein, von dem Märzminister, dem Grafen von Schwerin, in fast trotzigem Ton ihren Kandidaten zu fordern, und die Regierung gab, wie überall in diesen Wochen, nach. So hat unsere Universität diesen großen Stern, den treusten Diener seiner Könige, dem 18. März zu verdanken: von Oldesloe in Holstein, wo er mit seinen Studenten und Assistenten im Kampfe für Deutschlands Nordmark stand, hat Bernhard Langenbeck, noch im April 1848, seine Zusage gegeben.

Und nun schien es wirklich, als würde der allgemeine Sturm die aristokratische Verfassung unserer Universität zugleich mit den absolutistischen Ordnungen des alten Staates über den Haufen werfen: Einsetzung eines akademischen Plenums, aus sämtlichen Lehrern gebildet, unter Zuziehung studentischer Deputationen, mit dem Rechte der Rektorwahl und der direkten Korrespondenz mit dem Ministerium, Anteil der Extraordinarien an den Prüfungen und anderen Geschäften der Fakultäten, Umsturz der akademischen Gerichtsbarkeit, das waren so einige der Forderungen, welche damals erhoben wurden. Die Brennpunkte der Bewegung lagen freilich außerhalb Berlins, an den nichtpreußischen Universitäten, in München, Heidelberg und Jena. Aber auch bei uns glaubten alle, die sich geschädigt, verkannt und zurückgesetzt fühlten, Extraordinarien und Privatdozenten, ihre Zeit sei gekommen; sogar aus der Mitte der Studenten, welche in der Aula über Wohl und Wehe des Vaterlandes und der Universität berieten und im Schmucke ihrer Schleppsäbel und Büchsen sich als die berufenen Hüter der neuen Freiheit fühlten, kamen Adressen an das Ministerium oder den Senat, in denen Professuren für liberale Lehrer verlangt wurden. Auch das ging vorüber. Schon im August hatten Senat und Ministerium, jetzt eng aneinander gerückt, die Zügel wieder in der Hand. Auf dem Reformkongreß der deutschen Universitätslehrer zu Jena im September des »tollen Jahres« fehlte Berlin; und als die Wellen allseitig abgelaufen waren, stand die Universität so da, wie sie bis zum 18. März gewesen war; die Grundmauern des von Humboldt und

Schleiermacher errichteten Baues waren nicht um eine Linie verschoben.

Aber auch das Recht, welches Altenstein den Fakultäten verliehen, und das erst durch die Revolution zur Anerkennung gebracht war, blieb gewahrt, in den Grenzen, die ihm die Statuten gesteckt hatten. Die Reaktion, welche mit Olmütz einsetzte, änderte daran nichts. Bei den wenigen Berufungen, welche der Minister von Raumer vollzog, richtete er sich möglichst nach den Vorschlägen der Fakultäten. Wie genau unter ihm das Statut beachtet wurde, zeigt eine Rückfrage, die er aus dem Kabinett erhielt, als er nach dem Tode von Johannes Müller auf Schönleins Rat statt Köllikers, den die Fakultät an erster Stelle gefordert, zunächst Henle, der als zweiter verlangt war, und, als dieser abgelehnt, den an dritter Stelle genannten Reichert in Breslau berufen hatte. Freilich geschah dies schon in der Zeit der Stellvertretung für den erkrankten König; der Prinz von Preußen hatte, durch eine Zeitungsnotiz aufmerksam gemacht, jene Verfügung erlassen. Man könnte also wohl in der Anfrage, die von Baden her erfolgte, bereits den Einfluß eines liberalen Geistes sehen. Aber gerade der Minister der Neuen Ära, August von Bethmann Hollweg, änderte wieder den Kurs. Männer wie Georg Beseler und August Dorner sind, der eine ohne, der andere gegen die Vorschläge ihrer Fakultäten von ihm berufen worden; und wenn die philosophische Fakultät sich herbeiließ, als Ersatzmann für Friedrich von Raumer, jedoch an vierter Stelle und eigentlich nur so nebenher, Johann Gustav Droysen zu nennen, so geschah dies nur unter der Pression des Ministers und mit unverhehltem Widerstreben; mit Freude und Dank nahm sie Theodor Mommsen auf, aber angeboten war ihr auch dieser Gewaltige von dem Minister. Bethmanns Nachfolger hingegen, der Konfliktsminister Heinrich von Mühler, respektierte wieder den Willen der Fakultäten; als er die Nominalprofessur für die Geschichte der Medizin durch August Hirsch, unter scharfem Protest der medizinischen Fakultät (nur Rudolf Virchow war in der Sache für den Minister), wieder besetzte, führte er damit nur eine Absicht aus, welche noch sein liberaler Vorgänger gefaßt hatte.

Welchem von den beiden Baumeistern unserer Universität hat nun ihre Geschichte bis zu jener Epoche recht gegeben? Dem Staatsmann, der den Schlüssel zu der Stätte der freien Gedanken in der Hand

der Regierung am besten aufgehoben sah, oder dem Theologen, der in dem Staat den Erbfeind der reinen Erkenntnis erblickte und ihn daher von der Universität so weit wie möglich auszusperren bedacht war? Die zuletzt genannten Fälle sprechen nicht eben für Schleiermachers Anschauung; sie hätten ihn selbst schwerlich auf seiten der Fakultäten gesehen. Denn sie betreffen Gelehrte, auf welche unsere Universität mit gerechtem Stolze zurückblickt. Aber auch sonst entstammten die Argumente, mit denen die Fakultäten in den ersten Jahrzehnten unserer Universität ihre Vorschläge oder auch ihre Proteste begründeten, nicht immer der wissenschaftlichen Sphäre. Am wenigsten hatte Schleiermacher Ursache, seine eigene Fakultät als Hüterin des freien Gedankens zu loben. Ihr Abfall von dem Geiste, den er ihr eingehaucht, gehörte zu den großen Kümmernissen seines ausgehenden Lebens. Nach seinem Tode entwickelte sie sich vollends in dieser Richtung. Es war die Zeit, wo sie sich der Regierung als ihre Leibwache gegen jeden freien Gedanken in Staat und Kirche an die Seite drängte, wo sie sich nicht mehr als eine Institution des Staates, sondern als ein Organ der Kirche betrachtete. Mit diesem Argument trat sie, um nur dies eine zu nennen, im Frühling 1845 dem Vorhaben des Königs, den Fakultäten die gemeinsamen Talare zu verleihen, entgegen; sie wollte das Recht ihrer Mitglieder, den Prediger-Talar tragen zu dürfen, das ihnen bald nach der Gründung der Universität gestattet war, nicht missen: denn dieser Wunsch liege im Wesen der Kirche, zu der sie gehöre, und deren Fundament die Kenntnis des göttlichen Wortes sei; hieran wolle sie festhalten, besonders jetzt, wo von verschiedenen Seiten versucht werde, Universität und Kirche zu trennen und den Professoren der Theologie einen ausschließlich wissenschaftlichen Beruf anzuweisen. Alle ihre Vorschläge, ihre Wahlen, Prüfungen und Promotionen, ihre Proteste gegen die Eingriffe des Ministers selbst, das ganze innere und äußere Regiment ihrer Fakultät stellten unsere Theologen damals unter diesen Gesichtspunkt. Dies war der Geist, den sie ihren Schülern einhauchten, den sie von ihren Lizentiaten und Privatdozenten forderten: nicht die freie Erkenntnis, sondern die Erbauung und die Unterwerfung unter das Dogma war das Ziel geworden, dem sie nachjagten. Und so führten sie die Fakultät aus dem wissenschaftlichen Gesamtleben der Universität auf Jahrzehnte hinaus.

Dürfen wir etwa sagen, daß der Geist, gegen den sich damals nur noch Eichhorns Erwählter, Emanuel Nitzsch, mit schwachen Kräften

wehrte (denn Neander und Twesten waren ihm nahezu erlegen), der theologischen Fakultät wirklich ferngeblieben wäre, wenn sie von Anfang an das Recht der Selbstergänzung gehabt hätte? Er würde vielmehr noch ausschließlicher von ihr Besitz ergriffen haben — oder sie hätte sich nicht bloß gegen die Regierung, sondern gegen den Geist der Zeit selbst abschließen müssen. Denn von hier her, aus der Gesellschaft, aus der Kirche beider Konfessionen und weit über die Grenzen Deutschlands hinweg hatten sich die Kräfte erhoben, welche gegen Schleiermachers Theologie wie gegen die älteren, bereits von ihm bekämpften Richtungen andrangen. Also war der Weg, auf dem Schleiermacher die Freiheit der Erkenntnis ihrem Ziel entgegenführen wollte, in seinen Bereichen für jene Zeit überhaupt nicht gangbar. Aber das Bild, das seine Romantik von dem Verhältnis der Wissenschaft zum Staat, und zumal von der Entwicklung der deutschen Universitäten entworfen, widerspricht sogar allen historischen Voraussetzungen, und kaum in geringerem Grade als dasjenige, welches Fichtes heroische Phantasie ersonnen hatte. Gerade das Umgekehrte muß für die deutschen Universitäten gelten; sie alle waren Schöpfungen ihrer Staaten und unentbehrlich für deren Aufbau gewesen. Aus den Händen des Staates empfing unsere Universität bereits ihre medizinische Fakultät, die Fachschule, die ihm die Ärzte für das Heer ausgebildet hatte, auf dem seine Stellung in der Welt beruhte. Alle Disziplinen, die bis heute auf ihr Pflege finden, hängen in Entstehung und Entwicklung irgendwie mit dem Werdegang unserer Nation und unserer Monarchie zusammen. Wenn die Philologie im Ausgang des 18. Jahrhunderts von der Theologie sich loszulösen begann, so entsprach dies der fortschreitenden Emanzipation des Staates von der Kirche, welche die Neuorganisierung der Schulen von ihm verlangte; es war abermals ein Stück der Entwicklung seiner Macht. Die Theologie beider Kirchen selbst wurde von dem Geiste der Säkularisation ergriffen, der die Epoche beherrschte, und schmiegte sich im Dogma wie in den Formen ihres Kultus der Umwandlung ihrer Staaten an. In demselben Maße, wie der Staat sich der sozialen Interessen bemächtigte und jedes Sonderrecht in seinen Bereichen brach, wandelten sich Lehre und Unterricht der juristischen Fakultät und wuchsen Umfang und Bedeutung der staatsrechtlichen und kameralistischen Fächer, den wirtschaftlichen und technischen Kenntnissen gemäß, welche eine alles kontrollierende Bureaukratie verlangte. Staatlichen Bedürfnissen, gesellschaftlichen

Forderungen entsprachen die Fortschritte der auf die Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte gerichteten Erkenntnis. So in der Geologie, die sich an den Aufgaben der Bergverwaltung entwickelte: in der Doppelstellung Karstens, des ersten Vertreters dieser Wissenschaft an der Universität, der zugleich an der Spitze des preußischen Bergwesens stand, fand dies Verhältnis seinen prägnanten Ausdruck; auch Beyrich hat sein Arbeitsgebiet nach den Zielen abgesteckt, die sich die Bergverwaltung unter Dechens weitsichtiger Leitung stellte.

Aber auch die freien, von der Beziehung auf Staat und Kirche, Recht und Wirtschaft gelösten Regionen der Erkenntnis, bis hinauf zu den fernsten Höhen der Spekulation, sind dem Einfluß solcher von außen stoßender Kräfte nicht entzogen. Welches Gebiet lag den unmittelbaren Aufgaben der preußischen Politik in den ersten Jahrzehnten unserer Universität ferner als die Kunde asiatischer und afrikanischer Sprachen? In der Tat, die Entdeckung, welche Bopps Namen unsterblich gemacht, hatte mit weltwirtschaftlichen und kolonialen Interessen Deutschlands (die es nicht gab) so wenig zu schaffen, wie Lepsius' Eroberungszüge in die ägyptische Vorzeit. Jener ward aus dem Dämmerlicht romantisch- mystischer Träumereien, darin ihn sein Lehrer Windischmann festhalten wollte, kraft der eingeborenen Klarheit auf den Weg geführt, auf dem er mit dem Grubenlicht sprachlicher Forschung in die tiefsten Schächte der Menschheitsgeschichte hinabstieg; während Lepsius in linguistischen Studien sogleich den Ariadnefaden fand, der ihn durch das Labyrinth ägyptischer Götter- und Pharaonennamen leitete. Wenn wir jedoch den Siegeszug dieser Wissenschaften verfolgen, die vom Nil und Indus her in den Arbeiten von Schott bereits an den Küsten Chinas anlangten, müssen sie uns da nicht wie ein Widerschein vorkommen der wirtschaftlichen und politischen Ausbreitung, welche Europas Nationen in diesen Jahrzehnten von Alexandria bis Peking führte? Dem englischen Schwerte mußte Indiens Wunderwelt erliegen, damit Schlegels Phantasie ihr Gestalt und Deutung geben konnte; und die politische Welt Europas, auf deren Boden die frohgemute und selbstsichere Weltanschauung des 18. Jahrhunderts erwachsen war, mußte zusammenbrechen, bevor die Romantik im Oriente wie in der eigenen Vorzeit nach neuen Lebenswerten suchen ging.

Dennoch werden wir niemals zugeben, daß das Reich des Wissens, das Ringen um den Gedanken nichts weiter sei als ein Reflex des Spieles

politischer Kräfte, ein Echo staatlicher Kämpfe, ohne Eigenleben und inneres Gesetz, machtlos und wertlos, ein Haufen welker Blätter, sobald es losgerissen wird von dem Stamm der staatlichen Macht, auf dem es erwuchs. Denn die Staaten selbst ruhen wieder auf Ideen, die ihr Dasein gestalten, ihr Wollen und Vollbringen lenken, alle Formen des öffentlichen und privaten Lebens durchdringen, mit ihnen wachsen und blühen, sterben oder versteinern. »Geistige Wesenheiten«, wie Ranke sie nennt, sind es, »irdisch-geistige Gemeinschaften, von Genius und moralischer Energie hervorgerufen, in unaufhaltsamer Entwicklung begriffen.« »Schauen wir sie an«, ruft er aus, »diese Gestirne, in ihren Bahnen, ihrer Wechselwirkung, ihren Systemen!«

Von hier aus wird Schleiermachers Vorstellung, so wenig wir sie als ein allgemeines Gesetz anerkennen, verständlich und historisch gerechtfertigt. Der Staat, den er bekämpfte, war nicht der Staat an sich, wie er wähnte (ein Begriff, der niemals eine andere Existenz haben wird als der Homunculus in Wagners Phiole), sondern der Staat des 18. Jahrhunderts, das alte Preußen, das sich von der Nation mit ihren Leidenschaften, ihren Traditionen und ihren Hoffnungen gelöst hatte. Daß auch in ihm noch Kräfte waren, welche zu den Lebensquellen der Nation hinführten, mochte er verkennen: aber deutlicher als andere hörte er das heimliche Rauschen der in der Tiefe quellenden Flut und empfand, je heißer sein Herz für Preußens Zukunft schlug, um so stärker den Druck, unter dem der einseitige Machtwille der Herrschenden die zum Lichte empordrängende hielt.

Auch Humboldt suchte in der aus der Tiefe des Geistes geschöpften Erkenntnis das organisierende Prinzip der Universität und in der »Einsamkeit und Freiheit« ihre Lebenssphäre: nur wenn sie der reinen Idee der Wissenschaft soviel als möglich gegenübergestellt sei, werde sie ihren Zweck erreichen. Und so erblickte auch er in jeder Berührung durch den Staat eine Gefahr: der Eingriff des Staates, so schreibt er, wirke immer notwendig nachteilig ein und ziehe das Geistige und Hohe in die materielle und niedrige Wirklichkeit herab; darum müsse er vorzüglich das innere Wesen vor Augen haben, um gutzumachen, was er selbst, wenngleich ohne seine Schuld, verderbe oder gehindert habe. Aber der Sohn der deutschen Aufklärung, der Schüler Kantischer Philosophie, das Mitglied der preußischen Bureaukratie, jener »neuen Aristokratie«, wie der große König sie genannt hatte, »in

deren Obhut das heilige Feuer der Staatsidee war«, hatte doch ein stärkeres Empfinden für die sittlichen Fundamente des Staates und eine tiefere Einsicht in seine Wurzelgemeinschaft mit dem Reiche der Ideen als der Zögling der mährischen Brüder. Und so wagte er es und band die Sphäre der Freiheit an die Macht des Staates.

Die Nebel der Romantik trübten dieses klare Auge nicht. Aber auch ihm, wie uns allen, war nur das Gegenwärtige sichtbar. Sein Glaube traf für den Moment noch das Rechte. Denn auch über dem zertrümmerten Deutschland webte noch Weimars lichter Geist und die auf Wolkenhöhen wandelnde deutsche Philosophie. War es doch, als hätte die eherne Faust, welche die deutschen Staaten geknechtet hielt, das alte Reich nur darum in Stücke geschlagen, damit die freien Gedanken Zutritt fänden zu den ihnen noch versperrten Gebieten: als sollte unser Volk erst durch den Untergang seines politischen Daseins zum gemeinsamen Bewußtsein seiner selbst gelangen. Es waren die Jahre, da Savigny und Sailer in Landshut Freundschaft schlossen, da ein alter Jenaer Professor zur Organisierung des bayerischen Schul- und Kirchenwesens berufen wurde und ein Rostocker Lyzealprofessor in München war, da Schelling an der Isar und Hegel an der Pegnitz philosophierten und Professor Paulus, der Erz-Rationalist, Theologie in Würzburg lehrte. Und doch war alles nur das Ausklingen einer zu Ende gehenden Epoche, ein letztes abendliches Leuchten. Schon regten sich, auf norddeutschem Boden zumeist, Kräfte, die dem deutschen Genius andere Bahnen wiesen. Ihnen diente bereits der größte unter den Baumeistern des neuen Preußens. Sie lebten in den beiden vornehmsten Mitarbeitern Humboldts, neben Schleiermacher auch in Savigny, und noch in mehr als einem der von ihnen Erwählten. Sie drangen stürmisch ans Licht, als unser Volk, durch Preußen in den Kampf gegen den Eroberer hineingerissen, das Joch von seinen Schultern warf und neue Ideale von Freiheit und Vaterland, von Gott, Recht und Macht gewann. Wie hätte da unser Staat, der im Vorkampf, unsere Universität, die im Brennpunkte der preußischen Erhebung selbst gestanden, sich unabhängig erhalten, den Ideen, auf die Humboldt sie gegründet, durchaus treu bleiben können: zumal in den Fakultäten, welche die Sphären der Politik und der Religion umfaßten, sie in Idee und Geschichte zu ergründen und die vaterländische Jugend für den Dienst in Staat und Kirche zu erziehen bestimmt waren. Wie sehr auch Altenstein sich bemühen mochte, die Freiheit der Wissen-

schaft zu retten, er selbst war nicht mehr frei. Je mehr unser Staat mit dem Leben der Nation verwuchs, je näher die Aufgabe an ihn herantrat, das in ihr neu pulsierende Leben mit seinem Selbst zu verbinden, je stürmischer die Besten der Deutschen dies von ihm forderten, und je höher der Preis wurde, der ihm dafür winkte, um so schwerer wurde es für ihn, sich in den alten Schranken und auf dem alten Grunde zu behaupten, um so lockerer wurden die Substruktionen, welche die Krone Friedrichs des Großen und seinen Geist getragen hatten. Auch Eichhorn und mit ihm sein König suchten noch sich auf der Mittellinie zu behaupten; die Willkürakte des Ministers selbst waren Versuche, dem Andrang der von rechts und links schiebenden Strömungen zu wehren. Aber neutral wollten auch sie nicht mehr sein. Sie wähnten, mit ihrer Politik die Gegensätze der Zeit auszugleichen, zu einer höheren Einheit verbinden zu können. Aber dieser Hoffnung entsprach nicht die Macht, über welche sie verfügten. Und so kam der Moment, wo alle ihre Stützen, die alten wie die neuen, zerbrachen und die Woge der Revolution mit allen Bereichen des Staates auch den Bezirk der Universität überschwemmte.

Vergangene Zeiten! Wie ruhig, wie gelassen blicken wir auf sie zurück, auf die Versuche der Ohnmacht eines Stahl und Hengstenberg, die Geister zu bannen, in den Spinneweben ihrer Dialektik sie einzufangen, mit den stumpfen Waffen der Apologetik sie abzuwehren! Die Stürme haben sich gelegt, und fester als je erscheint uns unter dem Schirm der Macht unsere Burg der Freiheit.

Haben wir ein Recht zu dieser Zuversicht? Und wenn wir dies bejahen, worauf können wir uns stützen?

Auch diesmal dürfen wir an dem politischen Moment nicht vorübergehen. Denn wenn die Kämpfe, welche das Leben der Universität so unruhvoll gestalteten, zu dem Aufbau des nationalen Staates geführt haben, so ist es klar, daß der Friede, dessen wir heute genießen, zugleich mit der Erreichung dieses Zieles kommen mußte.

In der Tat fällt die Rückkehr — so dürfen wir es nennen — der theologischen Fakultät in den Schoß der Alma Mater, in das wissenschaftliche Gesamtleben der Universität mit der Begründung des neuen Reiches zusammen. Im Mai 1869 schied Hengstenberg, in dem die Furcht vor dem neuen Geiste der Nation sich recht eigentlich verkörpert hatte, aus dem Leben, und schon im Herbst 1875 sprach ihm

und seinem Streben sein Nachfolger Dillmann in seiner Rektoratsrede das Urteil. »Eine Kirche«, so bekannte der aufrechte Mann, »die das Licht der Wissenschaft nicht ertragen könnte, oder es erst durch allerlei gefärbte Gläser dämpfen müßte, wäre zu den Toten zu legen«. Heute steht die erste unserer Fakultäten mitten im Strom der gemeinsamen Arbeit; sie hat ihren einstigen Beherrscher wirklich zu den Toten gelegt; und die Männer, die jener verwarf, verfolgte oder beiseite schob, Schleiermacher, de Wette und Vatke, sind Ecksteine der protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts geblieben. Jahrzehntelang hatte Rankes Name im Schatten gestanden, überstrahlt von dem Ansehen der jüngeren Generation, welche die Muse der Geschichte zur Fahnenträgerin im Kampfe für die nationale Einheit gemacht hatte. Mit dem Gestirn Bismarcks aber stieg auch das seine von neuem empor. Während die nationalpolitischen Historiker noch alle Katheder beherrschten und an unserer eigenen Universität der glänzendste unter ihnen, der Herold des neuen Reiches, unser unvergeßlicher Heinrich von Treitschke, seine Epopoe auf den Ruhm des alten Preußen schrieb und die Gluten vaterländischer Begeisterung, die in seinem stolzen Herzen wohnten, in die Seelen seiner jugendlichen Hörer senkte, sammelte sich um den still und rastlos schaffenden Altmeister eine bald wachsende Schar von Anhängern, die sich wohl mit besserem Rechte als die alten seine Schüler nennen konnten, mochten sie ihn auch mit Augen nie gesehen haben. Heute strahlt kein Name unter den Historikern der Welt in höherem Glanze als der Leopold Rankes; in den Linien, die er gezogen, bewegen sich Forschung und Auffassung, soweit sie Anspruch auf wissenschaftlichen Geist und Geltung machen dürfen. Seine über alle Gegensätze der Partei, alle Unruhe der Zeit erhabene Universalität, die in der Tiefe der Philosophie und Religion ihren Ankergrund hatte, ist das Ziel geworden, nach dem auch wir das Steuer richten, und in dem allein wir die Gewähr einer in sich gefestigten, fortschreitenden, wahrhaft freien Erkenntnis der Geschichte erblicken. Dem politischen Historiker wird es heute freilich leicht gemacht, unparteiisch zu sein, weil die Parteien ihn, solange er auf diesem Grunde steht, in Ruhe zu lassen pflegen. Denn die hohen Fragen der Politik erregen zu unserer Zeit die deutschen Parteien nicht sosehr als der Wirrwarr sozialer Gegensätze und wirtschaftlicher Interessen. Darum ist heute die Wirtschaftswissenschaft dem Andrang der Parteien am meisten ausgesetzt. Aber es ist der Ruhm und der Stolz ihrer

Berliner Schule geblieben, daß sie, unbeirrt durch die Meinungen des Tages, furchtlos und unverdrossen, sammelnd und forschend, mit Rankescher Objektivität ihre vielgestaltigen Studien bis in die feinsten Verästelungen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens verfolgt, bis hin zu den Stellen, wo sie sich mit den historischen Urgründen, der Psyche der Nationen und des Einzeldaseins, und mit den ethischen Problemen berühren.

Wiederum aber würden wir die Frage, die wir uns gestellt, nur halb beantworten, wenn wir den Ton allein auf die Abwandlung des politischen Lebens legen wollten. Denn wenn irgend etwas als das Ergebnis dieses Jahrhunderts der Erkenntnis offenbar geworden ist, so ist es die Macht des Wissens, die es angehäuft hat. Mag der Ursprung der einzelnen Disziplinen sein wie er wolle, dem Machtstreben des Staates entstammen oder irgendwelchem Bedürfnis der Gesellschaft — sobald die Flamme entzündet ist, hat sie ihr eigenes Licht. Es ist der Grundtrieb der Wissenschaft, sich, wie die Flamme vom Rauch, zu reinigen von allem, was nicht ihres Wesens ist: sich auf sich selbst zu besinnen, ihre Aufgaben zu erkennen, ihre Grenzen zu suchen und in die Tiefe zu dringen. Je weiter aber eine jede vorankommt, um so mehr werden alle des Zusammenhanges untereinander bewußt werden. Mag immerhin für den Lernenden und wohl auch für manchen Spezialisten die Klage zu Recht bestehen, daß die Entfaltung des Wissens zur Isolierung seiner Teile führe — für die Gesamtheit der Forschung ist das Gegenteil richtig. Nicht auseinander laufen die Linien, sondern sie suchen gemeinsame Ziele. Nicht viel länger als ein Jahrhundert ist es her, daß die Chirurgie kaum das Gastrecht auf den Universitäten besaß; und noch ein Reil konnte über die Zugehörigkeit der Medizin zu den Naturwissenschaften ernsthaft diskutieren. Heute hat die Fülle biologischer Probleme die Naturforschung fast in allen ihren Verzweigungen ganz durchwachsen und sie zu einer kaum unterscheidbaren Einheit verbunden; während der Siegeszug der historischen Anschauung sich die Geisteswissenschaften in den Gebieten dreier Fakultäten dienstbar gemacht hat. Und schon schreiten aufs neue von beiden Seiten her kühnere Geister dazu vor, auf den Höhen der Philosophie die Punkte zu suchen, von denen das Ganze der Erkenntnis in seiner Einheit zu überblicken sein wird. In Wahrheit, jeder Schritt vorwärts stärkt unsere Hoffnung, daß die Unitas und die Universitas litterarum in eins zusammenfallen müssen.

Einem Hochgebirge gleich, das keine Macht der Erde aus seinem Grunde reißen wird, so türmt sich die Fülle des Wissens empor — unverlierbar, solange der Glaube an die Macht der Idee leben wird, der Mut, das Ziel zu erreichen, und der Wille, es zu suchen; unzerstörbar selbst dann, wenn unsere Kultur abermals in die Nacht der Barbarei versinken würde: tausend und abertausend Keime würden aufs neue zum Lichte dringen, sobald ein neuer Tag der Menschheit anbräche und ein neuer Wille zum Wissen erwachte.

Hier ist unsere, hier sei auch Ihre Stelle, Kommilitonen, die Sie unsere Hoffnung, unsere »Schwingen« sind, die unsere Gedanken in die Weite, in das Leben, in die Zukunft hinaustragen werden. Nicht das Wissen an sich ist schon das Letzte und Beste, das eigentlich Wertvolle, sondern der Entschluß des Willens, das Erkannte gelten zu lassen, der Glaube an das Wissen, an seine lebenschaffende Kraft, die Hoffnung, daß in den Tiefen der Forschung der Urgrund des Seins zu finden sei, die Gewißheit, daß die so gewonnenen klaren und bestimmten Begriffe, ja schon der zu ihnen hindringende Wille sich unmittelbar in Gefühl und Religion umsetzen und den Charakter, das Handeln selbst regeln und richten werden.

Ist dies unser Glaube und Tun, so werden wir dem Geiste treu bleiben, auf den Wilhelm von Humboldt unsere Universität gegründet hat, treu auch dem Geiste des Mannes, der vor 100 Jahren im Namen unserer Alma Mater zu ihren Söhnen sprach, und dessen Standbild, wie wir hoffen, bald an dem Eingang dieses Hauses stehen wird. Es sind die Gedanken jener Beiden, es sind zum Teil ihre eigenen Worte. Wir wollen unsere Rechte treu und fest bewahren und schirmen, aber auch, wie sie, nicht vergessen, daß es der Geist ist, der lebendig macht. Wir wollen gleich ihnen darauf bauen, daß Wissen und Handeln, Freiheit und Macht miteinander leben, siegen, herrschen werden, daß sie zusammengehören wie Feuer und Licht, wie Blatt und Blüte, Idee und Erscheinung.



Die Bedeutung der deutschen Geschichtsschreibung seit den Befreiungskriegen für die nationale Erziehung.

Tief in das vierte Jahr bereits geht der Krieg, den zu tragen uns das Schicksal auferlegt hat. Ungemindert, wie in den Tagen, da sie uns aus der Friedensarbeit, der wir uns restlos ergeben hatten, herausrissen, blieb bis heute der Vernichtungswille unserer Feinde; und nur, wenn wir ihm unsern Willen zum Siege, dem vollen Siege, entgegensetzen, werden wir hoffen können, ihn zu brechen. Bis in die Anfänge unserer Geschichte müssen wir zurückgehen, um einer gleich drohenden Gefahr für unser Volkstum zu begegnen, bis in die Zeiten, da die Römer unseren Vorfahren die Segnungen der Kultur auf den Spitzen ihrer Schwerter bringen wollten. Wir könnten als Besiegte nicht einmal auf das Schicksal hoffen, das den Griechen übrigblieb, als sie ihre Freiheit an die Römer verloren: daß uns die Feinde gleich jenen wenigstens die geistige Selbständigkeit lassen würden, mögen sie auch bisweilen mit respektvoller Verbeugung vor gewissen Verdiensten eines Kant oder Goethe um das geistige Leben der Menschheit dies versprechen. Sie würden uns nicht bloß unsere Grenzmarken, darunter Provinzen, in denen das Leben unserer Nation seit den Anfängen ihrer Geschichte am vollsten flutete, fortnehmen, nicht bloß unser Reich zerstören, unser Land zerstückeln, uns wirtschaftlich an Händen und an Füßen knebeln — sie würden uns mit unserem Staate auch die Seele rauben, unser Dasein als Nation: das Lebensblut würde ihr aus allen Adern hinwegströmen: Vernichtung wäre unser Los, und mit besserem Rechte als Fichte selbst könnten wir sein Wort aus dem Sommer 1807 wiederholen, jenen Schrei der Verzweiflung am Vaterlande: »Ich glaubte, die Nation könnte erhalten werden — aber siehe, sie ist ausgelöscht.«

Fichte schrieb dies Wort in der selbstgewählten Verbannung, die ihn damals von Königsberg nach Kopenhagen geführt hatte. Noch im Frühjahr 1806 hatte er von geistigen Eroberungszügen geträumt die

das napoleonische Frankreich und das zaristische Rußland dem deutschen Gedanken unterwerfen sollten. Und bereits ein halbes Jahr nach dem Frieden von Tilsit hat er, nach Berlin heimgekehrt, in seinen Reden an die deutsche Nation die Unzerstörbarkeit seines Volkes von neuem prophetisch gepriesen. Nur ein Moment war es gewesen, in dem sein Glaube matt geworden war; er hat den Brief, dem er jenen Satz einfügte, gar nicht abgeschickt. Denn die Zuversicht, daß der Nation auch in Ketten, unter den Füßen fremder Sieger ihre Würde bleibe, daß ihre Majestät niemals auf dem Haupte ihrer Fürsten geruht habe, sondern als eine sittliche Größe in ihrer Kultur, in ihrer Seele wohne, daß auch ihr einmal der Tag in der Geschichte erscheinen müsse, der Tag, der die Ernte der ganzen Zeit sein werde, gab ja dem geistigen Deutschland seiner Tage das Gepräge; sie entflammte Schiller in dem Jahre von Luneville zu jenem Dithyrambus über deutsche Größe, dem diese Worte entnommen sind. Es war die Atmosphäre, die in Jena und Weimar ihren Mittelpunkt hatte, aber sie breitete sich über alle Denkenden der Nation aus. In ihr wurde dieselbe sich ihrer Einheit erst wieder recht bewußt, mitten in den Agonien des alten Reiches, dessen Untergang diese Stimmungen noch um ein paar Jahre überdauerten. Wie Nebelglanz verhüllte sie den meisten die Gefahren, die aus der Welt, wie sie war, gegen das Leben unseres Volkes heraufzogen. Auch bargen sich diese Gefahren noch in der Tiefe. Denn der Herrscherwille des Eroberers, der die Geschicke des Erdteils in der Hand hielt, forderte nur die Anerkennung seiner Hoheit und, wo es not tat, die Gefolgschaft in seinen Kriegen. Die Eigenart, die Geistigkeit der Nationen, über die er die Fessel geworfen, wollte wenigstens der Imperator nicht antasten; wenn es dennoch geschah, wenn es der Geist der Nationen war, der schließlich gegen ihn aufstand, der ihre Regierungen selbst in den Kampf der Befreiung hineintrieb, so geschah es sehr gegen seinen Willen, und es waren nicht die liberalen Gedanken, die sich gegen ihn erhoben. Diese fanden in ihm eher ihren Gönner, sicherlich in Italien, Spanien und Polen, aber auch in Deutschland in den Staaten des Rheinbundes; wie er denn überall (wir brauchen nur an Hegel und Goethe zu denken) Bewunderer seiner Größe besaß; er hat sie auch in Frankreich nicht unterdrücken, sondern nur sie reglementieren, dem Empire-Gedanken unterwerfen wollen.

Heute hingegen ist nicht nur der Wille unserer Feinde, uns zu verderben, gewiß, sondern auch unsere Überzeugung, daß es, bliebe

ihnen der Sieg, geschehen würde, berechtigt. Denn seitdem das Leben der Nation mit dem ihres Staates eins geworden, ineinandergeflutet ist, sind alle ihre Impulse, ihre Instinkte und Ideale, ihre Leidenschaften und Bedürfnisse, ihre Erinnerungen und ihre Hoffnungen in diesen mit hineingeströmt, sind sie ein Teil seiner selbst geworden. Keins kann ohne das andere noch bestehen: auf Tod und Leben sind beide miteinander verknüpft; unser Volk müßte sich selbst verraten, wollte es den Willen zur Macht, den Glauben an seine Bestimmung, an seine Ziele in der Welt aufgeben.

Gottlob, daß diese Überzeugung heute bis in die Tiefen unseres Volkes reicht und daß nur noch ein kleines Häuflein armseliger Gesellen im Ernst seine über die Grenzen der nationalen Macht hinweggreifenden und sie negierenden Utopien verwirklichen zu können wähnt.

Die Entwicklung eines einzigen Jahrhunderts hat uns dahin gebracht; niemals hat es eine so radikale Wandlung gegeben und so rapide im Ablauf. Alle Parteien und alle Strömungen des nationalen Lebens haben daran teilgenommen: der Süden und der Norden, das große und das kleine Deutschland, Alldeutschtum und Partikularismus, das Heer der wirtschaftlichen Interessen und der sozialen Forderungen, und die Welt der Ideen von der erträumten Höhe mittelalterlich-universeller Weltanschauung bis zu den radikalen Formen modernster Prägung; eine jede, so darf man sagen, hat einen Teil ihres Wesens hinzugetan. Die Geschichte dieses Prozesses erzählen, würde heißen tausendfach ineinander verschlungene, sich kreuzende oder zusammenfallende Wege verfolgen. Unsere Aufgabe kann es nur sein, eine Gedankenreihe aus der Fülle der Probleme herauszuheben, die Frage, wo Deutschlands Historiker in diesen Kämpfen gestanden haben. Waren sie die Wegweiser? Haben sie unser Volk von den Irrwegen, die sich von allen Seiten zeigten, hinweggeführt, vor den Abgründen, die sich auftaten, gewarnt und die Straße, die in das Dunkel der Zukunft führte, bezeichnet? Hat sich ihnen die Vergangenheit so, wie sie war, enthüllt? Haben sie die Zusammenhänge und die Eigentümlichkeiten der Epochen unserer Geschichte richtig gedeutet, die Verbindungslinien zwischen dem Einst und dem Jetzt gesehen und die Elemente, aus denen die Gegenwart der Nation sich aufbaut, ihre Macht, ihren Willen und ihr Schicksal folgerichtig entwickelt? Standen sie also auf einer Warte, von der sie dies alles überschauen konnten?

Die Antwort ist bald gegeben: eine Charakteristik der deutschen Historiker des Jahrhunderts, bis zur Gründung unseres Reiches und wohl noch darüber hinaus, würde sich, soweit sie Führer waren, nahezu decken mit einer Charakteristik der deutschen Parteien oder doch der politischen Strömungen, die auf die Gegenwart hinführten: es ist ein Chor, so vielgestaltig wie die Parteien selbst, in denen sie aufwuchsen und für die sie schrieben.

Man pflegt die »politischen Historiker« als eine besondere Gruppe herauszuheben und ihnen etwa das 6. und 7. Jahrzehnt des Jahrhunderts als die Zeit ihrer besonderen Wirksamkeit und Wirkung zuzuweisen, oder man verlegt ihren Anfang noch um ein, auch zwei Jahrzehnte zurück. Gewiß sind damit Einschnitte bezeichnet, in denen die politische Tendenz der deutschen Geschichtsschreibung immer bestimmter hervortrat. Indessen der Wunsch, die Nation politisch mündig zu machen, ihr das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein ihrer Größe, ihrer Macht und ihrer Bestimmung zu geben, lebte schon in der ersten Generation: auch sie hielt im Leben wie in ihren Werken den Blick auf die Nation und ihr politisches Sein und Sollen gerichtet.

So erst erfassen wir den vollen Gegensatz, in dem ihre Schar, so bunt sie ist, zu der Generation der deutschen Geschichtsschreiber, die von ihnen abgelöst wurde, steht.

Nicht als ob diese des politischen Interesses bar gewesen wären. Man braucht, um solche Gedanken abzuwehren, nur an Spittler und Schlözer zu denken, an die ganze Göttinger Schule, Historiker und Juristen, die es fast als eine Erbgerechtigkeit ihrer Zunft ansehen durften, über die Geschichte und das Recht des alten Reiches zu wachen und alles in Verbindung mit dem allgemeinen Staatensystem Europas zu bringen. Aber über den Umkreis dieser Welt, die in dem Völkersturm, der seit 1789 über Europa hereinbrach, unterging, kam keiner von ihnen hinaus — auch Heeren nicht, der als Veteran ihrer Schule das alte Reich noch um fast 4 Jahrzehnte überlebte. Sein Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems, das er im Jahr 1809 herausgab, als das alte Reich bereits zerstört war und die Nation zu den Füßen des Eroberers lag, folgte, wie uns Hermann von Caemmerer, dessen Tod für des Vaterlandes heilige Sache seiner Wissenschaft den Träger schönster Hoffnungen und mir persönlich

den treusten Freund raubte, nachgewiesen hat, noch ganz den Göttinger Traditionen. Das Interesse an der Gegenwart fehlte auch Heeren nicht, es hat nach seinem eigenen Geständnis auf jenes Werk maßgebend eingewirkt: er wollte der Gegenwart das Bild der Vergangenheit, der sein Herz angehörte, entgegenstellen. Mit ehernem Schritt war seit 20 Jahren die Macht durch die Welt gegangen; alles, was schwach war, nicht bloß das Alte, Abgelebte, sondern auch das an sich lebenskräftige Kleine hatte sie niedergebrochen oder es sich unterworfen und angegliedert. Dem Sohn der deutschen Aufklärung aber blieb die Unabwendbarkeit, die Notwendigkeit, das Schicksal, das darin lag, verborgen. Schon regte sich der Geist, der sich noch mächtiger erweisen sollte als der Zerstörer der alten Welt, der Geist der Nationen; in Deutschland selbst war er erwacht, und gerade um Göttingen her, in der nächsten Nachbarschaft, in Hessen, in Braunschweig, im eigenen Lande war das Pulver gelegt, blitzte es auf, in dem Moment vielleicht, als jenes Buch die Presse verließ. Im Namen der Freiheit erhob sich der neue Geist allerorten. Für Heeren aber bedeutete dieser hohe Name nichts als Ruhe und Erhaltung der Schwäche durch ein mechanistisch geordnetes Gleichgewicht zwischen zwei in sich gemischten Gruppen von Großen und Kleinen: Schattenbilder waren es, die er dem Donnergang der Zeit entgegenstellte, und denen weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart die Wirklichkeiten entsprachen.

In Göttingen hat auch Heinrich Luden seine Studien vollendet, Heeren selbst war sein Lehrer gewesen. Den Antrieb seiner Muse hat er jedoch nicht dort gefunden; der deutsche Herodot Johannes Müller war es, der ihm die Tore öffnete; ihn hatte er in Berlin aufgesucht, und Müller schrieb ihm die Vorrede zu seinem ersten Buch, dem Leben des Christian Thomasius: ein Thema also, das dem Göttinger Geist noch ganz gemäß war. Und so bewegten sich auch die nächsten Bücher des rasch schreibenden jungen Gelehrten, über die Oranier, Hugo Grotius und William Temple, noch in den Kreisen verwandter Studien — als er bereits den Anstoß erhalten hatte, der seinem Leben die Richtung gab. Nicht der Rat eines Lehrers, nicht die Fürsprache einer großen Autorität war es diesmal gewesen: sondern ein Erlebnis. Die Auflösung des alten Reiches, das plötzliche Verschwinden der Gewalt, unter der die Nation trotz ihrer Zersplitterung sich dennoch seit langem geborgen gefühlt hatte, war es, was ihm und mit ihm tausend anderen

den Wert des Verlorenen zum Bewußtsein brachte und ihm den Gedanken eingab, in der Vergangenheit das Gegenbild zu der Ohnmacht und Entkräftung der Gegenwart aufzusuchen und für die Nation zur Darstellung zu bringen. Auch Luden beschwor, wie Heeren, Schatten der Vergangenheit — aber nicht die der eben überwundenen Epoche, sondern aus der Tiefe der Jahrhunderte stiegen sie herauf; und nicht an den Bildern der Ohnmacht und der Schwäche hing seine Seele, sondern an den Zeiten des Glanzes, der Größe und des seiner Freiheit bewußten deutschen Volkes: er selbst hat es in der Vorrede seines großen Werkes ausgesprochen, daß der Untergang des Reiches ihm schon vor 20 Jahren den Gedanken erweckt habe, der trauervollen Gegenwart gegenüber in der Vergangenheit der Nation Trost zu suchen. Was die Macht bedeutete, hatte der Zertrümmerer des Reiches gelehrt; aber es war eine andere Macht, als jener sie ausgebreitet hatte, an die Luden dachte, und eine andere Freiheit als das fränkische Zerrbild, das die europäischen Nationen eine Weile genarrt hatte: es war die mit der Freiheit verbündete Macht, der Napoleon durch die Erhebung der Nationen, die er an seinen Siegeswagen gekettet, am Ende doch erlegen war; die Töne waren es, die nun Jahrzehnte hindurch als der Grundakkord die Kämpfe unserer Nation um ihre Einheit durchhallen sollten. Es war die Stimmung, die dereinst die deutschen Humanisten beseelt und zu Propheten der deutschen Einigkeit gemacht, den ersten Gedanken an eine deutsche Geschichte in ihnen erweckt, sie zur Forschung selbst, zur Sammlung deutscher Geschichtsquellen angetrieben hatte. So wurde es auch jetzt: die Monumenta Germaniae, des Freiherrn vom Stein eigenstes Werk, wurden der Ausdruck und das Denkmal dieser Gesinnung, so wie es ihr Wahlspruch aussagte: Sanctus amor patriae dat animum.

Als Romantiker darf dennoch Luden der Friese nicht gelten, so wenig etwa wie Stein oder Friedrich von Raumer, der gleich jenem noch in dem Zeitalter der deutschen Aufklärung aufgewachsen war und, nach einem Worte von Rosenkranz, der Historiker der Romantik ward, ohne es zu wollen; auch bei Raumer war es der nationale Machtgedanke, der ihn lockte, in der Geschichte des hohenstaufischen Kaiserhauses die Höhe und den Zusammenbruch der glanzvollsten Epoche unserer mittelalterlichen Geschichte zu schildern, und der, wie bei Luden, seinem vielbändigen Werk den Erfolg in der deutschen Lesewelt gebracht hat.

Derselben Generation, der auch noch Raumer zuzurechnen ist, gehörten vier andere Norddeutsche von der Wasserkante an, und die uns dennoch die Fremde gebracht hat: Niebuhr der Dithmarse, Dahlmann, dessen Wiege in dem damals noch schwedischen Wismar gestanden hatte, sie beide in Kopenhagen gebildet und dort ihre ersten Stellungen findend, und die Pommern Rühs und Arndt, beide unter der schwedischen Krone geboren, der sie lange mit Herz und Hand ergeben waren und ihre ersten Dienste, wie jene beiden den Dänen, gewidmet hatten. Und dennoch alle vier in der Heimatserde fest verwurzelt und mit dem ganzen großen Vaterlande auf das engste verwachsen. Das Besondere und das Neue an ihnen ist, daß ihr Geschick sie mit der deutschen Großmacht des Protestantismus, mit dem Staate der Hohenzollern verknüpfte, daß sie aus freier Wahl, im Dienste des deutschen Gedankens, ihn erkoren, weil sie in ihm den Eckpfeiler deutscher Größe, den Hoffnungsanker für ihren Glauben an des Vaterlandes Zukunft erkannten.

Wie anders wirkt dagegen das Bild Karl Wenzeslaus von Rottecks auf uns ein, der doch auch für die Idee der deutschen Freiheit und Größe focht und weit mehr als jene den Deutschen seiner Tage als ihr Vorkämpfer gegolten hat: ein Süddeutscher, aus katholischem Hause, in katholischer Umgebung aufgewachsen, der Hierarchie ein Todfeind, Schwärmer für eine katholische Nationalkirche, aber Gegner Preußens im Kölner Kirchenstreit, platt moralisierend in jedem Satz seiner rasch zusammengerafften, ungeordneten Bücher wie seiner Reden in der badischen Ständeversammlung, aber mit Wort und Feder ein unermüdlicher Kämpfer und bewundert, gefeiert wie sonst kaum ein Deutscher seiner Zeit!

Und wiederum ein anderer, Friedrich Christoph Schlosser, Friese und Protestant, wie Luden, und gleich ihm aus der Göttinger Schule hervorgegangen, dann aber nach harter Arbeit und schweren Lebensstürmen am Neckar zu Behagen, Einfluß und selbstgegründetem Wohlstand gelangend: ein Einsamer, der nur im inneren Erleben, im mystischen Schauen sein Ziel suchte, alle Erregung und den Wirrwarr der zeitgenössischen Kämpfe von sich abwehrend, als ginge es ihn nichts an, und dennoch ein zornvoller Richter über die Tyrannen, die Mörder der Freiheit; durch die Schattenwelt des Lebens der Vergangenheit, zwischen ihrem Glanz und ihren Lastern hinschreitend wie Dante

durch das Inferno, herb, sarkastisch, weltverachtend — und dabei auch er bewundert und gelesen bis auf unsere Tage!

Spät erst gelangte Schlosser, schon ein Fünfziger, zu diesem Einfluß; denn die dreißiger Jahre des Jahrhunderts sind es, in denen seine wie auch Rottecks Bücher Auflage auf Auflage erlebten, zu vielen Tausenden gelesen wurden. Es war das Jahrzehnt der Julirevolution, die Epoche, da die französischen Ideen, denen die Generation vorher so entschlossen den Krieg erklärt hatte, Deutschlands politische Welt erregten: die konstitutionellen Theorien, die an der Seine triumphierten, in den ständischen Kammern der alten Rheinbundstaaten widerhallten und als die echten Formen, die wahren Bürgschaften für die nationalen Freiheiten gegen den stumpfen Machtwillen der in ihrem reaktionären Starrsinn verhärteten Kabinette ins Feld geführt wurden; und eben dies erklärt den Erfolg der aus Rottecks und Schlossers Feder stammenden Werke, die ebensowenig wie jene Theorien in der Tiefe historischer Anschauung verankert waren, aber dem Durchschnittsempfinden der Menge um so mehr entsprachen.

Von den Älteren war Rühs längst hinweggenommen; Arndt trauerte, von seinen reaktionären Verfolgern flügellahm gemacht, in seinem Hause am Rhein; auch Luden war schon in den Schatten getreten und Niebuhr im Gram über den Ausbruch der neuen französischen Revolution, die ihm die Tragödien seiner Jugendjahre zu erneuern schien, dahingegangen. Dahlmann aber, aufrecht geblieben und von härterem Stahl, gelangte jetzt recht eigentlich in den Zenit seiner Wirksamkeit. Bis dahin hatte er seine Feder fast ganz dem Altertum oder der nordischen Geschichte gewidmet. Jetzt wandte er sein Auge den neuen Zeiten und der Gegenwart selbst zu — er ward in Göttingen, auf dem Schauplatz der alten Rechts- und Staatshistorie, der Führer der Jungen. Aber nicht seine historischen Arbeiten haben ihn dazu gemacht, sondern die Politik in Theorie und Aktion. Es ist wahr, sein Handbuch der Politik, mit dem die neue Epoche seines Lebens recht eigentlich ihren Anfang nahm, wollte die politische Theorie gerade historisch unterbauen, sie, wie es der Titel des Buches ausdrücklich angibt, »auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückführen«. In Wahrheit hat aber auch Dahlmann die Historie nur als Beispielsammlung für die Begründung der Forderungen seiner Partei und ihrer Programme verwandt. Von der Theorie aus richtete er den Blick auf die Vergangenheit, und er war von den französischen

Staatsideen abhängiger als er selbst, der Verehrer der englischen Verfassung, es wahrhaben mochte, wie denn überhaupt die Vermengung englischer und französischer Ideen für diese Epoche charakteristisch ist; geradeso wie in Frankreich einst Montesquieu und jetzt Guizot in ihren Werken englisches und französisches Verfassungsleben durcheinander wirrten. Auch das historische Werk Dahlmanns aus dieser Epoche, seine »Zwei Revolutionen«, hält sich an die fremden Vorbilder; es hängt von Darstellungen ab, die jedermann zugänglich waren, und erscheint uns vom wissenschaftlichen Standpunkt aus weit dürftiger als alle Arbeiten seiner früheren Jahre; nur wieder um seiner Tendenz und Wirkung willen ragt es aus der Zeit empor.

Aus allen Parteien treten jetzt die Historiker auf, immer in der Farbe ihrer Umgebung. Auch die Reaktion bleibt nicht zurück; sie sendet Kämpen aus wie Heinrich Leo in Halle, gelehrt wie wenige und leidenschaftlicher als jeder andere, Konvertiten, wie Hurter, der im Dienste Habsburgs Glauben und Vaterland vergaß, und Aretin den Bajuvaren, für den der Katholizismus nur im Wittelsbacher Gewande etwas galt: die Gegensätze des 16. und 17. Jahrhunderts innerhalb des katholischen Deutschlands leben in den Büchern beider auf. Romantiker sind sie und ihresgleichen kaum noch zu nennen; die waldfrische Farbe der alten Romantik aus der Zeit Clemens Brentanos und Achim von Arnims ist weggewischt; sie hat dem stumpfen und harten Schwarz des Ultramontanismus Platz gemacht. Immer schärfer werden die Akzente, immer breiter der Chor der Stimmen und immer größer der Wirrwarr, je stärkere Stürme das politische Leben erschüttern und je näher das Brausen der neuen Revolution heraufkommt.

In dem ersten Jahrzehnt dieser unruhvollen Epoche hat auch Ranke aus der Einsamkeit seiner Studierstube heraus es versucht, mit seiner historisch-politischen Zeitschrift in den Streit der Parteien einzugreifen: nicht ganz freiwillig, sondern gedrängt von seiner Regierung und wohl auch den Freunden, die seine in die Tiefe der historischen Welt dringende Betrachtungsweise der von der Oberfläche her schöpfenden historischen Begründung der Zeitforderungen entgegensetzen wollten. Man weiß, wie das Unternehmen ausgelaufen ist: Niemand hörte auf den Meister; die Zeitschrift wurde nahezu von ihm allein geschrieben, und der Kreis seiner Leser war nicht viel größer als der seiner Mitarbeiter; nach wenigen Jahren ging sie an Abonnentenschwund ein. Eine Lehre für ihn, die er sich gemerkt hat; niemals

wieder hat er vor der Öffentlichkeit seine Stimme erhoben, hat er versucht, ihr die Richtung zu geben, in welche die aus der Vergangenheit geschöpfte Erkenntnis wies; so wie ihm sein Streit mit Heinrich Leo genügt hatte, um für alle Zeiten auf Kontroversen mit seinen literarischen Gegnern zu verzichten.

Daß Ranke der erste lebende Geschichtsschreiber, daß der deutsche Thukydides in ihm der Nation geschenkt sei, war damals allgemein anerkannt. In seinen Übungen sammelte er um sich die jungen Historiker, welche in den folgenden Jahrzehnten die deutschen Katheder als die Führer ihrer Wissenschaft innegehabt haben. Auch er führte sie in die vaterländische Geschichte ein, in die früheren Jahrhunderte, die für die Gegenwart und ihre theoretischen Forderungen nicht so fruchtbar waren wie die neueren Zeiten, in die Epoche, die Luden und Raumer der Nation nahe gebracht hatten. Aber an Stelle von deren Alfresko-Malerei oder von den verzeichneten und verwaschenen Geschichtsbildern eines Menzel und Pfister brachte er sie auf die Wege, die sein Leipziger Jugendbekannter, der gründliche Harald Stenzel, in seiner Geschichte der fränkischen Kaiser erfolgreich beschritten hatte. Und er zerschnitt den Stoff nicht bloß nach den Regierungen, sondern nach den Jahren, so wie es die Annalisten des Mittelalters selbst getan hatten; er fesselte seine Schüler an die Quellen und zwang sie unter das Gesetz, dem er selbst vom ersten Moment seiner Arbeit ab sich unterworfen hatte, »strenge Darstellung der Tatsachen, wie bedingt und unschön sie sei.«

Den Stoffgebieten, die er ihnen gab, blieb die Mehrzahl seiner Schüler treu: Siegfried Hirsch, Rudolf Köpke, Georg Waitz, der große Sammler und Sichter aller Quellen für die Verfassungsgeschichte des deutschen Mittelalters, und Wilhelm Giesebrecht, der auf der Basis gewissenhaftester Quellenforschung Kaiserbilder schuf, die nun doch wieder nach Ludens Art gestaltet waren, Gemälde auf Goldgrund, wenn auch in matten Farben. Auch Dönniges, den dann bald der Dienst in der Diplomatie hinwegführte, debutierte noch mit einer Arbeit aus der Schule; aus späterer Zeit dürfen wir noch Wilhelm Arnolds gedenken, dem an Geist und lebendiger Auffassung unter den Forschern des Mittelalters wenige gleichkommen.

Auch Heinrich von Sybel, der geistvollste von allen Schülern des Meisters, von ihm selbst nie anders geschätzt, sprühend von Jugendkraft und Feuer, an Scharfsinn keinem nachstehend, und jedem über-

legen an dem Glanz der Darstellung, der uns bereits an seinem Jugendwerk, der Geschichte des ersten Kreuzzuges, entzückt, blieb zunächst den alten Zielen treu. Ja, er suchte noch frühere auf, die Urgeschichte unseres Volkes und weiterhin die größte aller Revolutionen, welche die Welt gesehen hat, die Epoche des Unterganges der alten und der Entstehung der neuen Welt, das Feld also, auf dem Jakob Burckhardt um weniges später die schönste und dauerhafteste Frucht seiner Arbeit gezogen hat: in ihrem ganzen Umfang wollte Sybel diese Weltkatastrophe zur Darstellung bringen. Da aber ergriff ihn der Sturm der deutschen Revolution und entführte ihn jenen Studien, die der damaligen Zeit ferngerückt waren, und die erst der Gegenwart wieder in ihrer unmittelbaren und grundlegenden Bedeutung für die Zusammenhänge unserer Weltanschauung sichtbar geworden sind. Eine politische Broschüre hatte Sybel schreiben wollen. Sie wuchs ihm zu dem Werke aus, das wie kein anderes den Geist jener Zeit wiederspiegelt. Aus breiten Studien hervorgegangen, umfassender gedacht und ausgeführt als alles, was bisher über die von ihm erwählte Epoche geschrieben war, weit tiefer grabend, als die Franzosen selbst gekommen waren, und ausgestattet mit dem Glanz seiner Sprache und der überzeugenden Kraft seiner Dialektik, mußte dieses Werk wohl auf eine Zeit einwirken, die in jener Vergangenheit nicht bloß ihr Spiegelbild, sondern auch die Antriebe für die Gestaltung der eigenen Zukunft finden wollte. Für uns ist es mehr noch vielleicht ein Denkmal eben jener Jahre als der Epoche, die es darstellt; aber wie vieles wir an den Konturen der Bilderfülle, die es enthält, an dem Grundriß selbst, der es trägt, verschoben oder verzeichnet finden mögen, blieb es doch das bis heute nicht ersetzte Werk über das Zeitalter der großen französischen Revolution.

Auch jene andern sind von dem Wogendrang der Zeit nicht unberührt geblieben. So der besonnene Köpke und der in seinen Forschungen über Kaiser Heinrich den Zweiten eng und ängstlich an den Wortlaut der Quellen sich klammernde Siegfried Hirsch. Köpke fand in Heinrich von Kleist, dem unglücklichen Sänger des preußisch-brandenburgischen Staatsempfindens, das auch in ihm, dem Berliner, lebendig war, einen Stoff, mit dem ihn die eigenen Traditionen verbanden, und an dem er zugleich seine Lust am Kleinen und Intimen der Forschung sättigen konnte; während Siegfried Hirsch, in strenger Scheidung von seiner Wissenschaft, als strammer Konservativer sich

1848 in der neuen Zeitung seiner Partei bemerkbar machte. Georg Waitz übte, wie Sybel selbst, in der deutschen Sturmzeit parlamentarischen Kriegsdienst; in seinem »Wullenwever« hat er einen Stoff gewählt, der ihn mit den politischen Zielen der Gegenwart und zugleich mit der Geschichte seines Heimatlandes verband; aber in seiner Lebensarbeit blieb er dem einmal erwählten Felde treu. Das verband ihn mit Theodor Mommsen, der, wie sehr er von Leidenschaft für Partei und Vaterland erglühte, sich dennoch niemals von dem Boden hinwegdrängen ließ, an dessen Bearbeitung er, der geborene Meister der Darstellung, ein Schilderer der antiken Welt, wie ihn bis heute keine Nation besitzt, in heroischer Entsagung ein ganzes Leben mühseligster Kleinarbeit gesetzt hat.

Die Stellung Heinrich von Sybels tritt erst in die rechte Beleuchtung, wenn man ihn in eine Reihe mit den beiden Heidelbergern Gervinus und Häusser, und fast mehr noch mit Johann Gustav Droysen bringt.

Gervinus war damals noch in der gleichen Front mit den andern und unter ihren Vorkämpfern zu finden. Seine große Zeit waren gerade die Jahre der deutschen Revolution gewesen, als er das Organ der Partei, die Deutsche Zeitung, das vornehmste Blatt, das jemals die deutsche politische Presse repräsentiert hat, redigierte. Seitdem war es, entsprechend den Verhältnissen des badischen Landes, das in dem allgemeinen Sturm zusammengebrochen war und nun Mühe hatte, sich gegen die sofort einsetzende Reaktion zu behaupten, bereits zu einer gewissen Abwandlung seiner Stellung gekommen; jedoch blieb sein Ansehen zunächst ungeschmälert, und schien er noch der Mann zu sein, um in einer Geschichte des Jahrhunderts als der Führer das Fazit der allgemeinen Entwicklung zu ziehen. Er betrachtete sich als einen Schüler Schlossers, seines Kollegen, den er in dem Nekrolog, den er ihm in dem Jahre seines Todes (1862) schrieb, sogar als das Haupt und den Bahnbrecher der historischen Kunst und Wissenschaft Ranke gegenüber bezeichnen wollte. Jedoch war er selbst seinem Meister nach Anlage, Begabung und den Zielen, die er sich steckte, ganz unähnlich, reizbarer und unbequemer als jener, der am Abschluß seines Lebens, ohne sich zu erregen, den resignierten Satz niederschreiben konnte, daß die ganze Zeit von ihm und seinesgleichen abgewichen sei, wie sie selbst von ihr. Auch Gervinus hat dies Schicksal gehabt. Er aber vermochte es nicht zu ertragen; und wenn er die Ungerechtigkeit, die er

darin sah, auf das bitterste empfand, so machte er den Abstand zwischen sich und der jüngeren Generation durch unfruchtbares Geschelte um so größer und rechtfertigte ihre Vorwürfe durch apodiktische Prophezeiungen über die Zukunft Deutschlands und der Welt, die bereits durch die Entwicklung selbst widerlegt waren oder es in dem Moment, da er sie aussprach, wurden, und durch die Aufstellung von Kategorien über den Zusammenhang und den Verlauf aller historischen Erscheinungen, die aller Wirklichkeit spotteten und unter der Wucht der Tatsachen wie Spinneweben zerrissen. Die Tragik seines Geschicks erscheint um so größer, als ihm in Heidelberg selbst in Häusser und, nach dessen allzufrühem Tode, in Heinrich von Treitschke am Ende seines in rastloser Arbeit verbrachten Lebens zwei Rivalen gegenüberstanden, die — dem neuen Aufschwung Badens wiederum entsprechend — als die wahren Herolde der schon anbrechenden deutschen Einheit und Größe erschienen. Auch Ludwig Häusser war ein Süddeutscher, jedoch schon nicht mehr in Rheinbundsluft, wie noch Gervinus, aufgewachsen. Er ist mit noch viel besserem Recht als ein Schüler Schlossers zu bezeichnen, in dessen Gefolge er jahrelang geblieben war, und dessen unmittelbarer Nachfolger er wurde. Seitdem aber war er Wege gegangen, die nordwärts, über die Mainlinie hinweg, zu den Historikern führten, welche in Preußen den Eckstein deutscher Größe stärker als jemals erkannten und die Macht, die Macht des Staates Friedrichs des Großen als die berufene Instanz für die Verwirklichung der deutschen Ideale begrüßten.

Niemand aber hat unter den nationalen Historikern Preußens deutschen Beruf früher, bewußter und eindringender erkannt und entzündet als Johann Gustav Droysen, wieder ein Pommer und (wie Schleiermacher) Sohn eines preußischen Feldpredigers, der dem deutschesten unter den preußischen Feldherrn der Befreiungskriege, Leberecht Blücher, persönlich nahegestanden hatte. Ausgegangen von der Philologie, erzogen im Geiste Hegels und Böckhs, und selbst früh bewährt in der Altertumswissenschaft, deren Poesie und Historie in ihm einen beredten, neuschaffenden und geistreichen Interpreten gefunden hatten, warf Droysen dennoch, als ihn der Atem der deutschen Zukunft berührte, dies alles von sich, um in Politik und Wissenschaft fortan sein geliebtes Preußen als den durch die Geschichte selbst prädestinierten Träger der deutschen Einigkeit und Macht zu verkündigen.

Maß- und richtunggebend war für ihn wie für die ihm verwandten Fachgenossen der Ausgang der deutschen Revolution, der Sturz des Frankfurter Parlaments, einer Verfassung, die sich nur auf gestaltlose Wünsche und Gefühle der öffentlichen Meinung hatte stützen können und unter dem Schwergewicht der Realitäten, der gewachsenen Macht zusammengebrochen war. Ihre deutschen Ideale gaben sie darum nicht auf; aber, durch das Erlebnis belehrt, suchten sie fortan mehr als je zuvor die Macht wie sie war der Bewegung zur nationalen Einheit zu unterstellen, sie im Dienste der nationalen Idee selbst zum Siege zu führen.

In dem Jahrzehnt nach der Revolution, während die Regierungen noch in der Reaktion, und mehr als zuvor, verharrten, hatten sie innerhalb ihrer Wissenschaft, und so auch in der öffentlichen Meinung, die unbestrittene Herrschaft. Das Bewußtsein hierfür und zugleich das Programm der Partei hat den stärksten Ausdruck gefunden in einer akademischen Rede, die Heinrich von Sybel in dem kurhessischen Marburg 1856 gehalten hat, und in der er für sich und die Genossen den Anspruch erhob, daß erst sie die wahre Bedeutung der im Staat entwickelten Macht in der Geschichte klar erkannt hätten.

Ranke war ganz in den Hintergrund getreten. Daß er in eben diesen Jahren in der französischen Geschichte, an die er die englische sofort anschloß, zwei Werke schuf, welche die Grundlagen für das, was wirklich als nationale Macht zu gelten hatte, bloßlegte, die Fundamente, auf welchen sich Verfassung und Politik der beiden Nationen aufbauten, von denen jene ihre Ideale abstrahierten, blieb unbeachtet. Wie völlig der alte Meister der Zeit, für die Macaulay der Führer in der Historie geworden, entrückt war, läßt sich an den Briefen des jungen Heinrich von Treitschke beobachten, in denen der Name Rankes überhaupt nicht vorkommt. Wir finden ihn zuerst erwähnt im dritten Bande derselben, aus Treitschkes Heidelberger Jahren. Er hatte, wie er einem Freunde in Freiburg am 7. Juni 1869 schrieb, vor Jahren, als er dort an seiner Promotionsarbeit gearbeitet, die Vorrede zu den »romanischen und germanischen Völkern« (so nennt er das Buch) gelesen und einen »anspruchslosen Passus« darin entdeckt, der, wie er sagt, im Grunde das Programm für Rankes ganzes Wirken enthalte: »Andere«, so zitiert er, »stellen Betrachtungen über die Geschichte an, ich bescheide mich zu erzählen, was wirklich geschah« — »oder ähnlich« (fügt er hinzu). Und nun bittet er den Freund,

den Satz, den er zu einer Arbeit für die Jahrbücher gebrauche, aus dem Buche (es sei ein bescheidenes Löschpapierbuch in grünem Papiereinbande), für ihn auf der Freiburger Bibliothek abzuschreiben, da die Heidelberger es nicht besitze!

In der Tat, das schönste Werk, das die historische Muse unserm Volke geschenkt hat, so geschrieben, wie es niemals wiederholt werden kann, erinnert in keiner Zeile an die Grundgedanken Rankescher Geschichtsauffassung; die Anlage, die Auffassung und die Durchführung, die Zeichnung der Charaktere und die Farbenmischung — das alles führt uns in eine andere Welt. Niemals sollen wir das Verdienst Treitschkes um unser Volk schmälern; er bleibt über Lob und Tadel erhaben: kein Buch ist je in deutscher Sprache geschrieben, das größere Bewunderung verdiente als seine Deutsche Geschichte, keins auch, das die Stimmung der Zeit, in der es entstand, treuer widerspiegeln könnte. Jedoch, wer in Rankes Werk das Fundament historischer Auffassung gelegt sieht, wer die Zusammenhänge zwischen deutscher und preußischer Politik und ihr Verhältnis zu der allgemeinen Geschichte von ihm annimmt, wer überall seine Maße an den Aufbau und das Wesen der Macht anlegt, der wird niemals eine Brücke von dem einen zu dem anderen schlagen können; er kann gar nicht anders als Ranke auch in der Geschichte des 19. Jahrhunderts zu seinem Führer erwählen.

Denn niemand hat den Wahlspruch, den Heinrich von Sybel bereits in seinen Doktorthesen aufstellte, cum ira et studio Geschichte schreiben zu wollen, voller zu dem seinen gemacht als Heinrich von Treitschke: mit Feuerzungen hat er das hohe Lied verkündigt von des Reiches Herrlichkeit unter Hohenzollerns Krone; und das Wort, zu dem er sich in dem Vorwort zu seiner Deutschen Geschichte bekannt hat, gilt für jede Zeile, die er schrieb, für jede Rede, jede Vorlesung, die er gehalten hat: der Wunsch und Wille, die Freude am Vaterland in der Nation zu erwecken.

So ist der letzte in der stolzen Reihe unserer politischen Historiker auch ihr größter geworden.

Jedoch mit der Gründung des neuen Reiches war eine Barriere geschaffen, ein Schlagbaum quer über den Weg der deutschen Geschichtsschreibung gelegt, über den es keinen Weg mehr zurück gab. Wohl hat es noch manch einer versucht; denn der Kampf der Parteien ward nicht sobald gestillt, und noch hörte die Nation mehr auf die

Alten als auf die Jungen; leidenschaftlicher fast als vordem standen die Wortführer in den feindlichen Lägern einander gegenüber. Erst unter dem neuen Reich hat Treitschke seine Deutsche Geschichte geschrieben und Johannes Janssen sein ultramontanes Zerrbild einer »Deutschen Geschichte« entworfen. Aber die Zukunft gehörte ihnen nicht. Denn nun kam die Zeit, da Rankes fast unsichtbar gewordenes Gestirn wieder aufleuchtete, um fortan in immer hellerem Glanze zu strahlen. Es ist aber wahrlich nicht unser Verdienst, wenn wir den Weg zu dem Altmeister zurückgefunden haben: ein Großer hat uns zu ihm geleitet. Nicht die Kraft der Erkenntnis oder (besser gesagt) des Erkennenwollens ist es gewesen, nicht die Ergebnisse kritisch genauerer Erforschung der Begebenheiten und ihrer Quellen haben es vermocht — sondern wiederum das Erlebnis selbst hat es vollbracht: die Tat war es, die der Forschung, der Erkenntnis die Wege bahnte, die Anschauungen reinigte, die Leidenschaften, welche den Blick getrübt hatten, besänftigte und jene Besonnenheit des Urteils und die Sicherheit der Beobachtung erzeugte, welche allein, wie jedes andere Objekt wissenschaftlicher Betrachtung, so auch den ewig strömenden, unablässig bewegten Fluß des historischen Geschehens der Erkenntnis zu unterwerfen vermag. Die im Kampfe gegen den Erbfeind des deutschen Namens gewonnene Einheit der Nation, die Macht des neuen Reiches hat uns Jüngeren die Pforten geöffnet.

Es ist nichts anderes, als was der Gang der Entwicklung, den wir raschen Fluges an uns haben vorüberziehen lassen, uns in jedem Moment gelehrt hat. Der Untergang des alten Reiches und die Not der Zeit, die Unterjochung der Nation unter einen fremden Willen, schufen die Sehnsucht nach Herstellung des Verlorenen, gaben einem Luden den Gedanken ein, das nationale Ideal in der Vergangenheit zu suchen; der Zwist der Parteien, der sich daran schloß, und die Revolution, in der dieser zum Ausbruch kam, ihre Erfolge und ihr Scheitern lenkten den Gang weiter. Die Gegenwart war es, die alle in ihrem Bann hielt. »Denn«, wie Ranke es ausspricht, »die großen Begebenheiten reißen uns gewaltsam sich nach«. Die Historiker standen selbst in den Lägern der Parteien: je nach Herkunft, Erziehung, Heimat und Universität, nach den Wendungen ihrer eigenen Lebensbahn, der Umgebung, in die Gelegenheit und Glück (wie oft war es nur der Zufall!) sie führten, färbte sich ihre Stellung, und damit die Wahl ihrer Stoffe und die Form, die sie ihnen gaben: Begabte und Unbegabte glichen darin ein-

ander, nur daß jene diesen in ihrer Wirkung, ihren Erfolgen vorankamen, durch die Bestimmtheit ihrer Auffassung und die Leidenschaftlichkeit, mit der sie dieselbe vertraten, stärker wirkten.

Aber ihnen allen war ein Ziel gesetzt: über die eigene Generation reichte ihr Einfluß ganz selten hinaus. Weil sie eben nur für sie schrieben, weil sie unmittelbar auf die Gestaltung der nationalen Macht einwirken wollten, der Gang der Entwicklung jedoch, die Wirklichkeit selbst ihnen immer nur halb recht gab und bald über sie hinwegging. Soweit ihnen die Grenzen gesteckt waren, wurden sie die Führer; und ihr Ruhm ist bei ihren Zeitgenossen darum größer gewesen als der ihrer Nachfolger von heute, die ihren Fachgenossen auch wohl in der Nachwelt, bekannt bleiben werden, in den breiteren Schichten aber schon der Mitwelt sich entziehen, soweit sie nicht etwa, wie jene, nicht bloß in ihren Werken und auf dem Katheder, sondern auch in den Zeitungen oder in der Volksversammlung und im Parlament ihre Ansichten propagieren.

Jene aber teilten ihren Ruhm mit tausend andern — Gelehrten und Ungelehrten, den Forschern über verwandte Gebiete des Staats- und Rechtslebens und den Praktikern, Staatslenkern, Parlamentariern und Journalisten; und ihre Werke lesen sich oft wie Kommentare zu Programmen, die von andern entworfen waren.

Sie selbst erlagen, wenn sie dem Fortgange des Kampfes folgten, dem Wandel der Ansichten, welchen er mit sich führte. Man braucht dafür nur Sybels Revolutionszeit mit seiner Deutschen Geschichte zu vergleichen: dort leidenschaftliche, vordringende Bewegung in Urteil und Darstellung, hier eine Ruhe der Beobachtung, eine bisweilen die eigene Vergangenheit ironisierende Betrachtungsweise, welche keineswegs lediglich der Bedächtigkeit des Alters zu verdanken ist, sondern den Eindrücken, die er selbst von der Macht der Tat und von dem Manne empfangen hat, der sie ausgeführt hatte, und der ihm als Freund und Berater, zuweilen vielleicht auch als Kritiker und Korrektor bei der Ausarbeitung seines zweiten Werkes zur Seite gestanden hat. Und wie weit ist Heinrich von Treitschke von der Auffassung, die er beim Beginn seines großen Werkes besaß, später abgewichen! Er hatte gemeint, die trostloseste Periode der deutschen Geschichte erzählen zu müssen. Statt aber ein Bild der Ohnmacht und brutaler Reaktion zu entwerfen, gelangte er zu einer fast restlos bewundernden Schilderung des Restaurationswerkes, durch das alt-

preußische Kraft und die Einsicht und Integrität der preußischen Beamtenschaft unter der absoluten Krone die Grundlagen für die Siege des deutschen Gedankens unter den Fittichen des preußischen Adlers gelegt haben.

Wir halten es nicht mit denen, welche insofern dieser Gruppe unserer Historiker doch einen Vorzug vor Ranke zuerkennen möchten, als sie farbiger, lebensvoller, zumal in der Würdigung handelnder Persönlichkeiten, geworden seien, vor allem aber in der Gesamterfassung des Staats- und Volkslebens, etwa in wirtschaftlicher und verwaltungsgeschichtlicher Hinsicht oder in der Darstellung der literarischen Sphäre, einen Fortschritt über Ranke hinaus bedeuten sollen. Denn einmal war die Aufgabe des Meisters nicht auf das Besondere, sondern auf das Allgemeine, auf die großen Zusammenhänge gerichtet; er würde ihnen, hätte er sich allzusehr an das Besondere gehalten, untreu geworden sein. Sodann wird dieses erst im allgemeinen Zusammenhang sichtbar, ist von ihm abhängig; und man gerät auch heute nur zu leicht in die Gefahr, über der Schilderung des Besonderen das Allgemeine zu vergessen — die Historiker, die wir nannten, hatten dies letztere überhaupt nicht erfaßt. Drittens aber ist es gar nicht wahr, daß Ranke das Besondere über dem Allgemeinen vergessen oder es doch nicht genügend hervorgehoben habe. Ließe sich etwa das tägliche Leben und Treiben der Florentiner zur Zeit der Medizäer in dem kleinen Rahmen, der das Ganze umspannt, farbiger, persönlicher, prächtiger schildern als in dem Mosaik, das er in seinen »romanisch-germanischen Geschichten« zwar aus hundert Quellenstellen zusammengefaßt hat, dessen Zeichnung aber ganz aus seiner eigenen wunderbar sicheren Anschauung stammt? Oder könnte die Verflechtung des weltlichen und geistlichen Elements in den Verfassungen und in jeder Lebensäußerung des türkischen Sultanats und der spanischen Reiche wie des Staates der römischen Kirche in ihrem Kern zutreffender und vollständiger erfaßt werden als in den »Fürsten und Völkern des südlichen Europas«? Daß Ranke das innere Leben des Staates bis in den Kern der Persönlichkeit hinein, etwa in der französischen oder der preußischen Geschichte, vernachlässigt, daß er das wirtschaftliche Element auch in seinen kleineren Arbeiten, etwa dem Aufsatz über den Zollverein, unvollständig dargestellt habe, kann doch nur behaupten, wer sie nicht kennt. Aber freilich, das erste, worauf es ihm ankam, war dies nicht, sondern die Individualität des Staates an und

für sich, den er nur als Ganzes begriff, in dessen Formen alles, was sich aus dem Schoße des Geschehens emporringt, sich zusammenfaßt oder doch widerspiegelt, dessen Leben mit dem allgemeinen und dem persönlichen Dasein in unablässiger Bewegung, Spannung und Abwandlung zusammenhängt, der selber aus dem Geist und Leben der Nation herauswächst, sowie diese wieder aus den universalen Abwandlungen, der allgemeinen Bewegung der Staaten- und Völkerwelt hervorgeht, um in ihrem Blühen und Vergehen neue Formen des allgemeinen und des individuellen Lebens zu gebären.

Dennoch würden wir nicht bloß undankbar, sondern auch ungerecht gegen den Geist der Geschichte selbst sein, wollten wir fordern, daß jene Ranke-Schüler ihrem Lehrer hätten treu bleiben müssen. Gerade darin vielmehr, daß sie Wege aufsuchten, die sie von ihm wegführten, und die nun freilich (um es gerade heraus zu sagen) die Historie zur Dienerin der Politik machten und sie ihrer Würde als freie Wissenschaft beraubten, lag eine historische Notwendigkeit, ja mehr als das, eine sittliche Pflicht, der sie sich nicht entziehen durften. Ranke selbst hat diesen Weg in seiner historisch-politischen Zeitschrift beschritten, freilich in seiner Weise, und wir sahen mit welchem Erfolg. Wenn er fortan schwieg, so lag darin eine Entsagung, die ihm durch Natur und Entwicklung persönlich nicht schwer wurde, zugleich aber ein Eingeständnis, daß er etwas Unmögliches unternommen hatte, das Gegenteil also in der Tat das Notwendige war: daß der Weg zur politischen Macht nicht bloß Sache der wirtschaftlichen Einsicht ist, sondern der handelnden, leidenschaftlichen, vielleicht irrenden, aber strebenden, wollenden Persönlichkeit. Dieser Wille aber lebte in jenen Männern; er gab ihren Schriften die Farbe und die werbende Kraft: in dem Streben selbst liegt ihre Größe.

Was aber war es, das Ranke schon auf den Weg gebracht hat, auf den wir Jüngeren wieder zurückgeführt wurden? Wäre er eine Ausnahme von dem Gesetz gewesen, das wir in den Lebensläufen der anderen überall wahrnahmen? War es bei ihm wirklich nur der Wille zur Erkenntnis, die Tiefe der Forschung, die Kraft des Schauens, die ihn zu dem Meister aller Meister in unserer Wissenschaft gemacht hat? Oder folgte auch er darin nur, wie er selbst es einmal ausdrückt, dem Gesetz, daß jedermann unter den Gestirnen leben und handeln müsse, welche die Welt beherrschen? Die Antwort ergibt sich, wie wir es bei den anderen sahen, wieder aus dem Lebensgange Rankes selbst.

Er hat ihn, den unter der Konstellation des Friedens von Basel Geborenen, wirklich so geführt, daß er ihn zwar stets ganz in der Nähe der entscheidenden Ereignisse und also unter ihren unmittelbaren Eindruck, aber niemals in den Brennpunkt selbst brachte: aus der Enge der thüringischen Heimat, während die Erde ringsum unter Katastrophen ohnegleichen erzitterte, über Donndorf und Schulpforte nach Leipzig, aus Sachsen nach Preußen, dem Staate der Freiheitskämpfer, jedoch nun schon der Reaktion, und von dem Frankfurter Gymnasium in der Zeit der politischen Windstille auf das Berliner Katheder, die Warte, von der er fortan, kaum berührt von den bald neuerwachenden Stürmen, den Zeitenlauf verfolgen, Gegenwärtiges und Vergangenes miteinander verknüpfen konnte. Und das gleiche gilt, in Wechselwirkung mit dem politischen Erlebnis, von seinem Verhältnis zu der geistigen Umwelt; auch in ihr finden wir ihn (seine Stellung zwischen Rationalismus und Romantik, zwischen Fichte, Hegel und Schelling zeigt es an) gleichsam, um einen seiner Lieblingsausdrücke zu gebrauchen, auf den Konfinien der Provinzen, in die auch das Reich des Geistes sich teilt.

Fragen wir zum Schluß nach der Gestaltung und den Zielen, die der Geschichtsunterricht in unseren Schulen sich setzen muß, so ist die Antwort in dem Gesagten bereits enthalten. Ist es richtig, daß die Erziehung in der Wahrhaftigkeit wurzeln, auf dem Grunde des als wahr Erkannten ruhen muß, und kann das Einzelne nur im Zusammenhange des Ganzen wahrgenommen werden, so darf auch der Unterricht in der Geschichte nur nach Rankes Lehre, als Weltgeschichte, und zwar in allen Schularten und auf allen Stufen, gegeben werden. Nur so können wir hoffen, dereinst wieder zu einer einheitlichen Geschichtsauffassung zu gelangen, wie sie unsere Voreltern in dem von der Kirche geschaffenen Weltbilde bis in die Neuzeit hinein besaßen — und so auch Klarheit über die Stellung unserer eigenen Nation in dem Weltlauf zu gewinnen. Weltgeschichte aber in Rankes Sinn heißt nicht ein Berichten von allem, was einmal auf Erden geschehen, sondern sie ist Darstellung des Weltganges der Kultur, die eine von Ägypten und Babylon her durch die Jahrtausende reichende Kette von Generationen geschaffen hat, und deren Träger die Nationen Europas geworden sind: dieselben, welche im Laufe der letzten vier Jahrhunderte sich den Erdkreis unterworfen haben — um am Ende

(so will es die Tragik des Weltgeschehens) sich gegenseitig zu zerfleischen. Je eingehender diese Entwicklung geschildert werden wird, um so mehr werden die darin liegenden ethischen, die erziehenden Momente hervortreten, um so mehr auch der Zusammenhang des gegenwärtigen und des vergangenen Lebens sich herausstellen. Nicht anders hat Ranke selbst als Oberlehrer in Frankfurt seinen Schülern Geschichte vorgetragen. Gewiß keine leichte Aufgabe: aber daß sie schwer ist, berechtigt doch nicht dazu, ihr untreu zu werden, Schlechtes und Falsches an Stelle des Echten, und zusammenhangslose Bruchstücke an Stelle des einheitlichen Verlaufes zu geben. So erst wird die Geschichtsauffassung Rankes, die mit dem nationalen Staate zum Siege kam, und der sich heute kaum noch ein Historiker auf deutschen Universitäten zu widersetzen wagt, in dem Bewußtsein der Nation Wurzel schlagen und wird der größte aller Historiker das werden, wozu sein Genius ihn bestimmt hat: der Erzieher seiner Nation.



Eine neue Auffassung der Kirchengeschichte.

Was uns als Idee erscheint, es ist oft nur das Abstraktum einer fremden* Existenz.

Ranke, Frankreich und Deutschland (1832); S. W. 49, 72.

»Eine Kirchengeschichte im Grundriß«, so nennt sich das Werkchen eines unserer scharfsinnigsten und geistvollsten Kirchenrechtslehrer, Rudolf Sohms, das von seinem Erscheinen ab fast ausnahmslos von der Kritik glänzend aufgenommen ist und weiteste Verbreitung gefunden hat. Auch war der Beifall ohne Frage wohlverdient. Nicht daß ich die Auffassung und Tendenz des Buches loben möchte; ich will mich vielmehr in vollen Gegensatz dazu stellen: aber immer wird man die Meisterschaft bewundern müssen, womit der Verfasser auf zwölf kleinen Druckbogen des gewaltigen Stoffes Herr geworden ist, den gedrungenen und wohlgegliederten Aufbau seiner Gedanken wie die dialektische Schärfe ihrer Darlegung, die überredende Kraft der einfachen und doch tief, ja leidenschaftlich bewegten Sprache und den volltönenden Ernst seiner religiösen Empfindung. Sohm gehörte, wie bekannt, zu denen, welche die christliche Religiosität nur in den Formen eines geschichtlich gegebenen, also überlieferten Bekenntnisses für echt, ja — so will es nach diesem Buche scheinen — für allein möglich halten; er ist Lutheraner von der strengen Observanz. Von ganzem Herzen bekennt er sich zu dem Glauben Luthers, und kein Abschnitt seines Buches mutet uns inniger und überzeugender an als die paar Seiten, die er dem Reformator gewidmet hat; mit wenigen Strichen weiß er da aus den wohlbekannten Zügen ein Bild zu entwerfen, das uns den geistlichen Helden in seinen Taten ganz lebendig vor das Auge stellt. Wie sehr nun aber auch der Verfasser diese Zugehörigkeit zu dem Neuordner unseres Glaubenslebens betont, teilt er doch nicht den leidenschaftlichen Widerspruch, welchen Dr. Martinus allen denen, die Gottes Wort nicht ganz so bekannten wie er, Sakramentierern wie Papisten, entgegengesetzt hat. Wohl stellt

er sich in dem Streit Luthers mit Zwingli, der von einer vorwiegend verstandesmäßigen Erkenntnis ausgegangen sei und in dem Abendmahl ein bloßes Gedächtnismahl erblickt habe, unverhohlen auf die Seite der Wittenberger, deren Aufgabe und Leistung es vor allem gewesen sei, »sich in die Tiefen der göttlichen Lehre, in die Geheimnisse der Person Christi und seines Werkes zu versenken«. Aber das hindert ihn nicht, die hervorragendere Inbrunst des religiösen Lebens bei den Reformierten zu finden, die Energie ihrer Missionsarbeit und die organisatorische Kraft zu preisen, mit der sie das praktische Leben des Einzelnen wie der Kirche ergriffen haben. Und so kann er die große Spaltung zugleich ein nicht genug zu beklagendes Unglück und eine Quelle reichen Segens nennen, ja den naturnotwendigen Ausdruck des mit dem Wesen des Protestantismus gegebenen Individualismus. Ganz ähnlich ist seine Stellung zu der Union beider protestantischer Konfessionen im 19. Jahrhundert. Daß man die Vereinigung verschiedener Bekenntniskirchen durch kirchenregimentliche Maßnahmen habe erreichen wollen und die Bedeutung des Bekenntnisunterschiedes für erloschen gehalten habe, bedauert er als einen folgenschweren Irrtum; zugleich aber nennt er eine segensreiche Frucht der Vereinigung: die Förderung des Austausches der Geistesgaben beider Kirchen, die Einwechselung der reformierten Verfassungsideale gegen die dogmatisch gerichtete Art des lutherischen Christentums, welches das Evangelium von der Rechtfertigung durch den Glauben weit allem anderen voranstelle. Seine Definition des Wesens und der Kraft der Religion als des in dem Geheimnis, dem Mysterium Wurzelnden, seine Vorliebe für die Kräfte des religiösen Gefühles, muß ihn zur besonderen Anerkennung des Pietismus führen, der dem in Scholastik erstarrten Dogmatismus des 17. Jahrhunderts entgegengewirkt und die Wiedergeburt des religiösen Lebens im 19. Jahrhundert mitbestimmt habe; aber die separatistischen und methodistischen Neigungen, die sich damit zu verbinden pflegten, sind ihm doch auch wieder nicht sympathisch. Die Palme in jener Bewegung, dem Abschluß und der letzten Ausgestaltung des durch die Reformation geschaffenen Protestantismus, gebühre, so meint er, der lutherischen Kirche. Spener habe die Bewegung zum Siege geführt; er habe in seiner Persönlichkeit die Wirkungen vereinigt, welche die reformierte Richtung auf streng christliches, asketisches Leben und die lutherische Richtung auf schriftgemäße Lehren des Gotteswortes auf ihn ausgeübt hatten.

Bei dieser Gleichsetzung der Askese und des strengeren christlichen Wandels kann es uns nicht weiter wundern, daß Sohm den heißen Haß unseres Reformators gegen die Religion des römischen Antichrists nicht gerade teilt. Im Gegenteil, er bezeichnet ihn selbst gewissermaßen als den Urheber auch der katholischen Reformation, wie er mit einem leider beliebt gewordenen Ausdruck die Gegenreformation nennt; denn im Kampf um die großen Glaubensfragen sei auch die römische Lehre zu neuer religiöser Kraft und Klarheit und großen reformierenden sittlichen Impulsen gelangt; das Herz der Kirche (und hier ist die katholische Kirche so gut wie die protestantische gemeint) habe wieder pulsiert, und damit sei sie auch gesund geworden. Freilich ist Sohn darum noch kein Freund der Jesuiten, ob er sie schon als die Ärzte und Leiter ihrer Kirche bei dieser Wiedergeburt schildert; sie sind ihm vielmehr die geborenen Gegner des Protestantismus und ihr Autoritätsprinzip die Umkehrung der evangelischen Gewissensfreiheit. Selbst der Aufklärung, die er doch als die Mutter des omnipotenten Staates und der Revolution, als die Verderberin der Religion brandmarkt, weiß er eine gute Seite abzugewinnen: denn sie habe die Idee der Toleranz geschaffen und damit freie Bahn gemacht für die Entwicklung des naturgemäßen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, autoritativer Gewalt und individuellen Rechtes. Und so weiß er durchweg die graden Gegensätze zu vereinigen: Katholizismus und Reformation, Luthertum und Kalvinismus, Bekenntnis und Toleranz, Stabilität und Fortschritt, Unterwerfung und Freiheit. Nur einen ganzen, aber furchtbaren Feind glaubt er zu kennen: die Bildung des 19. Jahrhunderts, die materialistische Weltanschauung, welche sich der jetzt lebenden Generation bemächtigt habe, die wilde, Gott verachtende und vergessende Gier nach den Gütern dieser Welt, welche die Massen des vierten Standes gegen uns, die Besitzenden und Genießenden, die Gebildeten und Glaubensarmen herantreibe. Das sei der große Riß, der durch unsere Tage gehe. Und so ruft er zum Schluß alle »Bekenner«, alle »Positiv-Christlichen« auf, sich zusammenzuscharen gegen die »Moral des Antichristentums«, gegen den feurigen Abgrund, der schon sinneblendend gegen uns heranwoge; von den Anhängern der päpstlichen Unfehlbarkeit, die mit ihren historischen Apologien »der Wahrheit in das Angesicht schlagen«, bis zu den »liberalen Protestanten, welche Christus und seine Lehre historisch zu verstehen suchen«. Hier, und nur

hier allein ist sein Protestieren echt: noch kann alles gerettet werden. Aber eins ist sicher: nicht unsere Bildung wird uns retten, sondern allein das Evangelium.

Indem ich mich nun an eine Kritik dieser geistreichen Formulierungen heranwage, will ich dabei von jedem kirchlichen oder politischen Bekenntnis absehen und keinen anderen Standpunkt behaupten als denjenigen, den mein Beruf mir vorschreibt — des Historikers. Nur so wird es offenbar möglich sein, den Punkt, die Vorstellung zu treffen, worin sich alle jene Widersprüche zusammenfinden und gewisserweise aufheben, von wo aus aber auch die Willkür ihrer Ansetzung sichtbar werden muß. Zum Glück brauche ich da nur das Allbekannte und, wie ich denke, Vollgesicherte zu wiederholen, sowohl in den Grundsätzen des Erkennens als in den Tatsachen selbst: Jedermann würde dasselbe sagen können, wer nur immer seinen Ranke kennt.

I.

Der Hinweis auf den Großmeister der historischen Wissenschaft ist auch deshalb am Platze, weil Sohm ausdrücklich den universalen Charakter seiner Kirchengeschichte betont: als einen »Teil der Weltgeschichte«, so erklärt er im Vorwort, wolle er sie dem Leser zur Anschauung bringen, die weltbewegende Kraft des Christentums darin entwickeln. Blättern wir nun weiter, so bemerken wir freilich, daß der Autor doch nur einen Bruchteil dieser Kirchen-Weltgeschichte dargestellt hat. Denn sobald er aus den Zeiten der alten Kirche, aus der Epoche des altrömischen Reiches heraus ist, erzählt er, sosehr er auch seine Ideen als die Knotenpunkte der Weltgeschichte hinstellen mag, im wesentlichen nur deutsche Kirchengeschichte. Von der Kirche des Ostens nimmt er mit dem 7. Jahrhundert ganz Abschied. Der Islam habe sie vernichtet; von der Weltgeschichte selbst sei sie damals verlassen und liege nun in Todesstarre: »Wann wird«, ruft er klagend aus, »der Geist von oben die einst so Herrliche zu neuem Leben erwecken!« Den Streit der Monophysiten und Monotheleten, der eben damals aufs heftigste entbrannt war, den Kampf der Ikonodulen und Ikonoklasten, der sie ablöste — Erschütterungen, welche die ganze griechische Welt, Staat und Kirche, Dogma, Kultus und Verfassung Jahrhunderte hindurch tief erregten — wird er also demnach nicht zur Weltgeschichte rechnen wollen; er geht völlig darüber hin-

weg. Es war das Zeitalter, in dem die Einheit der um das Mittelmeer gelagerten römisch-griechischen Kulturwelt zerbrach. Jedermann weiß aber, wie sehr das Schwergewicht der allgemeinen Entwickelung in den Jahrhunderten der Völkerwanderung noch auf den Zentralländern der Alten Welt ruhte, wie eng sich die westlichen Provinzen trotz ihrer barbarischen Herrscher mit dem Zentrum des alten Imperium zu Konstantinopel verbunden fühlten, ja wie abhängig geradezu nicht bloß Rom und Ravenna, sondern das ganze Abendland, Römer und Germanen, von dem Justinianischen Reiche und den Formen seiner Kultur bis tief ins 8. Jahrhundert geblieben sind. Für Sohm ist diese Fülle von Geschichte kaum vorhanden. Mit ein paar allgemeinen Wendungen streift er die Revolutionen, in denen das Arianertum der Germanenstämme der katholischen Gesittung ihrer Untertanen erlag, den großen Verschmelzungsprozeß, der den Hauptprovinzen des römischen Stuhls in Kirche und Nationalität auf immer ihr Gepräge gab; vergebens suchen wir nach Namen wie Justinian und Theodorich, Gundobald und Leovigild, Sigismund und Reccared, Boëthius, Leander, Isidor, und nach allen Päpsten jener Zeit; mit keiner Silbe ist in diesem Zusammenhange von Gregor dem Großen und seinen hohen Taten die Rede. Das alles tritt vor dem fränkischen Reiche zurück, welches von Chlodwig bis zu Karl dem Großen den Titel und fast den vollen Inhalt der Erzählung hergibt. Auch für die folgenden Jahrhunderte, bis zur Reformation, lautet die Überschrift: »Das deutsche Mittelalter.« Der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, recht ausführlich geschildert, bildet das Schema der Entwickelung; selbst die Epoche der höchsten papalen Macht und die ihres Niederganges werden unter diesem Gesamttitel abgehandelt. Von anderen Ländern ist immer nur im allgemeinen die Rede: Frankreich und England begegnen uns zuerst mit ein paar Sätzen im 14. Jahrhundert, Spanien erst unter Ferdinand dem Katholischen, und dann nur noch einmal ganz kurz bei den Jesuiten; die Nordgermanen, Slawen, Magyaren, kurz alles, was jenseits der deutschen Grenze im Osten oder Norden liegt, teilt das Schicksal von Byzanz und bleibt in alter und neuer Zeit völlig unbeachtet. So erfahren wir denn z. B. nichts von Ansgar und Adalbert, von Berengar oder Lanfranc, von Abälard oder Thomas Becket, nichts von der zentralen Stellung der Pariser Universität, nichts von Albigensern und Waldensern, von Joachimiten und Spiritualen, von Wiclif und von Hus und der hussi-

tischen Revolution; es ist, als ob der Autor, welcher der mönchischen Bewegung eingehende Beachtung widmete, an allen protestierenden Richtungen gegen die offizielle Kirche absichtlich vorübergegangen sei (zumal da er auch in den andern Epochen von ihnen schweigt), als ob er noch an der veralteten Vorstellung der Romantik von dem »christlich-germanischen« Mittelalter festhalte und von der Führerschaft der romanischen Nationen, vor allem Frankreichs, in den hierarchischen Jahrhunderten nichts wisse oder wissen wolle. Wer weiß nicht, welcher Anteil den französischen Theologen und Staatsmännern an der Durchführung der konziliaren Bewegung gebührt! Für Sohm liegt deren Herd auf deutschem Boden. Sosehr überwiegt bei ihm diese Betrachtungsweise, daß er der gesamten Renaissance erst im Rahmen der deutschen Reformationsgeschichte ihren Platz gibt; erst da spricht er rückblickend von dieser italienischen Entwicklung zweier Jahrhunderte, ohne übrigens ihres Einflusses auf das übrige Europa irgendwie zu gedenken. Durchaus verständlich ist es, auch vom objektiven Standpunkt, daß er dem deutschen Reformator den Hauptplatz in der gesamten Kirchengeschichte einräumt: aber unter der protestantischen Reformation dann nur wieder die deutsche Entwicklung bis 1555 und unter der protestantischen Kirchenverfassung so gut wie ausschließlich die lutherische Landeskirche darzustellen, muß doch als eine neue Verengung des Gesamttitels bezeichnet werden. Auch der folgende Paragraph, über das Verhältnis der lutherischen zu der reformierten Kirche, berücksichtigt fast allein Deutschland; Calvin und John Knox erhalten wenige Zeilen; von der großartigen, vielgestaltigen, weltumspannenden Entwickelung des westeuropäischen Protestantismus lesen wir so gut wie nichts. Die letzten beiden Kapitel (Pietismus und Aufklärung; das neunzehnte Jahrhundert) verleugnen vollends den welthistorischen Charakter und richten sich fast allein auf die geistigen Strömungen des deutschen Lebens, welche Sohm zum Teil mit Entwicklungsformen des französischen Geistes zusammenwirft, um schließlich mit jener leidenschaftlichen Diatribe gegen die höllische Gewalt unserer »Bildung« unmittelbar in die Kämpfe der deutschen Gegenwart auszumünden.

Trotzdem hält Sohm bis zuletzt an dem Anspruche fest, den welthistorischen Zusammenhang klargestellt zu haben. Ja, er erweitert in einem Rückblick sogar noch den im Vorwort aufgestellten Begriff und setzt ihn der Weltgeschichte selbst gleich: »Die Geschichte

der Kirche ist die Geschichte der Vergangenheit.« Wir unsererseits werden uns mit keiner dieser, genau genommen, sich widersprechenden Definitionen befreunden können; die Kirchengeschichte ist uns weder ein Teil der Weltgeschichte noch auch diese selbst, sosehr sie auch zu ihr gehören mag. Vielleicht möchte nun der Verfasser die Worte gar nicht so scharf verstanden wissen wollen, wie sie gestellt sind, sondern etwa so, wie er sich kurz vorher ausdrückt: »der Geist der gesamten abendländischen Kulturentwicklung spiegelt in der Kirchengeschichte sich wieder.« Nichts kann wahrer sein als dieser Satz. Jedoch sagt er nicht eben viel. Denn die Kulturentwicklung spiegelt sich nicht minder in der Geschichte der Staaten, der Jurisprudenz, des Handels, aller Dogmen, im Großen und Kleinen, Persönlichen und Unpersönlichen, in allem, was irgendje gelebt hat, wieder; wobei ja wohl übrigens niemand leugnen wird, daß unter allen diesen Widerspiegelungen der Weltentwicklung die Kirchengeschichte die breiteste und tiefste ist. Aber wenn wir die scharfen Antithesen, in denen der Autor sich auf jeder Seite seines Buches ergeht, durchmustern, werden wir mit einem solchen Vermittlungsversuch doch schwerlich seine Meinung treffen. Bemerken wir, daß er von der Kirchengeschichte als von der Geschichte der Kirche spricht. Allerdings meint er darunter häufig nur die Kirche, zu der er sich bekennt, aber oft auch, und gerade an den Angelpunkten der allgemeinen Entwicklung, einen Gesamtbegriff, der in allen Gestaltungen des lebendigen, »positiven« Christentums wiederkehre, und in dem er sowohl eine historische Realität als eine ethische Forderung, das Heil der Welt in aller Ewigkeit erblickt. Zwar stellt er ihn ungemein weit, und gerade die umfassendste Form ist ihm die echteste, dem Wesen des Glaubens gemäßeste: »wo zwei oder drei versammelt sind in Christi Namen, da ist die Ecclesia (die Kirche), denn Christus hat gesagt: wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen«. Das sei die Kirche der apostolischen Zeit gewesen, der »ursprüngliche, echtapostolische Begriff«, den erst Luther in dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen wiederhergestellt habe. Aber immerhin handelt es sich ihm nicht bloß um einen Begriff, eine Vorstellung, sondern um eine Existenz, eine wenn auch noch so formlose, dennoch sichtbare Gemeinschaft, in der Gottes Wort erscheint, Christus sich verkörpert: »Das Geheimnis der Gottheit Christi ... schließt das Geheimnis der Kirche in sich. Die Kirche ist nicht bloß Christi Werk, sondern

Christi Leib, von seinem Geiste täglich neu geboren, neu belebt. Ihn selber, den Auferstandenen und zur rechten Hand Gottes Sitzenden hat sie in ihren Versammlungen mitten unter sich. Wie das Wesen Christi, so ist Wesen und Würde seiner Kirche. Indem die Kirche über Christum nachdenkt, reflektiert sie zugleich über sich selbst.« Es ist wahr, die Geschichte dieser Bekenntnisgemeinschaft ist nicht ohne Trübungen und Störungen verlaufen: tief verschüttet war und ist noch vielfach der Quell des Bekenntnisses und der Kirche; aber auch in den niederen Ordnungen blieb das göttliche Geheimnis des Evangeliums lebendig; alle Jahrhunderte geben Zeugnis von seiner Wahrheit und seiner Kraft; es blieb das Salz der Erde und das Licht auf ihren Wegen.

Der Kampf dieses Lichtes gegen die Mächte der Finsternis, der Verneinung, das ist die Weltgeschichte; der Sieg der Kirche, das ist die Entwicklung, und ihr Tod die Todesstarre der Welt. Kirche und Welt sind die Pole aller Geschichte, und nur in der Anerkennung der Kirche und ihres Bekenntnisses hat alles, was von der Erde und auf Erden ist, das Recht, ja die Möglichkeit des Bestehens — so ist an den Glauben allein auch die Hoffnung geknüpft.

II.

Sehen wir zu, wohin Sohm in der höchst geistreichen Durchführung dieser Antithesen gerät.

Er beginnt mit der Welt ohne die Kirche, dem Orbis terrarum der römischen Cäsaren, dem goldenen Zeitalter des irdischen Lebens, wo die Fülle der Macht, des Wohlseins und der Bildung über das Weltreich ausgebreitet war. Da hinein tritt das Christentum, die Gemeinde der Armen, Verachteten, Ungelehrten, und beginnt den Kampf, den unabwendbaren, schonungslosen, martervollen Kampf, das unablässige Ringen, bis diese Welt und alle ihre Herrlichkeit, Staat und Bildung ihr zu Füßen liegen und *ihrem* Gott allein die Ehre geben. *Staat* und *Bildung*, anfangs die Gegner der Christengemeinde, bleiben nun aber in dem Wandel der Zeiten die Mächte der Welt, mit denen die geistliche Großmacht, die Kirche, sich auseinander setzen muß. Die heidnische Philosophie, welche sich aus der Skepsis und der Verneinung der alten Götterfülle mühsam zur Idee des einen Gottes und zur zweifelskranken Sehnsucht nach Erlösung hindurchkämpft, muß freilich, so lange sie ihre Selbständigkeit be-

haupten will, bald vor der leuchtenden Gewißheit der göttlichen Wahrheit verblassen. Aber dann dringt sie in die Kirche selbst ein; als Gnostizismus, Arianismus und Clementinische Theologie sucht sie den Abgrund des göttlichen Geheimnisses mit dem Lichte menschlicher Vernunft zu erhellen. Vergebens. Der Glaube an das Mysterium der Heilstatsachen, der Erlösung durch Christus siegt über den Rationalismus, das Evangelium erwehrt sich, wie einst der Verjudung, so nun der Hellenisierung: jene Versammlung griechischer Bischöfe in Nicäa drückt, unter Führung des griechischen Kaisers, das Siegel auf diese »Wiedergeburt des Evangeliums.« In den nun folgenden Jahrhunderten treten diese Gefahren zurück. Die Kirche selbst birgt in stiller Klosterzelle, unter den schirmenden Fittichen ihrer Forschung und Wissenschaft die Bildung des Altertums. Die Gelüste, welche trotzdem dann und wann auftauchen, eine individuelle, volkstümliche Bildung zu pflegen oder dem mönchischen Ideal der Weltflucht ein Ideal des edlen Weltgenusses gegenüberzustellen, wie es das Rittertum später versuchte, werden ohne Mühe unterdrückt; auch das ritterliche Ideal muß dem mönchischen der Bettelmönche weichen. Als aber die Kirche von ihrer weltbeherrschenden Höhe heruntergleitet, ihre Einheit sich auflöst und die Staatsgewalten ihrer Stücke sich bemächtigen, da wagt sich auch die Bildung aus ihren klösterlichen Schlupfwinkeln hervor und regt die befreiten Schwingen zum kühnen Forscherfluge durch die Weiten der Welt und des Himmels. Was aber sind die Erfolge dieser Hochflut des geistigen Lebens, dieses Evangeliums der Bildung? Zweifel und Verneinung alles Positiven, alles Überirdischen, Verachtung aller sittlichen Gebote, bestialischer Egoismus weltlicher Tyrannen, Mord, Verrat und Unzucht selbst auf dem päpstlichen Throne — bis der deutsche Streiter Gottes das vergessene, wahre, volle Evangelium wieder erweckt und nun aus diesem Lebensquell ungeahnte Ströme durch alle Adern der Kirche sich ergießen: »Die Frucht des 16. Jahrhunderts war das Schisma, die Spaltung zwischen der protestantischen und katholischen Kirche — aber nicht bloß das Schisma, sondern auch diese lang begehrte, heiß ersehnte, endlich mit Geistesbrausen herbeigekommene Reformation. Durch die reformatorische Bewegung, welche von Deutschland aus überall in Christenlanden zündete, ist, in Wirkung und Gegenwirkung, nicht bloß die protestantische Kirche, sondern die ganze Kirche reformiert worden.« Auch die humanistische Bildung sei dadurch

in den Hintergrund gedrängt worden. Jedoch bestätigt Sohm, daß sie nicht ausgerottet ward: sondern sie trat, freilich in zwei verschiedene Lager geteilt, aufs neue in den Dienst der Kirche. Indem aber die reformatorische Erregung auf beiden Seiten mehr und mehr nachließ, erwachte auch die Bildung, die böse Lust nach der Erkenntnis, zu neuer Kraft: unter dem Einfluß naturwissenschaftlicher Entdeckungen und philosophischer Reflexion entstand eine neue Weltanschauung, welche ihren Standpunkt nicht in dem Glauben der Kirche, sondern in den Erkenntnissen der menschlichen Vernunft suchte. Sie übte Kritik an allem, was bestand, überliefert war, geglaubt wurde; an den Ideen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit hielt sie wohl noch fest, aber das Positive, Zufällige wollte sie abstreifen, um das Vernünftige, Gesetzmäßige, Natürliche in Recht, Staat und Religion an die Stelle zu setzen: die Religion, das Gebiet des Geheimnisses, die Kraft des Gemütes, wollte sie sich erklügeln. Sie errang überall den Sieg, in der protestantischen wie in der katholischen Kirche; Voltaire und Lessing waren ihre Propheten, Kant ihr Kritiker, und doch noch in ihren Fesseln; sie brachte den Jesuitenorden zu Fall, sie unterwarf sich den römischen Stuhl, sie machte den Staat zum allmächtigen Herrn über die Kirche: ein Joseph II. und ein Friedrich der Große waren ihre Adepten und lenkten ihre Völker nach ihren Geboten; sie stürzte das alte Frankreich und zerstörte im Fortgange der Revolution überall die weltliche Machtstellung der evangelischen wie der katholischen Kirche. Das Ende war wieder allüberall Zerstörung des geschichtlich Gegebenen, Verödung des Gemütes, banges Sehnen nach dem Unbegreiflichen, dem Geheimnisvollen, nach dem Glauben der Väter, nach dem lebendigen Brot, an dessen Stelle man einen Stein geboten hatte. Diese Gefühle und von Kritik unbeschwerten Überzeugungen erhoben sich allerorten, wo Christus noch gelehrt wurde, wo es eine Kirche gab, unter Katholiken und Protestanten, Lutheranern und Reformierten — anfangs unklar, schwankend, theoretisierend, unionistisch gerichtet, danach aber mehr und mehr zu festen, begrenzten Formen sich ausgestaltend und mit positivem Bewußtsein, realen Zwecken sich erfüllend. Es geschah mit unter dem Einfluß der politisch-liberalen Theorien, die zum Teil ein Erbe der Aufklärung und ihre positive Frucht (in der Toleranz), zum Teil auch eine Gegenbewegung gegen ihre Vergötterung des Staates waren. Und das ist nun der Moment, in dem wir leben. So sind

die positiven Elemente der Kirche wieder auseinandergetreten. Aus dem Katholizismus der Romantik hat sich der Ultramontanismus erhoben, ein Todfeind der modernen Bildungs- und Freiheitsideale, herrschbegierig, unduldsam, jesuitisch durch und durch in Politik und Wissenschaft; keine Individualität, keine Konfession, kein Anspruch der Staatsgewalt hat vor ihm Geltung. Gegen ihn scharen sich die protestantischen Elemente zusammen: die alten Konfessionen und die neuen Richtungen, die Positiven und die historisch gerichteten Liberalen; die Hammersteinsche Bewegung und der Evangelische Bund sind soweit auf derselben Linie. Jedoch, wie groß der Hader aller dieser Richtungen untereinander sein mag — in allen ist doch dieselbe Grundstimmung, die gleiche Gegnerschaft gegen die glaubenslose Welt, sind die positiv-christlichen Überzeugungen lebendig; sie alle stehen irgendwie auf dem Boden des Bekenntnisses; in ihnen allen ist die Kirche. Und so bedroht sie alle der eine Feind, die Bildung unserer Tage, welche, losgelöst von Gott und Geist und Ewigkeit, von Religion, Sittlichkeit und Recht, die Materie, »die erbarmungslose, unerbittliche, in das eiserne Gesetz der Notwendigkeit geschmiedete, tote, unbewußte, absolut dumme Materie« als ihren Gott, als der Weisheit letzten Schluß verehrt. Das ist das »Evangelium des 19. Jahrhunderts.« Das 18. Jahrhundert hielt noch an dem Bekenntnis von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit fest: das 19. hat auch diesen Plunder über Bord geworfen. Der neue Glaube macht Ernst, wie die positiven Richtungen; er teilt in seiner Weise ihren Realismus. Schon folgen ihm ungezählte Scharen von Gläubigen: die Massen des vierten Standes, denen wir, die »Gebildeten«, ihren Himmel und ihre Hölle, die Seligkeit und die Vergeltung geraubt haben. Schon dröhnt den Genießenden der Schritt der Arbeiterbataillone und der Schlachtgesang ihrer Marsaillaise in den Ohren: »wir wollen auf Erden glücklich sein und nicht darben.« Ein Schritt noch, und die Flammen unter uns züngeln an uns heran; aus der Bildung unseres Jahrhunderts schlagen sie herauf: »So stehen wir jetzt. Eine dünne Decke trennt uns von dem feurigen Abgrund, und die Geister, welche wir selbst gerufen, arbeiten an unserm Verderben.«

Dies ist das Auf und Ab der einen Antithese, welche sich für Sohm aus der Gegenüberstellung der Grundbegriffe »Kirche« und »Welt« für die Welthistorie ergibt. Sehr tröstlich ist der Ausblick, zu dem sie

uns hinführt, wie man sieht, nicht — selbst wohl nicht für den Fall, daß die »Bekennenden« über die Bildung siegen sollten. Denn was würden sie da untereinander anfangen? Sohm selbst möchte, denke ich, die Antwort darauf etwa aus dem Verhältnis formulieren, welches sich fernerhin zwischen Staat und Kirche, zwischen der Rechtsgemeinschaft und der Heilsgemeinde entwickeln würde. Vergegenwärtigen wir uns darum, wie er sich diesen Prozeß in den bisher durchmessenen Jahrhunderten denkt.

Es geschieht ganz parallel zu der eben beschriebenen Linie. In der antiken Welt war der Staat das höchste Gut, die sittliche Tugend inkarnierte sich im Staatsdienst. Da fiel also für die Kirche Bildung und Staat zusammen; mit jener bekämpfte und besiegte sie auch diesen. In solchem Kampf erlitt ihre Verfassung eine für alle Folgezeit entscheidende Veränderung: das allgemeine Priestertum der Gläubigen ging unter, die Gemeinschaft mit Christus und mit Gott ward an äußere Formen und Bedingungen geknüpft, — und darin besteht das Wesen des Katholizismus: »die Kirche war nun auf das Amt gegründet, nicht mehr auf die Gemeinschaft der Gläubigen als solche.» In dieser Ordnung bestand die Kirche den Kampf mit dem Staat und zwang ihn zur Anerkennung ihres Bekenntnisses. Auf der Höhe des Sieges aber erwuchs ihr eine neue Gefahr: der Bund konnte zur Überwältigung ihrer Selbständigkeit durch den Staat führen. Im Osten geschah es so, und das ward hier, zumal nun auch noch die Araber kamen, ihr Tod, und so schied die »herrliche« aus der Weltentwicklung aus. Im Westen erwehrte der römische Patriarch sich dieser erstickenden Umarmung und rettete damit die Freiheit der Kirche. Neue Gefahr entstand mit der Wiederaufrichtung des abendländischen Kaisertums durch Karl und danach durch Otto den Großen. Aber die geistliche Natur der Kirche bewährte aufs neue ihre freiheitliche Kraft in der cluniazensischen Bewegung, welche ja auch jene Individualisierung klösterlicher Bildung rechtzeitig erstickte. Zwei Wege lagen damals der Kirche offen zur Befreiung von der Welt: der Verzicht auf die Welt durch völlige Vermönchung und die Herrschaft über die Welt. Die zweite Richtung siegte. Gregor VII. vollbrachte es mit Hilfe der mönchischen Bewegung selbst und führte so die Glanzepoche der mittelalterlichen Kirche herauf. Völlig gelang die Ausbildung des Gottesstaates zunächst nicht: das Reich behauptete sich gegenüber der Kirche; es wies den Angriff auf die welt-

lichen Bedingtheiten seines Daseins zurück. Aber die Verkirchlichung der Diözesen und zugleich die Monachisierung der Weltgeistlichen, ja der Laien, der Ritter und zuletzt gar der Bürger, des dritten Standes (in den Tertiariern des heiligen Franziskus), breitete sich immer weiter aus — und immer mächtiger, anspruchsvoller, selbstsüchtiger erhob sich zum Schaden der Gemeinden, der Diözesen, der Kirche die Theokratie. Kaum jedoch auf dem Gipfel der Vermessenheit angelangt, stürzte sie mit dem Exil von Avignon und dem großen Schisma in einen Abgrund sittlicher Entartung und politischer Schande; und ihrer geistlichen Führung beraubt, durchzog nun die Christenheit in immer stärkeren Pulsen die Sehnsucht nach einer Reformation; Kirche und Welt verlangten nach einem neuen Lebensquell. Die Führung übernahmen auf den Konzilien von Pisa, Konstanz und Basel die geistlichen Fürsten, die Bischöfe, nach ihnen aber, da sie scheiterten, die Staatsgewalten, die nationalen oder die territorialen Landesherren. So drängte sich der Staat unter Konnivenz des römischen Stuhls wieder in den heiligen Bezirk der Kirche ein, in derselben Zeit, wo die kirchenlose Bildung der Renaissance ihr Haupt erhob — und die Folge war auch hier nur Auflösung, Zerbröckelung der Kirche, nicht ihre Reformation; nur die Außenwerke wurden gebessert, nicht der Geist, das Herz gesund gemacht. Martin Luther wies endlich den Weg zur Gesundung der ganzen Kirche, eben die Bahn, auf welcher auch die römische Kirche im Kampf und dadurch zugleich in unwillkürlicher Gemeinschaft mit dem Protestantismus die katholische Kirche der Gegenwart hervorgebracht hat. Indem er die Ideale der Weltflucht als Egoismus, als feige Fahnenflucht erkannte und nachwies, heiligte der Reformator zugleich das weltliche Dasein und entdeckte somit auch das sittliche Prinzip des modernen Staates: »der Staat der Gegenwart erhebt sich, die sittlichen Ideale, welche die Welt des Irdischen in sich trägt, treten mächtig neben die kirchlichen Bestrebungen. Die Welt des Irdischen ist frei geworden, sie ist dem Bann, mit welchem die Kirche des Mittelalters sie belegt hatte, jetzt entrückt. Die Welt des Irdischen ist reformiert.« Bemerken wir es wohl! — nicht von den auf dem Grunde der protestantischen Konfessionalität erwachsenen Staaten spricht hier Sohm, sondern von dem Staat der Gegenwart überhaupt, und in demselben Zusammenhang, wie er auch von der römisch-katholischen Glaubensgesundung spricht. Die reformatorische Bewegung gebot der in der Auflösung des 15. Jahrhunderts

wieder groß gewordenen Beherrschung der Kirche durch den Staat, im Prinzip wenigstens, Halt; sie betonte aufs neue die unweltliche Natur der Kirche, und daß der Staat ihr nur helfen, nicht sie regieren solle; nur als einen Fall der Not erkannte sie das landesherrliche Kirchenregiment an, das in Fortbildung des früheren Verhältnisses überall Platz griff. Sohm betont ausdrücklich, daß die Reformationsgewalt dem katholischen Landesherrn geradeso wie dem evangelischen zugestanden habe, und daß auch er nicht die Kirchengewalt damit habe okkupieren dürfen; nach schweren Kämpfen sei diese Parität der Bekenntnisse im Westfälischen Frieden, und zwar gegen den Willen der Kurie, Reichsgesetz geworden. Der reformatorische Geist aber erlahmte, die Aufklärung kam und förderte jene Tendenz des Staates zu Eingriffen in die geistliche Sphäre bis zur völligen Unterdrückung ihrer selbständigen Gewalt. Die Epoche, in der eine Rückbildung zu den reformatorischen Prinzipien und eine welthistorische Wandlung sich vollzieht, glaubt Sohm in der Gegenwart selbst, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, zu erblicken. Die alten Formen des Verhältnisses von Staat und Kirche haben sich, so meint er, ausgelebt; weder werde der Staat heute durch die Kirche noch die Kirche durch den Staat beherrscht; auf dem Grunde der korporativen Verbände und ihrer Einordnung unter die Souveränität des Staates, der Verbindung individueller, in der Korporation gesicherter Freiheit und der höchsten rechtlichen Autorität könne der Ausgleich erfolgen. Hier scheine sich ein Weg aufzutun, der aus der Verwirrung der Gegenwart herausführt, in dem sich ihre Gegensätze in einer höheren Harmonie vielleicht dereinst verbinden können: in der konservativen Bewegung, in dem Realismus der Gegenwart, der positiven, organisatorischen Art der Glaubensparteien, in der Betonung der geistlichen Kräfte im kirchlichen Leben kündigt sich vielleicht eine Vorblüte des Evangeliums an. Wird sie wachsen und gedeihen? Oder wird die Flamme gottvergessender Weltweisheit sie verzehren? Werden wir vereint den Weg nach oben wallen oder von den Dämonen der Verwirrung in den Abgrund des Nichts gerissen werden? Wir stehen am Wendepunkt: das Verhängnis schwebt uns zu Häupten, unter unsern Füßen wühlt und lohet die Hölle, in unsern Händen liegt das Gericht, Leben oder Tod, liegt die Zukunft der Welt.

III.

Überblicken wir diese beiden dialektisch so wohl gegliederten Entwicklungsreihen, so müssen wir anerkennen, daß in ihrem Grundbegriff die Widersprüche, die wir zu Anfang dem Verfasser nachwiesen, aufgehoben werden. Alle jene Gegensätze vereinigen sich in Sohms Begriff von der Kirche, in der Gemeinschaft derer, welche zu irgendeiner Zeit das Geheimnis von Christi Person und Werk als die Weihe und Kraft des Christentums unentwegt behauptet haben: so haben sie das Evangelium gerettet. »Die Kirche trägt das Evangelium unter dem Herzen« — wie die Bildung die Revolution. Vor dem höchsten der Zwecke verschwindet jede Feindschaft, verwischen sich alle Flekken. Heuchelei und Lüge, Neid und Ehrgeiz, Verleumdung und Verrat entwürdigten die alte Kirche, ihr Glaube selbst ward durch die Ausbildung der Hierarchie verfälscht — dennoch siegte sie, nicht durch die Christen, sondern trotz der Christen, und rettete die Freiheit des Evangeliums. So blieb dieses lebendig unter der Herrschaft des Papsttums und erwachte zu neuem Leben unter der Fürsorge der Jesuiten. Und wenn heute ein Janssen und seine Nachfolger mit ihren Verdrehungen die Weltgeschichte zu betrügen suchen, wie einst die mittelalterlichen Fälscher — als Bundesgenossen gegen die zerstörende Gewalt moderner Bildung sind sie immer noch willkommen. Freilich entsprechen ihre Anschauungen nicht Sohms Wünschen. Ihm ist die Kirche nach Ursprung und Ideal die Gemeinschaft der Gläubigen »als solche«, durch freie Ordnung, allgemeine Teilnahme an Verwaltung und Predigt zu immer reineren Formen sich erhebend; so wie die reformierte Kirche sie erstrebt, die lutherische nun aufgenommen hat: aber immerhin dringt er auf eine Gemeinschaft; mindestens die Tendenz zur Korporation setzt er voraus; in der Erfüllung dieser Tendenz sieht er die Bedingung zur Freiheit des göttlichen Wortes: nur so erscheint ihm ein Wachstum des Evangeliums möglich: ein heiliger Bezirk muß sein in dem Bereich der Sünde und des Todes, ein Reich des Friedens in der Unruhe, ein Eden inmitten der Weltwüste. Nicht daß diese in aller Ewigkeit ausgeschlossen wäre: das Tor ist wieder aufgetan und öffnet sich weit jedem, der da kommen will; ja aus dem heiligen Garten ergießen sich Ströme ewigen Lebens, welche die Wildnis in reiches Fruchtland, in einen Garten Gottes verwandeln wollen. Das ist die Heiligung des Irdischen, zu der Luther alle Schleusen wieder aufgetan, alle Dämme hinweggerisssen hat.

Aber wehe, wenn die Welt es versuchen sollte, ihren Zielen ohne Erfurcht vor diesem Allerheiligsten nachzujagen, ohne Anlehnung an dies Zion ihre Gesellschaft zu ordnen und die höchsten Dinge zu ergründen! Dann wird der Widerstand heilige Pflicht, Gebot der Notwehr, Verteidigung Gottes gegen die Mächte der Zerstörung, gegen den Tod, das Nichts.

Wer möchte behaupten, daß das kirchliche Verfassungsideal unseres Autors mit der römisch-katholischen Ausgestaltung des »Evangeliums« übereinstimme? Er selbst spricht ja von seiner grundsätzlichen Feindschaft gegen die Jesuiten, von der Verkehrung des Dogmas im Papsttum, von dem Rechte des Individuums gegen die hierarchische Organisation. Luther ist sein Held, als der Wiedererwecker des »schon vergessenen, wahren, vollen Evangeliums.« Was aber hat der Reformator wieder erweckt? »Den apostolischen Begriff der Ecclesia und das allgemeine Priestertum der Gläubigen, um ein nunmehr mannbar gewordenes Christentum und eine geläuterte Kirche zu erzeugen, deren Macht nicht äußere Gewalt ist, sondern allein die Kraft der göttlichen Wahrheit.« Also ein Verfassungsideal ist das allgemeine Priestertum der Gläubigen, war das Werk des Mannes, der nicht einmal den Namen »Kirche« liebte. Es ist wahr, der Autor legt an der Stelle, wo er Luthers Kampf und Sieg erzählt, den Ton nicht auf die Gemeinschaft, sondern auf den Glauben und den Durchbruch der Gnade. Und wenn er diese hohen Begriffe so verstehen will wie der Reformator, so wird er leicht mit ihm, und ich denke auch mit uns zur Verständigung kommen über den Begriff der Kirche und ihr Verhältnis zur Welt, schwerlich aber zur Eintracht zwischen Rom und Wittenberg. Dies Verständnis Luthers zu erschließen, nachzuweisen, wie seine Seele jene Gedanken in sich aufgenommen, verarbeitet, aus sich heraus neu erzeugt hat, das vor allem ist die Aufgabe des Historikers: alles hängt davon ab. Nun schildert Sohm ja allerdings das sehnsuchts- und martervolle Ringen des Mönches, den Moment, in dem das Licht von oben in seine Klosternacht hineingefallen, und den Geist, der ihn fortan in der Welt geleitet und die Welt durch ihn umgestaltet habe: »Welche Ängste,« ruft er aus, »welche Kämpfe, und dann — welcher Sieg!« »Himmlische Wonneschauer« erfüllen fortan des Getrösteten Seele. »Hell, friedebringend, entzückend leuchtet ihm die Gnade und Wahrheit, welche in Jesu Christo erschienen ist, auf den Pfad seines Lebens.« Nun wird er satt nach seinem Hungern

und Dürsten; die Seligkeit der Kinder Gottes ist ihm zugefallen; in aller Unruhe der Welt und ihrer Art, des Staates, der Gesellschaft, der Arbeit, der Familie besitzt er doch die innere Ruhe, in all dem Weltlichen doch das Göttliche, Ewige, nach oben Führende.«

War das wirklich alles so bei Martin Luther? Gab es zwei solche Hälften in seinem Leben? Entsprach den Zweifelsqualen der einen die selige Gewißheit der andern? War diese friedevolle Gelassenheit auf dem Lebenswege überhaupt der Friede, den er auf Erden suchte? Wie leicht wird dann der Glaube! Wie bald sind wir dann gerechtfertigt! Unterwirf dich: »glaube an den Herrn Jesum Christum« — »so wirst du und dein ganzes Haus selig!« Wer möchte da nicht eilen wollen, einzutreten in den heiligen Bezirk, und wie bald würde da Methode in die Heiligung kommen: Öffne dich dem Himmel, und seine Wonnen strömen in dich ein. Umfasse das Geheimnis, und du bist frei von der Angst des Lebens, von der Verzweiflung des Suchens und Grübelns, des Irrens und des Strebens, und den geweihten Boden umschweben Gottes Engel und die leuchtende Liebe seines Sohnes.

Soweit ich aber Luther kenne, finde ich nichts von dieser Kluft in seinem Leben; den Moment des Durchbruchs hat man, glaube ich, noch immer nicht entdeckt. Kein Tag in seinem Dasein, wo er selbst so friedevoll-gelassen gewesen wäre oder auch nur hätte sein wollen. Ihn umschattete allezeit die unnahbare Majestät Gottes, das Gefühl der Sünde, die Angst vor dem Gericht. Der Gott des Alten Bundes war ihm nicht gestorben, seine Nähe nimmer zu ertragen, jedes Wörtlein aus seinem Munde ein verzehrend Feuer für die bloße Kreatur. Das waren die Stürme, welche Luther fürchtete und doch aufsuchte, die tiefe Not, aus der er zu Gott aufschrie, die Angst, in welche er trotz allem jede Seele aus ihrer Sicherheit hineinreißen wollte — und nicht etwa die Unruhe der Welt in Staat und Bildung, Arbeit und Familie, Dinge, die an sich selbst und in bezug auf den Menschen dem Reformator weder gut noch böse waren, aber doch Schöpfung Gottes oder von ihm zugelassen, und darum gut und ihm zu Ehren zu gebrauchen; oder selbst die Blitze der Gegner, die ihn gerade jenes »unvergleichlich Schlimmere« zwang für nichts zu achten. Und in der Not nun doch Gott, der erhört, in dem Sturm das himmlische Licht, unendlich fern und doch unmittelbar zu ergreifen; nicht mehr Geheimnis, nicht Gefühl noch Phantasie, sondern das »lichte, klare Wort Gottes« und ein »steinern Ufer«, an dem Wogen und Blitze zerschellen.

Diesen Weg muß immer wieder mit ihm durchmessen, wer das Werk und Wesen unseres Reformators verstehen will; es ist die Summe seines mit Worten nicht auszuschöpfenden Lebens. Auf dem Glauben liegt der Ton, nicht auf der Gemeinschaft; aber auf die Ausmessung der Glaubenstiefen kommt es an, nicht auf die formelle Anerkennung des Geheimnisses, die bloße fides historica, welche auch die katholische Kirche hat und jede Konfession — auf die Freiheit, nicht die Unterwerfung, die jenseitige, nicht die irdische »Seligkeit der Kinder Gottes.«

Es würde nun wohl nicht schwer sein, von diesem Grunde aus die Grenzverwirrung zu entdecken, die in der Ähnlichmachung der protestantischen und katholischen Kirchenbegriffe liegt. Doch will ich meinem Gegner auf diesen Wegen spekulativer Kritik nicht weiter nachgehen, sondern, seinem Vorgang folgend, mich darauf beschränken, die Weltvorstellung, welche ihm seine Begriffe gaben, vom Standpunkt der Historie aus zu würdigen.

Hier ist nun, wie bemerkt, Sohms Auffassung, daß die Idee der Kirche, von deren Freiheit, deren Existenz er die Rettung der Welt erwartet, nicht bloß Realität gewinnen werde, sondern so oder so bereits besessen habe und immerdar zum Heil der Welt besitzen müsse, ja daß sie als das Leben alles Lebens sogar die wirkende, forttreibende Ursache in der Weltentwicklung sei. Mithin bilden die Gegensätze, die er als die Begriffe des Lebens und des Todes, des Etwas und des Nichts, des Heils und des Verderbens setzt, genau so die Verkettung und Gliederung der Weltgeschichte selbst.

Wer das behauptet, muß freilich beweisen, was er glaubt. Denn bewiesen hat Sohm in seinem »Grundriß« nichts, sondern nur die Resultate erzählt und die Kongruenz seiner kirchengeschichtlichen Linien und Schnittpunkte mit denen der allgemeinen Entwicklung, sowie die Abhängigkeit der letzteren von seinen »Ideen« beansprucht. Die historische Beweisführung darf aber vor den Ideen, soweit sie überlieferte Begriffe sind, Dogmen, die sich auf historische Vorgänge berufen, ebensowenig Halt machen wie vor den Tatsachen selbst, von denen jene nur Reflex und Abglanz sind. Wer das vergangene Leben Theorien, die erst aus ihm abgeleitet sind, unterwerfen will, treibt Scholastik. Immer von neuem drängt sich diese heran, um über das Ewig-Fließende, stündlich sich Wandelnde das Netz

ihrer Begriffe zu werfen, den Strom von Geist und Feuer einzufangen in den Spinnweben ihrer Dialektik. Jedoch »der Weg der leitenden Ideen in bedingten Forschungen ist ebenso gefährlich als reizend: wenn man einmal irrt, irrt man doppelt und dreifach: selbst das Wahre wird durch die Unterordnung unter einen Irrtum zur Unwahrheit.« So das Wort, mit dem Ranke seine Studien eingeleitet hat; man liest es in der Vorrede der Abhandlung »zur Kritik neuerer Geschichtschreiber«. Niemals ist er ihm untreu geworden: seine Forschung (Grundanschauung, Methode und Ergebnis) hat darin ihre Wurzel. Und wenn er denn unser Meister sein soll, wenn wir nicht bloß nach dem Goetheschen Wort ihn so nennen, im übrigen aber der Nase nach folgen wollen, so müssen wir vor allem diesen Satz und was er positiv fordert anerkennen. Gewiß, bei der Geschichte ist das ein wenig schwerer als in andern Disziplinen, weil die Institutionen und Begebenheiten, das persönliche und das allgemeine Leben, das wir durchdringen wollen, uns selbst umfangen hält und befangen macht, unsere Interessen und Leidenschaften, unsern Willen, unsern Glauben fesselt; mit tausend Wurzeln haften wir in ihm. Aber was hilft's! Wenn wir das Ziel erreichen wollen, müssen wir auf dem Wege dorthin bleiben. Hindernisse dürfen uns nicht schrecken. Und mögen wir selbst irren, wenn wir nur streben! Die Kraft mag erlahmen, aber der Wille muß frei bleiben. Denn nach Rom führen viele Wege, zur Wahrheit aber im Bereiche des Erkennens nur einer.

Wer denkt daran, den Theorien ihren Wert zu nehmen! Das Allgemeine wird immer seine Wesenheit behaupten, als Vorstellung und Kraft, Wunsch und Wille, Hoffnung und Glaube. Auch war es niemals außerhalb der Welt, ist zu allen Zeiten, wie auch immer, gedacht, geglaubt, erstrebt worden: nicht ein müßiges Spiel der Phantasie, sondern eine Reihe dem Leben notwendiger Formen, sei es als Schranken der Existenz oder als Antriebe der Seele; dem Einzelleben wie dem Strom der Geschichte geben sie erst die Farbe. Man wird sie auch an sich selbst darstellen können, ihre Entstehung und Entwicklung, den Zusammenhang und die Verzweigung ihrer Systeme; und wohl mag man glauben, daß das Licht, in dem der Strom erglänzt und leuchtet, von oben stamme. Aber immer sind die Formen doch in der Welt, ein Teil des allgemeinen Lebens, mit dem sie sich wandeln, und das, da es durch sie gleichsam hindurchströmt, sie in tausendfacher Abstufung mit seiner Individualität erfüllt und sichtbar macht, ihnen erst »ihre

bestimmende Modifikation, die Erfüllung der Realität« verleiht. Nur so, in ihrer menschlichen Gebundenheit, sind auch die Ideen historisch zu begreifen. Und wer immer ein Stück Geschichte (und sei es nur eine Seele) anschauen will, muß in den vollen Strom hineinlangen: nur das Wasser können wir abschöpfen, nicht seine Farbe.

Die Geschichte also ist das Objekt unserer Forschung, das greifbare, sinnfällige Leben der Völker, soviel davon eben sichtbar wird, aus den Quellen hervorströmt, soweit die lückenvolle Überlieferung reicht. Beschränkt durch Raum und Zeit: ein paar tausend Jahre müssen uns genügen — wie könnten wir also ihren Inhalt von dem Höchsten, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind, ableiten wollen! Über den ringsumschriebenen, wohlbekannten Boden gingen zahllose Geschlechter hin, aber in wenigen Nationen faßt sich der Fortgang, der Sieg, die Macht zusammen. Wir folgen ihnen durch die Jahrhunderte, wie sie sich bilden, erheben, ausbreiten, miteinander kämpfen und verbinden, untergehen oder völlig verwandelt zu neuem Leben erstarken: in rastlosem Ringen betätigt sich der innere und äußere Fortschritt. Wir erkennen ihre Ideale, wie sie gleichsam über ihnen schweben und in sie hineinsinken, um mit ihnen zu wachsen und zu sterben; oder sie lösen sich wieder von ihnen ab; sie können sie retten und vernichten: in tausend Abwandlungen teilen sie sich dem nationalen Leben mit; in Familie, Staat und Kirche, in Religion, Recht und Sitte, in Wissenschaft und Kunst, in Wirtschaft und Verfassung prägen sie sich aus, bald zu selbstbewußten Systemen durchgebildet, bald aus dem Verborgenen aufblitzend; dem altgewordenen Boden entsteigen sie wieder, in schwankender Gestaltung, ein oft seltsam verzerrtes, phantastisches Gedankenbild des da unten Lebenden, und aus dem wogenden Nebel, den schwebenden Wolken ballen sich Kräfte zusammen, welche wie Blitze zerstörend niederfahren: was aber zunächst wohl als Ruin der Macht, als Vernichtung der Nationalität erscheinen will, kann sich doch als eine Neusammlung des nationalen Lebens offenbaren zu verstärkter Kraft, unter neuen Formen und zielbewußten Idealen. Denn auf dem Grunde dieses Wachsens und Webens ruht die Nationalität, der Genius der Nationen selbst, der alle Geister durchdringt, alle Formen erfüllt und beseelt. Auch die Nationen aber sind wiederum der Zeit unterworfen: in der unbezwinglichen Tendenz nach Ausbildung ihres Wesens wie im Kampf um den

Besitz und Vorrang in der Welt wandelt sich ihr Dasein, und mit ihnen, von Nation zu Nation, von einem Völkerkreis zum andern sich bewegend, Religion und Politik, Glauben und Bildung umschließend, das Gemeinsame, Fortschreitende, Beherrschende — der Genius der Weltgeschichte. Wer mag die Summe fassen und die Zukunft ahnen! Das Christentum ist eine Teilerscheinung der Geschichte, die größte von allen, die Kirchen besonders mächtige Lebenskreise. Mögen wir es denn hoffen, daß die Völker der Erde unter dem Baum, der dem Senfkorn des Evangeliums entwuchs, sich sammeln werden, daß einmal in dieser oder jener Kirche oder in einem neuen Bekenntnis der Friede Gottes erscheinen und der Kampf, die Geschichte aufhören wird. Aber was vor Augen liegt, das was war und ist, läßt sich nicht mit den historischen Namen unserer Religion umschreiben: der Genius der Antike, der Genius des Islams sprechen laut dagegen. Nicht einmal unsere Gegenwart hat das Recht, ihre Blüte aus so beschränktem Ursprung abzuleiten; treten doch in Kirche und Staat, in Religion und Kunst und Recht und Bildung die reichsten Ströme aus anderen Regionen voll sichtbar und immer neu befruchtend an das Licht!

Wohl lebt heute in der vielgestaltigen Einheit der romanisch-germanischen Nationen eine Macht, welche den Erdball beherrscht. Eine Entwicklung sammelte sich in ihrem Schoß, die wir von jenen Flußtälern des Orients her um die Küsten des Mittelmeeres, durch Europa hin und nun rings um die Ozeane begleiten. Vor ihnen ist ihre Gegenmacht, der Islam an sich selbst irre geworden; seine Farbe verbleicht; von dem christlichen Wesen wird er übermannt. Aber — um in Rankes eigensten Worten fortzufahren — »sagen wir: das christliche Wesen, so verstehen wir darunter freilich nicht ausschließend die Religion; auch mit den Worten: Kultur, Zivilisation würde man es nur unvollkommen bezeichnen. Es ist der Genius des Occidents. Es ist der Geist, der die Völker zu geordneten Armeen umschafft, der die Straßen zieht, die Kanäle gräbt, alle Meere mit Flotten bedeckt und in sein Eigentum verwandelt, die entfernten Kolonien erfüllt, der die Tiefen der Natur mit exakter Forschung ergründet und alle Gebiete des Wissens eingenommen hat und sie aus immer frischer Arbeit erneuert, ohne darum die ewige Wahrheit aus den Augen zu verlieren, der unter den Menschen trotz der Mannigfaltigkeiten ihrer Leidenschaften Ordnung und Gesetz handhabt. In

ungeheurem Fortschritt sehen wir diesen Geist begriffen. Er hat Amerika den rohen Kräften der Natur und unbildsamer Nationen abgewonnen und durchaus umgewandelt; auf verschiedenen Wegen dringt er in das entfernteste Asien vor, und kaum China verschließt sich ihm noch; er umspannt Afrika an allen Küsten; unaufhaltsam, vielgestaltig, unnahbar, mit Waffen und Wissenschaft unwiderstehlich ausgerüstet, bemeistert er sich der Welt.«

Suchen wir so die Flucht der Erscheinungen zu begreifen. Dringen wir hindurch. Scheiden wir was zu scheiden, verbinden wir was zu verbinden ist. Fassen wir die Persönlichkeiten auf und ihr Schicksal, die Staaten und die Prinzipien ihres Daseins. Schauen wir das Leben an, »die Menschheit wie sie ist«, »die Begebenheit in ihrer Fülle.« Erheben wir uns zum Bewußtsein des Ursprünglichen und zur Ahnung des Höchsten. Aber lassen wir ab, die Schatten zu beschwören und die Wolke zu umarmen. Wir selbst sind das Maß aller Dinge, und alles ist unser — solange wir leben. Unser Leben ist zwar kurz und unser Wissen Stückwerk, unsere Erkenntnis wird sich wandeln, zur Geschichte werden — aber den Moment wenigstens, in dem wir stehen, wollen wir behaupten.

Dies ist, wenn ich ihn recht verstehe, das Zentrum der Ideen Rankes und die Summe seiner Auffassung; ich fürchte, eher etwas ausgelassen, als hinzugetan zu haben. Aus dem einfachsten Grundsatz des Willens zur Erkenntnis und dem Glauben an ihre beschränkte Möglichkeit leitet es sich ab; was Ranke nur immer erdacht und erarbeitet hat, ist davon die Entfaltung. Die Objektivität, welche man an ihm rühmt, ist nur eine besondere Bezeichnung der vorwaltenden Idee, seine Universalität ihre Anwendung: nicht Vorzüge seiner Persönlichkeit sind es, welche man annehmen oder verwerfen dürfte, sondern Forderungen, die dem Wesen der Forschung entspringen: Grundsätze, welche das individuelle Empfinden und die politischen, die nationalen, die sittlichen, die religiösen Ideale niemals aufheben wollen, freilich aber läutern, ja verklären werden, und von denen der Deutsche, der protestantische Deutsche ja wohl behaupten darf, daß er dem Genius seiner Nation huldige, wenn er ihnen dient. Wahrhaftigkeit ist der Ursprung, das Ziel die Wahrheit.

IV.

Nun brauchen wir nur die volle Prägnanz dieser Vorstellungen und die Wucht dieser Tatsachen auf die Gedankenreihe Sohms zu übertragen, um das Schematische seiner Anordnung und Darstellung vor Augen zu haben. Wenn er, sagen wir, etwa vier Fünftel der Kirchengeschichte übersehen hat und fast allein von Deutschland handelt, so kommt das von seiner Tendenz, die ihn allerwärts an seine deutschen Leser, an die Parteien im neuen Reich denken läßt, sei es, daß er sie trösten oder erschrecken will. Doch ist es für seine Kategorien in der Tat ziemlich wertlos, ob er ihnen einen Teil oder das Ganze unterwirft, und ich zweifle sogar nicht daran, daß er dies Versehen leicht nachholen und auch die andern Nationen und Staaten in das gewählte Schema eingliedern könnte. Die Wesenheit der romanisch-germanischen Nationen, ihr Kampf gegen den Islam, die Beziehungen der feindlichen und verwandten Kulturkreise untereinander, die besonderen Tendenzen der Nationen in Politik, Wirtschaft und soviel anderen Lebensformen — alles ist Nebensache: man kann es von der Kirchengeschichte fernhalten und muß es ihr doch wieder unterordnen, denn in deren Grundbegriffen, deren Formeln liegen ja die Angelpunkte der Weltgeschichte.

Wollte man diesen Gegensatz durch das Buch hindurch verfolgen, so müßte man auf jeder Seite widersprechen, nicht sowohl den Tatsachen an sich als dem Zusammenhang, in den sie gezogen, dem Vorurteil, dem sie unterworfen sind: »selbst das Wahre wird durch die Unterordnung unter einen Irrtum zur Unwahrheit.« In der Epoche der alten Kirche scheinen die Abstraktionen, in denen der Autor das Wesen der Entwicklung erblickt, größere Probabilität zu haben, da hier ja in der Tat Staat und Kirche einheitlich geordnet waren, die Nationalitäten innerhalb des Imperiums, ihres Selbst beraubt, sich vermischten wie ihre Religionen, und der Gegensatz gegen die umgebende Welt den der Kultur gegen die Barbarei wirklich zum Ausdruck brachte. Sobald aber diese vorübergehende Einheit der alten Nationen sich auflöst, neue Völker in ihren Kulturkreis eindringen, neue Zentren der Religion und Politik in der Welt sich bilden, muß natürlich der aufgestellte Rahmen an allen Ecken und Enden zu eng werden. Nur ein paar besonders offenkundige und starke Irrtümer will ich hier herausheben, solche, welche unumstößlichen Tatsachen, nicht schwankenden Theorien ins Gesicht schlagen.

Auch das Mittelalter gibt der Anschauung unseres Autors noch immer einen Schein von Berechtigung, da ja in der Tat die phantasiereichen Theoretiker des hierarchischen Staats- und Kirchenrechtes ihre Vorstellungen von den beiden höchsten Gewalten der Christenheit abzogen, und deren Repräsentanten selbst an ihren nur wenig sich wandelnden Ideen festhielten. Ein anderes ist freilich die Theorie, ein anderes die Wirklichkeit. Wie wenig aber die Entwicklung der mittleren Jahrhunderte von dem Schema, das Sohm gewählt hat, zusammengehalten wird, wie vollkräftig das Leben gerade in den nichtdeutschen Nationen pulsierte, ward vorhin angedeutet. In allen Hervorbringungen des hierarchischen Geistes, z. B. in den Mönchsorden bis zu den Jesuiten hin, in den Kreuzzügen, dem Ritterwesen, in Theologie, Recht und allen Künsten hatten die romanischen Nationen, vorzüglich die französische, den Vortritt und gaben den Ton an. Und obschon damit gewiß nicht geleugnet werden soll, daß diese geistlich-kriegerische Kultur sowohl den romanisch-germanischen und den ihnen assimilierten Nationen gemeinsam war als auch allenthalben je nach den Ländern und Landschaften sich modifizierte, steht es doch fest, daß vor allem der romanische Geist sich in ihr ausgelebt hat. Sieg und Herrschaft des Papsttums beruhen aber darauf, daß es den besonderen wie den gleichen Tendenzen der Völker, ihren »Prinzipien der Kultur, Macht und Religion, aus denen es selbst, wie auch das Kaisertum, erwachsen war«, so viel besseren Ausdruck, Würde und Einheit gewährte, als die deutschen Kaiser es je vermochten. Sohm freilich erklärt sich alles aus der Wechselwirkung seiner drei Begriffe.

Zugleich mit der nationalen Entwicklung, mehr und mehr aber sie durchbrechend und verwirrend, geht die Ausbildung der lokalen Gewalten. Wie stark erheben sie sich bei uns in Deutschland doch schon im zehnten Jahrhundert, innerhalb der Stämme sowie in Reich und Kirche! Und wie mächtig flutet die Bewegung in der folgenden Epoche durch das Abendland hin, um sich in den ersten Kreuzfahrten zu entladen und dann, von Generation zu Generation fortschreitend, ihre so vielfach abgestuften Formen zu finden: geistliches und weltliches Fürstentum, Ritterschaft und Ordenswesen zeigen uns in immer neuen Bildungen denselben Zug zur Lokalisierung; in der Entwicklung der Städte findet er einen besonders kräftigen Ausdruck. Weil sich aber damit eine Nichtachtung des nationalen und gesamtstaatlichen

Charakters, die Tendenz zu großen, die Landesgrenzen überschreitenden Organisationen verbinden mußte, so konnte die römische Theokratie sich jetzt erst recht als eine diese Individualitäten harmonisch verknüpfende, allbeherrschende Einheitsmacht herausbilden.

Sohm gruppiert auch diese Vielheit historischer Realitäten unter seinen Abstraktionen von Staat, Kirche, Bildung. In der Ausbildung der Domkapitel (um ein paar Beispiele herauszugreifen) sieht er das Auftreten einer »rein kirchlichen Körperschaft, die den Interessen der staatlichen Gewalt weit weniger zugänglich war.« Die städtische Entwicklung ist ihm nicht sowohl eine Konzentrierung lokaler Interessen, wobei die verschiedensten Kreise vom Kaiser und König abwärts mitzuwirken, d. h. für sich zu sorgen pflegten, als das Aufleben eines neuen, des »dritten« Standes, den er vom 14. Jahrhundert ab als den Träger der welthistorischen Entwicklung hinstellt: im 12. und 13. Jahrhundert, da die »Bürgerschaft« sich dem Einfluß des Adels entzogen habe, seien ihre Interessen nur wirtschaftlich bedingt, von dem Horizont ihrer Kirchtürme umschlossen gewesen, während der Horizont von Adel und Geistlichkeit die abendländische Welt gewesen sei; erst mit dem 14. Jahrhundert beginne die aufsteigende Bewegung des dritten Standes. Unter solchen Umständen wird dem Verfasser der Kampf der italienischen Städte gegen die Hohenstaufen, die Geschichte Pisas und Amalfis, Genuas und Venedigs, der Anteil der englischen und französischen Kommunen an den Kriegen ihrer Könige und an allen Erschütterungen des nationalen Lebens (man denke nur an die Albigenserkriege, an Bouvines, an die Magna Charta, sowie an parallele Ereignisse in Deutschland) von geringer Bedeutung erscheinen. Wie man sieht, verwechselt er das Aufkommen der Städte, in denen doch wahrlich die verschiedensten Stände ihre Interessen vereinigten, mit der popularen Erregung, von der ja allerdings Deutschlands Städte erst seit dem 14. Jahrhundert besonders stark durchzittert wurden, und auf welche Sohm dann den modernen, sogar heute höchst schematischen Begriff des dritten Standes überträgt. Aber ebenso bekannt ist es, daß anderswo, z. B. in Italien, die analoge Agitation einer früheren Epoche angehört — und wie kann man überhaupt sagen, daß die niederen Klassen an den großen Impulsen des früheren Mittelalters nicht teilgenommen hätten! Haben denn die sächsischen Spielleute, deren Lieder uns noch aus Widukinds Mönchslatein anklingen, die Taten König Heinrichs nur auf den Burgen und an den

Höfen vorgetragen, und nicht auch vor ihren Volksgenossen in den Dörfern, die mit dem königlichen Herrn gegen die Heiden an der Saale und Elbe oder gegen die fränkischen Nachbarn in das Feld zogen? Bestanden jene zügellosen Rotten, die einem Peter v. Amiens und Walther v. Habenichts in die nebelnde Ferne des Ostens folgten, und diejenigen, welche ein Ritter Emico und antisemitische Geistliche auf die Juden hetzten, nur aus Klerikern und Rittern? Wandte sich Arnold von Brescia mit seinen demokratischen Idealen nur an die Vornehmen? Wer will denn das Maß der Kraft abschätzen, womit die geistige Erregung die verschiedenen Schichten der mittelalterlichen Gesellschaft ergriff? Nur daß die Empfänglichkeit aller Klassen, und damit auch der unteren für die Ideen des Weltalters mit der Zeit größer wurden, das geistige Leben der abendländischen Nationen von Generation zu Generation sich vertieft hat, ist das Wahre an jener Behauptung. Nach Sohm ward diese aufsteigende Bewegung durch die Bettelorden hervorgebracht, in denen der dritte Stand zuerst zu Wort gekommen sei, seine Macht geäußert habe. Indem diese Mönche mit ihrer breiten Volkstümlichkeit den aristokratischen Orden alten Stils gegenübergetreten wären, die Masse der Nation zum Eintritt in das Kloster aufgefordert, Gelehrsamkeit und geistliche Art vulgarisiert hätten, wäre das adlige höfische Wesen des Rittertums mit seinem Minnedienst, seiner Poesie, seiner Leidenschaft für Turniere, Kampf und Abenteuer verdrängt, nach kaum hundertjähriger Blüte gebrochen worden; das Ideal des edlen Weltgenusses habe dem mönchischen Ideal der Weltflucht, die Bildungsideale der geistlichen, die Welt der Kirche weichen müssen. Hier brauche ich nur eine Stelle aus Rankes Weltgeschichte, im achten Bande, aus dem letzten Kolleg, das er gelesen hat, zitieren, um die Verwechselung von Ereignissen und Zeiten, die in solcher Ansicht liegt, so deutlich zu machen, als es nur immer möglich ist.

»Man zieht selten in Betracht«, so lesen wir da, »welche reiche Fülle des Lebens die letzten Jahrhunderte des Mittelalters in sich schließen, wie vieles von dem ihnen angehört, was als das allgemein Charakteristische jenes ganzen Weltalters betrachtet wird. Noch war das Rittertum — die ideale Genossenschaft der bewaffneten Christenheit — in seiner vollen Entwicklung und Stärke. Es betrachtete sich als eine Einheit in dem gesamten Europa, als einen allgemeinen großen Orden. Es führte noch bedeutende Handlungen aus; die Koloni-

sation der nordgermanischen Länder, vor allem Preußens, ist ein Werk der Ritter, wie sie im Süden das meiste dazu beigetragen, die Mauren bis nach Granada zurückzuweisen; die Nobili der italienischen Städte bevölkerten die griechisch-orientalischen Gebiete, der englische Adel Irland, der schwedische und dänische Finnland und Estland. Auf dem Kampf des englisch-französischen Adels beruht die Geschichte des Westens, der Adel Frankreichs hat die Selbständigkeit der französischen Nation gerettet.« Das sind alles wesentliche Ereignisse des 14. und 15. Jahrhunderts, ein gutes Stück der europäischen Geschichte — und wie leicht ließen sie sich vermehren! Sohm hat seine Abstraktionen offenbar von der Armseligkeit des deutschen Raubrittertums und Landadels gemacht. In der territorialen Entwicklung, welche den Vasallen Luft und Licht beschränkte, ihnen die großen nationalen Ziele, den Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung verbaute, liegt gewiß das Hauptmoment für den frühen Untergang des höfisch ritterlichen Wesens in unserer Nation. So trat auch Italien, dessen Geschicke denen Deutschlands immer analog waren, seit dem Interregnum aus der hierarchischen Kultur mehr zurück; auch seine Bildung territorialisierte sich, freilich um aus sich heraus an den Musensitzen der Renaissance eine unvergleichlich edlere und vollere Blüte zu treiben. Wo aber, wie in dem preußischen Ordenslande, der deutsche Adel in politisch-starker Genossenschaft großen Aufgaben nachging, da blieben auch in dieser Zeit noch die alten Formen der Bildung lebendig und prägten sich, wenn auch nicht in der Poesie, so doch in der Historie eigenartig und kraftvoll aus. Vollends im Westen Europas — wie leuchten dort diese Zeiten noch in dem vollen Farbenglanze ritterlicher Lebenslust und Tatenfreude! Wie atmen sie noch in Poesie und Wirklichkeit den Geist, der die Sagenkreise von dem großen Kaiser Karl und der Tafelrunde des Königs Artus durchzieht! Welche Lust am Erzählen in den Geschichten eines Froissard, Waurien, Monstrelet und der ganzen Kette ritterlicher Chronisten durch zwei Jahrhunderte hin, die seit Joinville mit ihrem Griffel den Abenteuern ihrer fürstlichen Herren von Schlacht zu Schlacht, von Turnier zu Turnier, und von Dame zu Dame folgten! Und welche Pracht des Schilderns! »Eine Historiographie«, bemerkt Ranke, »die an Anschaulichkeit und Anmut alles übertrifft, was das Altertum hervorgebracht hat.«

Trotz der Grenzverwirrung und Auflösung nun, welche damit die Nationalstaaten ergriff, blieb in ihnen doch die Idee einer Gesamt-

vertretung lebendig. Gerade in den Ländern, welche abseits von dem Konflikt zwischen der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt lagen, in England und Frankreich, so auch in Spanien und in den Reichen des Ostens und des Nordens, gelang es nicht bloß der Krone, dem Zerfall und der Zerrüttung der Nation zu begegnen — sondern im Wettstreit mit ihr faßten sich die territorialen Kräfte selbst als ständische Vertretung der Nation zusammen. Etwas Analoges vollzog sich, wie bekannt, in Deutschland sowohl für den Gesamtumfang des Reiches als für die Territorien, wo Landesherren und Vasallen, konkurrierend und oft in heftiger Reibung, dennoch gemeinsam den neuen Staat erbauten. Es geschah überall zum Teil im Einvernehmen mit der Kurie, öfter jedoch im heftigen Gegensatz zu ihr, da sie die alten Ansprüche und Theorien zäh festhielt und noch immer zu erweitern suchte, sowie natürlich unter vielen Schwankungen. Erst wenn wir dies Moment hinzunehmen, gewinnen wir einen vollen Eindruck von der kirchlich-politischen Bewegung des 14. und 15. Jahrhunderts und von dem Zusammenhang, ja der Einheitlichkeit, die sie trotz der Elemente der Auflösung und der wechselvollen Konflikte behauptet. Denn (um ein Beispiel zu wählen) dieselben Kräfte und Tendenzen des französischen Staates, welche Bonifaz und Clemens so furchtbar demütigten und der Kurie das Exil von Avignon bereiteten, halfen dazu, die allgemeine Kirche im Schisma auseinanderzutreiben und sie in den Konzilien von Pisa und Konstanz wieder zu einigen und zu organisieren, drängten in Basel zu neuen Reformen und Gewaltschritten gegen Eugen und sicherten endlich der Krone und Kirche Frankreichs im Separatvertrag die Vorteile, welche von Anfang an ihr Ziel gewesen waren.

Unter dem Zwang der Sohmschen Kategorien ist freilich von solcher Kontinuität nichts zu bemerken, zumal er ja, was hier besonders auffallen muß, neben der einseitigen Betonung des deutschen Anteils an der Entwicklung, an allen antikirchlichen Erschütterungen der Epoche vorübergeht: sie zerreißen vielmehr den Zusammenhang der Ereignisse völlig. So faßt er die konziliare Bewegung im Gegensatz zu den sie ablösenden Konkordaten als einen innerkirchlichen Reformversuch auf: »Das Abendland erhob sich zum Reformationswerke wie ein Mann, geführt zuerst durch seine geistliche, dann durch seine weltliche Fürstenschaft.« Nachdem die Bischöfe, die geistlichen Fürsten, in ihrer löblichen Absicht gescheitert wären, hätten die weltlichen

in direkter Verständigung mit dem Papst die Heilung der geistlichen Schäden in die Hand genommen, damit freilich den bösen Staat in den Bereich der Kirche hineingebracht und so eine Entwicklung angebahnt, von der sich erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts das rechte Verhältnis zwischen beiden Gewalten und die Wiedergeburt der Kirche »aus ihren geistlichen Kräften heraus« scheine ablösen zu wollen. Man gewinnt von den großen Parlamenten der abendländischen Hierarchie im 15. Jahrhundert eine Vorstellung, als wenn sie so eine Art von Pastorenkonferenzen oder Generalsynoden gewesen wären. Nun waren da ja aber keineswegs bloß die Diözesen vertreten, wie auf dem Vatikanum von 1870, sondern ebensowohl das Kollegium der Kardinäle, die großen geistlichen Korporationen der Universitäten (die man freilich nicht nach ihrer heutigen Bedeutung bemessen darf), und vor allem die Regierungen selbst. Man lese nur einmal das Dachersche Fremdenverzeichnis von Konstanz, diese Hunderte Namen von Laien und Klerikern, Herzogen, Grafen, Rittern, Professoren, Bischöfen, Patriarchen und Kardinälen, und die besonderen Titel, unter denen sie da als Teilnehmer am Konzil aufgeführt werden, an der Spitze, als Vogt und Schutzherr der Kirche und ihres Glaubens, der Kaiser selbst; man vergegenwärtige sich Männer wie Gerson, d'Ailly, Zabarella, und die nationalen Gruppen zu Konstanz oder die Deputationen von Basel. Nicht sowohl die Diözesen als die Obedienzbezirke des römischen Stuhls sandten ihre Abgeordneten, die Provinzen des »christlichen Staates«, die national gegliederten Teile der allgemeinen Kirche. Dieselben Bestrebungen, welche daheim in der Zusammenfassung der Territorialitäten zu nationalen Gemeinschaften gipfelten, führten dahin, die Einheit der römischen Hierarchie wiederherzustellen oder zu behaupten; die Bischöfe, die Professoren und die Kardinäle selbst beanspruchten meist weniger das was ihr Titel sagte, als die Rechte und Forderungen der Regierung, der Partei, welcher sie ergeben und verpflichtet waren; alles war Faktion; sogar die Päpste richteten sich, wie zu allen Zeiten, nach den Machtgruppen ein. Und so spiegelt sich in diesen großen Kongressen der abendländischen Christenheit ganz die Unruhe und Verwirrung, welche ihr geistlich-weltliches Wesen ergriffen hatte. Ein Unternehmen war es von großer Energie und den Forderungen des Momentes durchaus entsprechend, aber voll unausgleichbarer Widersprüche, da es auf universalem Wege erreichen und zugleich konser-

vieren wollte, was nur in partikularer Form, durch Schisma und Zerstörung durchzusetzen war.

Es waren die Jahrhunderte, in denen die Renaissance wuchs und blühte, die Wiederbelebung der antiken Ideale in Kunst und Bildung aus dem Geist der italienischen Nation. Für Sohm hat, wie wir sahen, diese Bewegung so wenig zu sagen, daß er sie in der deutschen Reformationsepoche unterbringt. Trotzdem aber macht er diese Aufklärung für alle Greuel, welche das Rom der Borgias schändeten, verantwortlich: als ob etwa ein Ezzelino da Romano, der Typus aller italienischen Tyrannen, oder die beiden Messalinen von Neapel, Johanna die ältere und die jüngere, sich aus dem Boden der antikisierenden Bildung erhoben hätten. Das Symptom wird mit der Ursache verwechselt, die Tatsachen auf den Kopf gestellt, damit das Schema bleibe.

Brauche ich nun noch zu sagen, was die politisch-nationalen Konstellationen für das Schisma des 16. Jahrhunderts, die Ausbildung des neukatholischen und der protestantischen Weltsysteme bedeuten? Die religiösen Ideen, welche die alte Kirche zerbrachen, haben nicht bloß Staaten, sondern Nationen geschaffen: Holland und Nordamerika beruhen auf ihnen; das Bekenntnis prägte die Völker völlig um, tilgte das angeborene nationale Bewußtsein aus und lehrte seine Anhänger dort Freunde und Vaterland suchen, wo ihr Glaube blühte oder doch geduldet wurde. Es durchdrang die Staaten bis in das innerste Mark, trennte und verband, schuf und vernichtete, fesselte die äußere und innere Politik, Sitte und Erziehung, Wirtschaft, Recht und Gerechtigkeit, das Persönliche und das Allgemeine — und ward selbst wiederum nach Zeit und Lage, dem Genius der Nation und den großen Notwendigkeiten gemäß tausendfach bestimmt, umgewandelt, fortgebildet. Selbst die hohen Ideale der Kunst und der Wissenschaft wurden von der Konfession aufs neue gebändigt und erhoben sich erst allmählich aus ihren Fesseln zu reineren Formen, ohne doch jemals bis auf heute dieser ihrer Durchgangsstufe zu vergessen.

Unser Autor weiß nur nach wie vor alles auf seine Formeln als die Wurzeln alles Daseins zurückzuführen. Auf zwei Seiten stellt er dar, wie die protestantische, d. h. die deutsch-lutherische Kirche von 1521 bis 1648 ihr Dasein erkämpft, das »Reformationswerk« gesichert habe: in dem »paritätischen« Reich des Westfälischen Friedens sieht er das Ziel und die Grundlage aller ferneren Gestaltung. Oder auf

katholischer Seite: die Jesuiten (sagt er) brachten durch Predigt und Annahme der humanistischen Bildung den deutschen Katholizismus wieder in die Höhe; da ihnen das aber nicht rasch genug ging, nahmen sie ihre Zuflucht zur Gewalt und brachten so die Gegenreformation zustande, welche im Reich, und ebenso in England, Frankreich und den Niederlanden die hundertjährige Religionskriege heraufführte. Daß hier die umfassendsten und tiefstgreifenden Komplikationen der europäischen Politik, eine Unzahl innerer und äußerer, ganz Europa umspannender Gegensätze und Interessen mit ins Spiel kamen, wird dem Leser gar nicht zum Bewußtsein gebracht.

Daß Sohm der Kultur des 18. Jahrhunderts nicht wohlwill, ist erklärlich; aber daß er Voltaire und Lessing, Kaiser Joseph und unsern großen Friedrich auf eine Seite werfen konnte, war doch kaum zu erwarten. Da aber diese Männer die Bildung des Zeitalters, in dem sie lebten, vertraten, mußten sie nach seiner Grundauffassung ja wohl zusammengebracht werden. Nun darf man allerdings fragen, ob dies Jahrhundert wirklich so einheitlich war, wie der Verfasser sich vorstellt, ob die Aufklärung Staat, Gesellschaft, Sitte und Anschauung so durchweg beherrscht, die protestantische und die katholische Kirche gleichmäßig beseelt, Regierungen und Bevölkerungen infiziert und durchdrungen hat. Soviel ich weiß, waren unsere Väter, die sich an Gellerts Kirchenlieder erbauten oder mit Zinzendorf für den süßen Seelenfreund Jesus schwärmten, welche Klopstocks Messiade hingebende Andacht und rührenden Leseeifer widmeten (und das geschah auch nach 1750), gar nicht so irreligiös, wenn auch nicht eben durchaus Feinde humaner Bildungsideale: das Jahrhundert, welches von den Klängen Bachs und Händels durchhallt wird, scheint mir den Vorwurf trockener Verstandesklarheit, andachtsloser Vernünftigkeit nicht so ohne weiteres zu verdienen. Es ist übrigens dieselbe Zeit, wo noch hin und wieder eine Hexe verbrannt wurde, wo in Thorn polnische Jesuiten deutsche Bürger und Protestanten um ihres deutschen Glaubens willen auf das Blutgerüst brachten, wo noch in katholischen und selbst in protestantischen Ländern im Namen der Religion, wie vor alters, kassiert und konfisziert, eingekerkert und gar noch geköpft wurde. Zu Abbéville, in der Heimat Calvins, wurde 1766 ein Jüngling hingerichtet, weil er vor einer Prozession nicht den Hut gezogen und anstößige Lieder gesungen hatte; ein paar Jahre vorher war in Toulouse, in dem alten Hugenottenlande, Jean Calas durch einen

gräßlichen Justizmord dem Religionshaß der von ihren Pfaffen verhetzten Menge geopfert worden. Es geschah in derselben Zeit, wo die Jesuitenhetze eben in den katholischen Staaten in schönster Blüte stand. Aber erst nach Jahren konnte Voltaire eine Kassation des Urteils gegen Calas durchsetzen; und in Abbéville erreichte er mit all seinen Bittgängen und Anklagen, seiner Satire und Rhetorik, und mit dem besten Willen (er, der an allen Höfen geliebte, angebetete Patriarch der Aufklärung!) nichts; denn was dort geschehen, war Rechtens. Er selbst hatte vor nicht langer Zeit fliehen oder sich verbergen müssen, seine Schriften waren auf öffentlichem Platz vom Henker zerrissen und verbrannt worden. So ward auch Rousseau von Land zu Land gejagt. Diderot mußte als Materialist und Gottesleugner mit Vincennes Bekanntschaft machen, Helvetius trotz vornehmster Beziehungen widerrufen. In Deutschland war das fürstliche Reformationsrecht bis etwa 1750 noch allerwegen ausgeübt; erst seitdem sind unsere konfessionellen Innengrenzen fest geblieben und haben sich bisher kaum verändert, so daß die ultramontane Partei von heute genau den katholischen Landesgrenzen im lieben heiligen römischen Reich entspricht. Denn wenn auch seit den letzten großen Koalitionskriegen gegen Ludwig XIV. die europäischen Konstellationen sich nicht mehr nach den Konfessionen gruppierten, war das Innere der Staaten doch fast durchweg noch von ihrem Geist zusammengehalten, die Verfassungen, ja das Recht der Untertanen selbst an den Ehren und Vorteilen des Staates, ihr Anteil an seiner Macht durch das Bekenntnis gefesselt. Auch sahen wir ja, wie furchtbar die Glut düsterster Leidenschaften noch aus den vom Staate gebändigten Massen emporschlagen konnte: so waren die Nationen in ihrem Grunde noch ganz von dem Geist des reformatorischen Zeitalters getragen, und Millionen fanden in den engen Kreisen ihres Glaubens alles was sie an Innigkeit und Idealität des Lebens begehrten.

Darüber hin nun freilich mehr und mehr sich ausdehnend die großen Wahrheiten des Naturerkennens, die philosophischen Welterklärungen, der Drang nach edleren Formen in der Sphäre des Schönen — geweckt, genährt, fortgetrieben durch die immerhin sichtbare Abschwächung des konfessionellen Eifers, durch die zahllosen Widersprüche und Unvollkommenheiten des geistigen und sozialen Lebens, den vordrängenden Ehrgeiz der unteren, ihrer Kraft und ihres Wertes bewußten Schichten: und so entsteht jene Richtung der Geister auf Reinigung

der überlieferten Vorstellungen und Zustände, auf Ausbildung ihrer natürlichen, allgemein menschlichen Kräfte und Ziele, welche sich selbst als die Aufklärung bezeichnet hat. Aus den verschiedensten Säften gemischt, war sie von der verschiedensten Wirkung: hier zersetzend wie Gift und dort eine Kraft, welche die edelsten Früchte zeitigte. Wer immer den Blick aus der Enge allgemeiner Begriffe auf die Einzelerscheinungen zu richten vermag, wird sogleich wieder die Fülle der Modifikationen bemerken.

Was Sohm von den Bemühungen der durch die Aufklärung erzeugten Omnipotenz des Staates vorbringt, das was man als den aufgeklärten Absolutismus bezeichnet, ist überhaupt nur — sehen wir recht zu — eine kleine Teilerscheinung der Politik jenes Zeitalters: die Reformen sind es, welche in den Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege in der Mehrzahl der alten Staaten versucht wurden; die Bestrebungen dieser Regierungen, ihre auf nationale Einheit gerichteten Tendenzen gegen die in Kirche und Gesellschaft sie einengenden privilegierten Kreise durchzudrücken; also ein neuer Schritt auf dem Wege, der sie von Anfang an zur Macht und an die Spitze ihrer Nationen geführt hatte. Es geschah allerdings durchweg mit Hilfe jener geistigen Strebungen, in kecker Zuversicht und hohem Machtbewußtsein, aber zugleich auf dem Grunde unabweisbarer Bedürfnisse und im Angesicht der sonst unvermeidlichen Ohnmacht.

Joseph II., den Sohm neben Friedrich dem Großen allein nennt, und dessen Reformen den Geist der Aufklärung besonders atmen (obschon selbst sie nur wieder die überlieferten Traditionen des habsburgischen Ehrgeizes modifizierten), war doch nur einer unter vielen. Wir können neben ihm Choiseul, Turgot und Necker, Tanucci und Aranda, Struensee und Gustav III. nennen: in katholischen und protestantischen, romanischen wie germanischen Staaten des Kontinents tauchen diese Absichten auf. Hier und da auch in Deutschland, sowie in Polen; und selbst Katharina von Rußland, deren Politik sonst wahrlich anderen Zielen zum Siege half, konnte es sich nicht versagen, in glänzenden Demonstrationen diesem Geist der Epoche zu huldigen. Den Vortritt aber hatten die katholischen Mächte, und unter ihnen die bourbonischen Höfe, welche, von dem protestantischen England eingeengt und im Innern durch die privilegierten Klassen hundertfach gehemmt, sich auf die lockende, gefährliche Bahn drängen ließen. Zersetzungserscheinungen der alten, zumeist katholischen

Staaten waren es, tief begründete Notwendigkeiten ihrer Geschichte. Ihre Vollendung fanden sie jedoch zunächst nur an einem Ort, in Frankreich, wo die Macht der Aufklärung aus dem Schoße der geistvollen Nation hervorgegangen, eine Schöpfung ihres Genius war. Da schlugen die Reformen in Revolution um, und in einem Meer von Blut versank der alte Staat samt Krone und Privilegien. Da hatten jene Geister, jene idyllisch-friedfertigen Ideale Form gewonnen, welche lange wie Luftgestalten über der gärenden Welt geschwebt hatten: Entsetzen und Verwüstung hatten sie verbreitet. Aber was bei dem Anblick der Zerstörung niemand glauben konnte: aus der Vernichtung erhoben sich gewaltigere Kräfte, und hineingezogen in den allumfassenden Wirbel erfüllten sich Nation auf Nation aus der Tiefe ihres Daseins mit neuem, machtvollem Leben: das Antlitz Europas wandelte sich um, und eine neue Welt, das 19. Jahrhundert, trat ans Licht.

Sohm, der die Revolutionszeit so gut wie überspringt, rühmt — tolerant wie er ist — der Aufklärung doch einen großen Erfolg nach, der sie mit den haltbarsten und zukunftsreichsten Schöpfungen unserer Zeit verbinde: eben den Begriff der Toleranz habe sie hervorgebracht, Die katholische Kirche sei grundsätzlich intolerant, die protestantische habe Anwandlungen dahin gehabt; mit der Aufklärung aber habe die Idee der Toleranz gleichen Schritt gehalten: in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sei sie in Deutschland durch Friedrich den Großen und Joseph II., in Frankreich durch die Revolution inszeniert; die Erklärung der Menschenrechte habe die Freiheit des Kultus verkündigt und somit den Hugenotten für die Aufhebung des Ediktes von Nantes Genugtuung gegeben, und heute seien nun das Recht unserer Kulturstaaten und die Überzeugungen der gebildeten Menschheit ganz von dem großen Gedanken getragen. War denn aber die Aufklärung wirklich so duldsam? Zeugen jene Schiffsladungen voll Jesuiten, welche Pombal und Aranda dem Meere und allen Elementen preisgaben, und alle die Maßregeln gegen den Orden von so großer Schonung gegenteiliger Meinungen? War Joseph tolerant, wenn er Hunderte von Klöstern aufhob und alle Priester seiner Staaten zwang, sich in Lehre und Leben der Idee seiner Politik zu konformieren? Was bedeutet überhaupt dies vielgepriesene Wort in der Geschichte? Eine konfessionslose Regierung war für Luther der Gegenstand des Abscheus, schlimmer fast als die des Türken und des Papstes. Es ist

wahr, er betrachtete die Landeskirche nur als Notdach für das freie Evangelium, lediglich als Erziehungsanstalt zur seligen Freiheit des Christenmenschen. Aber die erste Pflicht der Obrigkeit war ihm die Freimachung der Predigt und die Aufrichtung der Sakramente im Sinne seiner und keiner andern Konfession, nicht einmal der Sakramentierer, geschweige denn der Papisten: nimmermehr kann man aus seinem Ideal heutige Bestrebungen gegen die Landeskirche herleiten. »Gott hat«, so erklärten die Presbyterianer in der englischen Revolution, »im Alten Testament keine Duldung gestattet, und das Neue will von uns Christen dieselbe Einheit wie das Alte von den Juden.« »Hätte der Teufel die Wahl zwischen den Zeremonien und der Toleranz, er hätte sich für diese erklärt.« »Lieber wollen wir im Grabe sein als diese nicht zu tolerierende Toleranz haben.« Der alte Gotenkönig Theodorich war tolerant: wie hätte er es wagen dürfen, mit seinen wenigen Tausenden germanischer Krieger gegen die Überzahl der Italiker und ihrer Kirche, und unter dem Druck der byzantinischen Großmacht die Intoleranz der Vandalen nachzuahmen! Georg Podicbrad duldete (in seinen späteren Jahren wenigstens) die Katholiken: denn er bettelte bei den alten und konstituierten Mächten um Zulassung in den Verband der Hierarchie. John Milton und John Locke predigten die Toleranz und ein Ideal freier Glaubensformen: die Papisten aber schlossen sie aus. John Toland verkündigte mit der Miene des Propheten ein neues Reich der Duldsamkeit: doch gab er ihm alsbald die besondere Form des Kultus. Hobbes aber begründete sein Staatsideal des Materialismus auf das strikte Gegenteil der Toleranz. Wir selbst im neuen Deutschen Reich, dem Reiche Bismarcks, waren tolerant gegen die Sozialisten, bis sie auf unsern Kaiser schossen: da machten wir Gesetze gegen sie und ihre Lehre. So lange der Staat das Vertrauen hat, daß die Strömungen, in denen seine Fundamente stehen, ihn nicht erschüttern werden, ist er tolerant. Auch die katholische Kirche kann tolerant sein; immer hat sie von Amts wegen die Juden toleriert; doch pflegt sie bald zu fürchten, daß die Geister, welche ihre Göttlichkeit verneinen, die Mauern der Gottesstadt unterwühlen möchten. Toleranz kann Kraftgefühl sein und Kraftbetätigung, doch auch das Gegenteil. Das ist die echte Toleranz des Staates: den Geistern allen, der Einzelseele, im gläubigen Vertrauen auf die Ewigkeit seiner Fundamente, so die Bahn zu öffnen und zu sichern, daß sie in den friedeschirmenden Ordnungen ihres Vaterlandes freien Zugang gewinnen

möge zu den höchsten, reinsten, von aller Erdenschwere losgelösten Hoffnungen.

Sonderbar, daß unter den reformierenden Monarchen der Epoche nach dem Hubertsburger Frieden das glänzendste Gestirn der Aufklärung auf dem Throne, daß Friedrich der Große unter ihnen fehlt. Während die anderen verwegen vorwärts schritten, niederrissen und aufzimmerten, war er, der bewundernde Freund Voltaires, der skrupelloseste Philosoph, nur darauf bedacht, den durch furchtbare Stürme mühsam geretteten Staat gegen außen wie im Innern in Ruhe zu erhalten, so wie sein Vater ihn gebaut hatte. Ängstlich suchte er die kastenartige Gestaltung der politisch ohnmächtigen Stände zu konservieren, die Vorrechte des Adels in der Armee und an den Landgütern, die Hinwendung der Bürger auf Handel und Gewerbe, der Bauern auf ihren Acker, auf die innere Verfassung der Landschaften, und besonders die Eigenart der kirchlichen Korporationen. So war seine Toleranz: mochten sie alle nach ihrer Façon selig werden, wenn sie ihm nur das Recht gaben, es nach der seinen zu versuchen. Ihm bot sich dazu die Philosophie, und mehr noch die Poesie und das ganz Persönliche Voltaires — als der Genuß arbeitsfreier Stunden und der Schmuck seines der Pflicht gewidmeten Lebens, und nichts außerdem. Denn an sein Innerstes, geschweige an seinen Staat, kam auch der Vielbewunderte und was er lehrte nicht heran. Und die Philosophie, die Preußens Friedrich in den dunkelsten Stunden tröstete, hatte wohl mehr mit dem Glauben seiner Kindheit gemeinsam, als seine hohen Worte zu bieten schienen.

Merkwürdigste Erscheinung: einer der größten Deutschen aller Zeiten, der Begründer der preußischen Großmacht, ein Mann, der dem Namen Preußen den hellsten Klang verschafft hat; in einer Epoche, in der Deutschlands Genius von neuem die Schwingen regte, auf dem Gebiete der Literatur, ästhetischer und philosophischer Gedankenarbeit, und ohneFrage unter dem Einfluß der preußischen Siege; ein Heros anstürmender wie duldender Kraft; befreit von den Schranken der Tradition, jedoch in der Ätherhöhe der Philosophie voll von Gefühl und Weichheit, deutsch in den Geboten der Pflicht, der Arbeit, der Ergebung: und während das deutsche Leben um ihn, ja unter seinen Händen rings in die Saaten schießt, bleibt er einsam und verständnislos für die in den konfessionellen Schranken noch so lebensvolle und innige Frömmigkeit, für die eben sich emporringende granitene Kraft deut-

scher Philosophie, für den zur Sonnenhöhe der Schönheit emporstrebenden Adlerflug der deutschen Dichtung: mit harten, wegwerfenden Worten tritt er den Versuchen, die Muttersprache zu formen, zum Organ der Schönheit und des nationalen Empfindens zu machen, bis ans Ende entgegen, einem Moses gleich meint er erst aus der Ferne das gelobte Land zu schauen, während rings die goldenen Früchte schwer herniederhangen.

Jedoch ich halte inne. Denn wollte ich noch weiter darlegen, wie der Verfasser auch in seinem Jahrhundert überall die Farben abschöpfen und für das strömende Leben halten möchte, das Symptom für die Ursache, den Teil für das Ganze, und wie er immer an dem Ausschlaggebenden, den politisch sich formenden Kräfteverhältnissen der Nationen und an ihren Kämpfen, achtlos vorübergeht — ich müßte ihm jede Zeile zerpflücken. Seiner Tendenz zuliebe spaltet er die Ereignisse, die Persönlichkeiten selbst wie seine juristischen Begriffe. Wo gibt es eine Natur, trotz aller seelischen Verwirrung einheitlicher im letzten Grunde ihres Wesens und Wollens als Jean Jacques Rousseau! So schildert er sich selbst: in tausend Widersprüchen, Bedürfnissen, Fehlern, Wünschen immer der Eine: Mensch, Natur, er selbst, Geschöpf Gottes, ursprünglich gut und zum guten, natürlichen, brüderlichen, freien Leben im Lichte der Vernunft mit guten, natürlichen, geliebten Menschen geschaffen. Sohm aber reißt auch ihn auseinander: mit seinem religiösen Ideal setzt er ihn in die französische Revolution, mit seinem Naturevangelium (wer sollte es glauben!) in das 19. Jahrhundert, als den Vater der deutschen Romantik. Hier findet auch Goethe seinen Platz — als Verfasser des Götz und Werther; sonst wird er nicht erwähnt, und von Schiller ist überall keine Rede. Und so kommt der Autor zu dem abenteuerlichen Schluß, den Materialismus als die Weltanschauung von heute, als eine Schöpfung der Generation des neuen Reiches, als das Ergebnis der »glaubenslosen« Bildung und als den Feuerpfuhl herzurichten, in dem sie und mit ihr die Menschheit rettungslos versinken wird, wenn wir nicht alle zu den »positiven« Formen des Evangeliums zurückkehren.

Es liegt mir wahrlich fern, Sohm jenen Kämpfern für »Wahrheit, Freiheit und Recht« zuzurechnen, zu welchen er selbst sich als Mitstreiter gegen die Bildung unserer Zeit gesellen möchte. Aber dennoch zeigen sein Ziel und seine Wege eine bedenkliche Verwandtschaft mit

den modernen Vertretern pseudoisidorischer Beweisführung. Der Wahrheit werden sie nichts schaden. Auch die Geschichte wird sich auf die Dauer schwerlich durch sie aufhalten lassen. »Die Weltgeschichte«, sagt Sohm ebenso schön wie wahr, »läßt sich nicht betrügen.« Dennoch aber müssen wir darauf achten, daß man die doch so sichtbaren Grenzsteine zwischen Wissen und Glauben nicht verrücke, und darum hielt ich es für meine Pflicht, diesen Grenzgang anzustellen.



Johannes Janssen.

(1829—1891.)

Es wird immer zu den interessantesten Problemen einer Geschichte des deutschen Geistes im 19. Jahrhundert gehören, den Übergang nachzuweisen aus der Romantik in den Ultramontanismus, die Umwandlung der im Erkennen so verworrenen und im Empfinden so einheitlichen, poetisch so lebensvollen Schwärmerei für die Traumgebilde einer in Staat und Kirche idealisierten Vergangenheit in die festumgrenzte, zielbewußte, hart-realistische Politik unserer römisch-katholischen Partei. Einen Beitrag hierzu habe ich in dem Aufsatz über Janssens Geschichte des deutschen Volkes gegeben, der in dem ersten Bande dieser Sammlung kleiner Schriften abgedruckt ist. Sei es mir daher hier gestattet, unter eben diesem Gesichtspunkt ein Bild von der Persönlichkeit Janssens und seiner Stellung in der Politik seiner Zeit, von der aus wir erst ein Verständnis seiner Geschichtsauffassung gewinnen, zu entwerfen, so weit es die Biographie zuläßt, die ihm sein Lieblingsschüler und der Fortsetzer seines Werkes, Ludwig Pastor, gewidmet hat; zugleich als Nachtrag und Ergänzung der beiden Essays, in denen ich soeben den Werdegang und die Richtungen der deutschen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts entwickelt habe. In der Tat ist Janssens Persönlichkeit für jene Entwicklung typisch, und es ist daher von hohem Interesse, den Wandlungen seines Lebensganges und den Einflüssen, die auf ihn einwirkten, nachzugehen. Merkwürdig, wie viel persönlichen Zusammenhängen wir dabei begegnen. Als Janssen im Jahre 1854 nach Frankfurt zog, dem er bis an sein Ende treu geblieben ist, kam er damit in die Stadt, wo die Romantik so recht ihre Heimat gefunden und ihre duftigsten Blüten getrieben hatte. Es war noch der Brentanosche Kreis, in den er eintrat, darin neben den Verwandten von Clemens Brentano die beiden Passavants, Johann Friedrich Böhmer, Eduard von Steinle, die »Frau Rat«, Sophie Johanna

Schlosser (eine Dame, die sich zu der alten »Frau Rat«, Frau Aja, etwa so verhält, wie die Romantik zum Rococo), und wer sich ihnen noch angeschlossen hatte, Katholiken und Protestanten, z. T. Konvertiten, und alle jedenfalls vereinigt in inniger Devotion gegen die katholische Kirche, Enthusiasten für die Einhelligkeit und Größe der deutschen Nation und mehr fast noch für die Selbständigkeit der alten Kaiserstadt am Main, dabei allesamt eifrige Satelliten der Habsburgischen Politik. Von ihnen kam dem jungen Historiker niemand herzlicher entgegen als der Stadtbibliothekar Johann Friedrich Böhmer, der »protestantische Historiker«, wie Janssen ihn mit Vorliebe nennt, »der edle protestantische Gelehrte«, wie Pastor nacheifernd schreibt. Er war es gewesen, der schon im Jahr vorher den Studenten, als dieser ihn von Bonn her mit einem Empfehlungsschreiben Joseph Aschbachs aufgesucht hatte, auf die Aufgabe einer deutschen Geschichte vom Standpunkt der alten Kirche hingewiesen hatte. Bei einem Spaziergang auf der Mainbrücke hatte er sich damals darüber ausgelassen, wie sehr ihm »die alte Kirche, an deren Erbe wir zehren, am Herzen liege«. »An Liebestätigkeit, Würde und Gediegenheit«, hatte er gesagt, »kommt nichts ihr gleich, aber sie hat meist nur noch Einfluß auf die Gemüter und müßte auch wieder nach der so vielfach verlorenen Herrschaft über die Geister ringen; möchten doch unter den Katholiken, besonders auf dem Gebiete der Geschichte, mehr Leute erstehen, die gründliche Kenntnisse mit richtigem Urteil und Talent in der Darstellung verbinden damit die andern das Wort nicht allein behalten.« Und vor dem Standbilde Karls des Großen stehenbleibend, hatte er sich an seinen Begleiter mit den Worten gewendet: »Dieses Bild sagt uns, was uns fehlt: eine Geschichte des deutschen Volkes aus der Feder eines katholischen Historikers; denn was wir als deutsche Geschichte haben und kennen, ist nur eine Farce; man nennt euch Katholiken mit Recht ‚Kreuzköpfe', weil ihr das Kreuz verdient, welches man euch auferlegt.« Janssen hat gegen seine Kritiker als Beweis für seine religiöse Weitherzigkeit nachdrücklich auf seine Seelenfreundschaft und sein Schülerverhältnis zu diesem »Protestanten« hingewiesen. Wie er in Wahrheit über die Religion seines Freundes dachte, hat er einmal gegen Pastor in folgenden Worten ausgesprochen: »Schon 1858 hatte ich Böhmers geistige Not kennengelernt, seine innere Zerrissenheit, die an Verzweiflung grenzte. Ja, lieber Freund, diese Geistesnot eines der reichbegabtesten Söhne des

19. Jahrhunderts trieb mich mehr als alles andere in den geistlichen Stand.«

Es käme nun darauf an, nachzuweisen, wie weit Janssen sich von den politischen Tendenzen jenes Kreises, der bei allem Wirrwarr der Meinungen dennoch eine so bestimmte Färbung besaß, hat beeinflussen lassen. Daß sich diese Freunde Österreichs in der Stadt des Bundestages sehr bemerkbar gemacht haben, erfahren wir gelegentlich aus den Berichten des preußischen Bundestagsgesandten, der an mehr als einer Stelle ihre Bestrebungen erwähnt und schlagend charakterisiert hat. So in dem »ganz vertraulichen Bericht«, den er am 5. Dezember 1853 über den Verfassungsstreit Frankfurts einsandte, in dem sich jene Vertreter der »katholisch-österreichischen Partei« an die Bundesversammlung mit einer Beschwerde über die Verfassungsänderung und dem Verlangen nach Herstellung des »politischen Rechtszustandes« Frankfurts gewandt hatten. Unter den zwölf Unterzeichnern (man habe klug genug lauter Protestanten ausgewählt) nennt Bismarck auch den Stadtbibliothekar Dr. Böhmer: »Letzterer hat sich, obwohl Protestant, stets als einer der entschiedensten Anhänger der katholisch-österreichischen Partei und als Gegner Preußens gezeigt. Bis zu welchem Übermaß leidenschaftlicher Erbitterung er sich dabei hinreißen läßt, dürften seine ‚Regesten des Deutschen Kaiserreichs von 1198 bis 1254' ergeben, aus denen die Anlage mehrere Stellen enthält.« »Auf dem kirchlichen Gebiete«, heißt es weiterhin, »der Ultramontanismus, auf dem politischen die Hegemonie Österreichs mit der österreichischen Zolleinigung in nächster Perspektive ist ihr Programm. Sollte es hierfür noch eines näheren Beweises bedürfen, so erlaube ich mir auf die erwähnte Schrift des Dr. Böhmer, auf die ‚Charakterbilder' des hiesigen katholischen Stadtpfarrers Beda Weber — eines der Leiter dieser Partei —, auf die in meinem vertraulichen Bericht vom 30. Mai cr. enthaltene Charakteristik des Freiherrn von Holzhausen, sowie auf die anliegende, im März d. J. an den hiesigen Senat von dem Stephanus und anderen Handwerkern gerichtete Eingabe Bezug zu nehmen, in welcher der österreichischen Zolleinigung das Wort geredet wird.« Jene Charakteristik Holzhausens, des »wohlhabenden, mit mehreren Großkreuzen und dem Titel eines wirklichen Geheimen Rats geschmückten Mitgliedes der ältesten Frankfurter Patrizierfamilie«, der als Vertreter der 16. Kurie am Bundestage, d. h. der Lichtenstein, Reuß, Lippe usw. fungierte (er hatte die Stelle als

der »Mindestfordernde« erhalten), gehört zu den köstlichsten, humorvollsten Partien jener unvergleichlichen Berichte. »Die nächsten Verwandten des Herrn von Holzhausen«, heißt es darin, »der selbst unverheiratet und kinderlos ist, sind im Dienste Österreichs. Außerdem weist der ausgebildete Familienstolz dieses Herrn mit seinen ganzen Erinnerungen in das mit der Herrlichkeit des heiligen römischen Reichs eng verknüpfte reichsstädtische Patriziat zurück, und die ganze Stellung Preußens scheint ihm eine revolutionäre Usurpation, welche (man höre den märkischen Junker!) den wesentlichsten Anteil an der Zerstörung der Privilegien derer von Holzhausen hat. Sein großes Vermögen läßt mich annehmen, daß die Bande, welche ihn an Österreich knüpfen, nur die ehrgeizigen Bestrebungen, wie etwa das Verlangen nach einem kaiserlichen Orden oder nach der Erhebung der Familie in den österreichischen Grafenstand sind, nicht aber pekuniäre Interessen, wenn man nicht etwa den Besitz erheblicher Summen Metalliques als solches ansehen will.« Auch bei Böhmer, dem Sohn eines biedern Kanzleidirektors der alten Reichsstadt, dürfen wir ruhig annehmen, daß bei allen seinen Diatriben gegen die Sumpfluft des Bureaukratismus und des militärischen Despotismus, und bei seinen jammernden Klagen über den Untergang der Freiheit Germaniens und der Kirche die politische Grundstimmung in dem Bewußtsein lag, ein »reichsbürgerlicher Republikaner« zu sein, wie er sich einmal gegen den Eidgenossen Kopp mit Stolz bezeichnet.

Unter den intimen Freunden Janssens nennt Pastor auch den Staatsrat v. Linde. Dieser begegnet uns gleichfalls in Bismarcks Gesandtschaftsberichten. Er war Bundestagsgesandter für Lichtenstein, längere Zeit Vertreter der 16. Stimme, einer der ergebensten Anhänger der Hofburg, übrigens ein geborener Münsterländer. Bismarck bezeichnet ihn als »österreichischen Hofpublizisten«; er führe, schreibt er schon im November 1852, den Titel eines Lichtensteinschen Gesandten nur pro forma, sei ausschließlich österreichischer Beamter, werde von Österreich besoldet und besorge für den Grafen Thun einen großen Teil der Arbeiten der österreichischen Gesandtschaft. Beda Weber war ein geborener Österreicher, aus Lienz im Pustertal; auch Steinle brauchte sein Vaterland nicht zu verleugnen, er war ein Wiener. Die anderen waren in der Mehrzahl wohl Frankfurter oder stammten aus den Gebieten habsburgisch gesinnter rheinischer Dynasten oder aus den alten Provinzen des Krummstabes.

Daß Janssen die Grundfarbe seines Freundeskreises angenommen hat (er wird aber die Anlage schon mitgebracht haben), unterliegt keinem Zweifel. Jede Seite seiner Deutschen Geschichte legt dafür Zeugnis ab, daß er das Ideal seines deutschen Staates nur unter den Fittichen des Doppeladlers geborgen sah. Wir möchten aber wissen, wie tief sich der Xantener Bürgersohn, dessen Vater in Berlin bei der Garde gedient hatte, in die Bestrebungen seiner österreichischen Freunde eingelassen hat, ob er etwa Reserven gemacht oder ganz mit ihnen gegangen ist, ob und welche Wandelungen in seinen politischen Gesinnungen während dieser Jahre, da unser Staat im raschesten Wechsel zu der Vollkraft und Sonnenhöhe nationaler Glorie emporstieg, sich vollzogen haben. Wie nahm er z. B. den gemeinsamen Krieg der deutschen Mächte gegen Dänemark und darauf ihren Bruch, wie den Triumph seines Vaterlandes über den Kaiserstaat auf? Und welchen Anteil nahm er parallel damit an der Umformung, die sich im deutschen Katholizismus vollzog bis zu seiner völligen Romanisierung durch das Vatikanum vom Juli 1870? In der Entwicklung von der Romantik zum Ultramontanismus ist die absolute Unterwerfung unter Rom von einschneidender Bedeutung; sie tilgte völlig aus, was sich noch von der naiv-romantischen, eigentümlich deutschen Art in der Bewegung konserviert hatte. Wie weit mag Janssen denn eigentlich an dem Zagen und Schwanken teilgehabt haben, das damals die deutschen Katholiken in den weitesten Kreisen, gerade auch die Führer ergriff?

Auf alle diese Fragen, ohne die doch offenbar der Lebenslauf des Mannes, seine Stufen, seine Entwicklung gar nicht begriffen werden können, welche erst den Inhalt seiner Biographie ausmachen, erhalten wir in diesem Buch leider so gut wie keine Antwort. Von Böhmers Haß gegen Preußen oder auch nur seiner Vorliebe für Österreich ist mit keiner Silbe die Rede. Nur immer ganz allgemein von seiner glühenden Liebe zum deutschen Vaterlande, zur alten Treue und alten Freiheit, zur Kernhaftigkeit und schlichten Einfalt der Vorfahren. Staatsrat von Linde wird bloß als »streng katholischer« Mann, als »ungemein kenntnisreicher Jurist«, der Janssen »in die Kreise der Bundestagsgesandten eingeführt hat« (doch wohl nicht in diejenigen Bismarcks?), bezeichnet. Von Beda Weber ist ganz beiläufig als von »dem geistsprühenden Stadtpfarrer« die Rede. Genug, in der ganzen Gesellschaft scheint nach diesem Buch von nichts als von Vaterland und Religion und

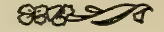
deutscher Biederkeit ganz im allgemeinen, ohne jeden Hinblick auf die Gegenwart gesprochen zu sein.

Jedoch, ich muß mich korrigieren. Denn in der Tat fehlt es nicht ganz an Hinweisen auf eine bestimmtere Haltung Janssens in der deutschen Politik und in der kirchlichen Frage. In einer Anmerkung zu einem späteren Kapitel zitiert nämlich Pastor den Satz eines Gesinnungsgenossen, daß Janssen, obgleich er sich zur großdeutschen Partei bekannte, im Großdeutschtum nicht das alleinige Heil gesehen habe. »Es gab damals«, schreibt sein Gewährsmann, »oft harte Späne zwischen ihm und dem glühenden österreichischen Patrioten Steinle. Janssen als der Jüngere schwieg meist.« Danach könnte man fast annehmen, daß sein Preußentum Janssen davon abgehalten habe, sich hemmungslos den Habsburgischen Anschauungen seiner Freunde anzuschließen. Jedoch hat, wie Pastor uns mitteilt, jener Zeuge damit nur sagen wollen, daß Janssens Ideal »fernab von jeder Parteiung« gewesen sei; und so meint auch sein Biograph, Politiker sei Janssen nie gewesen. Darum kann er über das Jahr 1866 leicht hinweggehen. Janssens trübe Stimmung sei damals nicht wenig vermehrt worden durch die unselige Verwickelung der deutschen Verhältnisse, welche auf den inneren Krieg hintrieben. »Was er damals gelitten, wissen alle diejenigen, welche sein echt deutsches Herz kannten.« Hierauf ein Zitat aus einem Brief Janssens vom 1. Juli: »Körperlich haben mich die Ereignisse der letzten Woche so angegriffen, daß ich an allen Nerven zittere; geistig bin ich unfähig zu aller Arbeit, und doch muß ich noch ein paar Tage mich dran halten. O schwere Zeit der Not!« Bemerken wir wohl, was Pastor entgangen sein muß — Janssen schreibt hier nicht von den letzten Wochen, sondern von der letzten Woche, der Siegeswoche seines alten Königs, da der kaiserliche Doppeladler, und wer den hohen Flug mit ihm gewagt hatte, von den Fängen des preußischen Rivalen in immer wiederholten Angriffen bei Podol, Münchengrätz, Nachod, Skalitz, Gitschin, Langensalza zerstoßen und zerzaust worden war! Hiernach will es doch wohl scheinen, als ob das politische Interesse Janssens in jenem Moment sehr lebhaft und sehr ausgesprochen gewesen sei.

Wenige Jahre später folgte der politischen die kirchliche Krisis, welche den Freundeskreis Janssens noch viel stärker erschütterte und tiefe Spaltungen in ihm hervorrief. Daß Janssen unter ihr schwer gelitten hat, verschweigt sein Biograph nicht, leider ohne

näher darauf einzugehen; wieder nur in einer Fußnote deutet er an, daß Janssen gleich Windthorst, den Reichenspergers »und andern« zu denjenigen gehört habe, welche gegen die Definierung der päpstlichen Unfehlbarkeit gehörten; doch habe er sich in aller Demut der Entscheidung des Konzils unterworfen.

Das Buch sollte nach der Aussage seines Verfassers nur eine Probe, ein vorbereitender Versuch sein, um das Andenken Janssens »dem deutschen Volke, das er so sehr geliebt«, zu erneuern, da es noch nicht an der Zeit sei, »dem Manne, der so lange als Stern erster Größe am Himmel des katholischen Deutschlands glänzte, jenes biographische Denkmal zu setzen, das er verdient.« Um so mehr ist es im Interesse des genannten Problems zu beklagen, daß Pastor gerade den springenden Punkten in Janssens Entwickelung gegenüber so schweigsam geblieben ist.



Zu Bismarcks Heimgang.

Rede, gehalten bei der Gedächtnisfeier der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin am 22. Dezember 1898.

Wir stehen heute nicht mehr unter dem ersten schweren Druck der Trauerkunde, welche, längst gefürchtet, uns dennoch vor vier Monaten mit dem jähen Schreck des Unerwarteten traf und im Innersten erschütterte. Die tiefe Bewegung, welche durch das deutsche Land ging, als die Rieseneiche des Sachsenwaldes brach und stürzte, hat sich gelegt, wie sehr auch immer noch der Schmerz nachzittern mag in den Herzen derer, die den großen Toten dieses Jahres liebten; in dem Lärm des Tages und seiner nie rastenden Geschäftigkeit verstummte die Klage, welche sich sturmgleich erhob, als die Todesnachricht von dem stillen Waldhause her die Welt durchzuckte. In ruhigerer Stimmung und mit freierem Urteil kann unsere Universität heute die Gedächtnisfeier ihres größten Sohnes begehen.

Schon erhebt sich vor uns, von ihm selbst geformt und auf den großartigen Hintergrund seiner historisch-politischen Ideenwelt gestellt, sein Denkmal in den reinen Äther geschichtlicher Betrachtung. Ein Bildnis, wie ihm noch keines je gesetzt wurde, und wie nur er es entwerfen konnte, ganz geprägt aus seinem Geiste, in der Größe der Auffassung, in der Freiheit und der Feinheit der Linienführung, und in jeder Zeile der wie in Erz gegossenen Gedanken. Ihm ähnlich hat nur noch Lenbach es verstanden, uns seine Gestalt lebendig zu machen. Und ist es nicht in Wahrheit, als sähen wir die gewaltigen Augen und die tiefgefurchten Züge vor uns, wie sie des Künstlers Hand in den Bildern seines unsterblichen Freundes der Nachwelt festgehalten hat, wenn wir in diesem Buche lesen? So spiegelt sich auch in ihm dies große Leben wieder mit seinen Kämpfen und seinen Siegen, die heiße

Leidenschaft und die verzehrenden Sorgen, die Einheitlichkeit, Tiefe und Klarheit seiner Politik, die Schlagkraft des Urteils, die Schnelligkeit des Entschlusses und jene Kunst der Berechnung, welche Gegenwart und Zukunft blitzschnell umfaßte, die stahlharte Energie, die mit der Wucht des Dampfhammers auf die Gegner niederfuhr und doch in jedem Augenblick der beherrschenden Einsicht gehorchte, der Zorn und Haß, ja der höhnende Ingrimm, womit der Erbarmungslose Neider und Rivalen über das Grab hinaus verfolgen konnte, und die das eigene Ungestüm bändigende Kraft des Charakters, der furchtlos freie Stolz und die vor dem Ewigen sich beugende Demut, und auf jeder Seite, in jedem Satze der Grund, auf dem er stand, die nie erschütterte Treue gegen den König, seinen Herrn, dem er diente, und gegen das Land, das ihn geboren — das alles aber in der festgefügten und gedankenklaren Pracht seiner von Geist und Leben funkelnden Sprache, ganz ungekünstelt und dadurch um so tiefer packend, durchblitzt von den Lichtern des Humors und der Ironie, Ausstrahlungen des in sich ruhenden Kraftgefühls, und überdeckt von jenem Hauch der Tragik und der Schwermut, der auf so vielen weltgeschichtlichen Helden ruht, welche das Leben ihres Volkes in neue Bahnen zwangen.

Der Treue dieses Bildes tun die Lücken und die Irrtümer keinen Abbruch, die fast in jedem Kapitel des Buches den Leser zum Widerspruche reizen. Wir wollen nicht sowohl die Zeitgeschichte daraus lernen, als ihn selbst verstehen. Und sie gehören zu seiner Charakteristik. Gerade in den Härten seines Urteils, in der Herbheit seines Tadels, der zornigen Verachtung und der schroffen Einseitigkeit, womit er die Parteien, seine Gegner und wohl auch seine Freunde behandelt, hat er sich selbst gezeichnet. »Zorn gibt Courage«, so schrieb er seinem Freund Leopold von Gerlach, als er die feige Vorsicht des Ministeriums Manteuffel zur Tat aufstacheln wollte. Er wäre niemals seiner Feinde Meister geworden, hätte er ihre Meinungen und ihre Absichten mit der objektiven Gelassenheit des Historikers beurteilen wollen. Nur indem seine Politik sich zur persönlichen Leidenschaft steigerte, konnte sich der Herrscherwille voll entfalten, der das Schiff durch den tosenden Sturm in den sicheren Hafen geleitet hat. Nur so verstehen wir das Ursprüngliche in ihm, das Germanische seiner Natur, nur so die Größe seines Heldentums. Wir möchten nichts davon missen, so wenig wie wir die herben und schroffen Züge fortwünschen werden, welche die deutsche Sage ihren starkmütigen Recken verliehen hat,

die ihm vergleichbar sind, dem grimmen Hagen von Tronje, der seinen Feinden ein schrecklicher Hasser, doch seines Königs Mann war bis in den Tod, und dem feueratmenden Dietrich von Bern, oder so wenig wir etwas hinwegnehmen möchten von den heißen Leidenschaften der Helden, denen die tragische Muse seines englischen Lieblingsdichters Unsterblichkeit verliehen hat.

So also wollen wir ihn zu fassen suchen, denn nur so werden wir dem Heros gerecht werden und ihn wahrhaft ehren. Der große Realist will realistisch und mit resolutem Pinselstriche dargestellt werden. Er, der sich frei erklärte von dem Laster der Love of approbation, der in sich selbst die Fähigkeit, fremde Größe zu bewundern, nur mäßig ausgebildet fand, verdient es, daß wir auch ihm gegenüber unser Selbst behaupten und ihm mit freier Huldigung nahen. Seine Erzgestalt würde nur verlieren, wenn wir ihr ein Mäntelchen, gewebt aus kritiklosen Phrasen, umhängen und in dem tränenweichen Ton einer Leichenrede ihm den Nachruf halten wollten. Wir wollen uns mit unserm Urteil auf den Grund furchtloser Wahrhaftigkeit stellen. Denn damit treten wir auf den Boden, in dem sein eigenes Wesen und Wirken wurzelte, und nur so handeln wir würdig dieser Stelle und des Geistes, in dem unsere Universität den Lebensodem ihrer Arbeit sieht.

Das Jahr, das uns den Schöpfer unserer Macht und Größe nahm und aller Gedanken noch einmal auf ihn richtete, hat uns noch eine große Erinnerung der nationalen Geschichte vor die Seele gerufen: den Versuch, den unsere Väter vor fünfzig Jahren machten, im Sturm der Revolution des Vaterlandes Glück und Größe im nationalen Staate zu erringen.

Bismarcks mächtige Gestalt und der Glanz seiner Siege haben diese Ereignisse verdunkelt, und es herrscht heute wohl eher die Neigung vor, über die Träumer und doktrinären Schaumschläger des Frankfurter Parlaments zu spötteln, welche mit Kammerdebatten und Majoritätsbeschlüssen das alte Deutschland aus den Fugen reißen und ein neues begründen wollten. Wer aber der Größe Bismarcks huldigen will und doch auch der Männer der Paulskirche gern gedenken möchte, pflegt von ihnen zu rühmen, daß der große Kanzler ihre Gedanken zur Wahrheit gemacht, daß er ihr Programm zur Tat gewandelt habe. Diese Illusion zu zerstören, sind die »Gedanken und Erinnerungen«

allerdings zur rechten Zeit gekommen. Denn sie zeigen den alten Staatsmann jenen Gegnern gegenüber noch ganz in der gleichen Kämpferstellung wie vor einem halben Jahrhundert.

Und in der Tat, nichts kann verkehrter sein, als das Werk Bismarcks mit den Idealen der Paulskirche gleich setzen zu wollen. »Das ganze Deutschland soll es sein«, so erscholl es in jenen Maientagen durch alle deutschen Gauen, als die Nation ihre Vertreter in die Wahl- und Krönungsstadt des alten Reiches sandte. Von Tilsit und der Königsau bis zum Südrande der Alpen, und von den Rebengeländen der Mosel bis zur March und Leytha kamen die Reichsboten dahergezogen. Der alte Arndt und sein Vaterlandslied, das war das Symbol, unter dem sie ihre Beratungen begannen. Sie wähnten, der Druck der öffentlichen Meinung, die Wucht des nationalen Willens würde stark genug sein, um die Dynastien und ihre Länder niederzubeugen und umzuformen, so wie sie es geboten; die Nation schien ihnen wie Wachs zu sein in ihren Händen; und, wie sie auch immer die Stellung des Parlaments zu den Territorien und zu dem regierenden Zentralorgan, das sie schufen, definieren und den Druckpunkt verlegen mochten, wollten sie doch alle und zu jeder Zeit, daß der Wille der Nation das entscheidende Triebrad in der Verfassung würde. Wohl stellte es sich bald genug in tragischen Konflikten und erschütternden Katastrophen heraus, daß die Einheit des ganzen Deutschlands ein schöner Traum gewesen sei, und daß man den Brüdern aus Österreich Valet sagen müsse, wenn man einen in sich geschlossenen nationalen Staat errichten wolle. Aber auch dann noch, als sie bereits mit allen ihren Hoffnungen sich an den preußischen Thron klammerten, träumten die Ohnmächtigen von der Möglichkeit, ihn umstürzen zu können. Trug sich doch selbst ein so überzeugter Anhänger der erbkaiserlichen Partei wie Rümelin, der Realist, mit der Hoffnung, daß Preußen in seine Provinzen zerschlagen und gar keine Gesamtverfassung, sondern nur Provinzialstände bekommen, der König aber mit seiner Regierung nach Frankfurt übersiedeln würde. Solche oder ähnliche Gedanken hegten die Männer, welche Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anboten. So ernsthaft meinten sie das Aufgehen Preußens in Deutschland. Sie wollten Preußen deutsch, nicht Deutschland preusich machen. Ihr Kaiser sollte mächtig werden über seine Mitfürsten, sich selbst aber mit der alten und neuen Krone dem Willen der Nation unterwerfen. In das dem Volke gewählte Parlament verlegten sie den

Schwerpunkt der Macht und die Zukunft der nationalen Geschicke: es wäre die Form des parlamentarisch regierten Nationalstaates geworden, wie er zehn Jahre darauf jenseits der Alpen verwirklicht worden ist.

Hiervor hat Bismarck unsere Dynastien und die nationale Monarchie bewahrt. Und nun sehen wir wohl, weshalb er diesem Geiste bis ans Ende feindlich geblieben ist: weil er ihm feindlich war von Grund aus. Es war das kleinere Deutschland, das er in dem neuen Bunde vereinigte, diesseits vom Böhmerwalde und den Alpen, die deutschen Fürstenhäuser, die in der Union Preußen verraten hatten, dieselben, die er in Frankfurt als die Bamberger mit einem Gemisch von Wohlwollen, Mißtrauen und Nichtachtung behandelt, und deren Mehrheit er in dem deutschen Kriege unter den Feinden seines Königs gesehen hatte. Heute stehen sie, soweit er ihnen das Leben ließ, Schulter an Schulter neben der Krone Preußen, eng aneinander gedrängt, gleichberechtigt nach dem Maße ihrer Macht, aufs festeste mit dem führenden Staate vereinigt durch die Gleichartigkeit der Organisation und der Interessen, und zusammengeschmiedet durch die gemeinsamen Institutionen, welche das Recht und die Macht, die Wirtschaft und die Freiheit der Nation verbürgen.

Das ist Bismarcks Werk. Es ist klar, daß es gar nicht begonnen werden konnte, bevor das Programm der Paulskirche wie das von Erfurt zerissen war. Die Erhaltung Preußens und seiner Krone war die Vorbedingung und Grundlage von allem, und Schonung der Eigenart eines jeden, soweit es das Ganze erlaubte, die notwendige Folge: dies System kennt nur Gleichberechtigung oder Vernichtung. In der Gesamtheit der deutschen Staaten liegt des Reiches Souveränität, und nicht, wie die Frankfurter wollten, in dem Volkshause, das vielmehr zum Tummelplatze geworden ist für alle die zentrifugalen Interressen, welche einst das alte Reich auseinandersprengten oder bei der Ausbildung des neuen zutage traten.

So ist die Begründung und der Ausbau des neuen Deutschlands für Bismarck zu einem Kampf geworden mit dem spezifischen Geist von 1848: in jeder Phase hat er mit ihm gerungen, und alle seine Erfolge sind zugleich Siege gewesen über diesen frühesten Gegner.

Doch war es nicht dieser, der ihn matt gemacht und ihm die schwersten Wunden geschlagen hat. Er hat den Männern von achtundvierzig in den Tagen der erbittertsten Kämpfe viel eher Verachtung

als Zorn bewiesen. Denn diesen Widersachern gegenüber galt für ihn beinah dasselbe Wort, das er einmal auf sein Verhältnis zu Lasalle angewendet hat: »was kannst du armer Teufel geben!« Nur was sich wägen und zählen ließ, galt ihm als Macht. Damit rechnete er, mochte sie auch nur ein kleines Zentrum besitzen. Jene Gegner aber hatten ihm nichts entgegenzustellen, was ihm der Rede wert schien, nichts als ihre Träume und das, was sich die öffentliche Meinung nannte, »die tägliche Strömung, die in der Presse und den Parlamenten am lautesten rauscht, aber nicht maßgebend ist für die Volksstimmung, von der es abhängt, ob die Masse den auf regelmäßigem Wege von oben ergehenden Anforderungen noch Folge leistet.« Mußte er in der preußischen Kammer, in dem »Hause der Phrasen«, ihre Reden mit anhören, in denen sie ihm das Ziel der nationalen Freiheit und Größe wiesen und vor Mit- und Nachwelt ihr Wehe riefen über die verworrene und abenteuerliche Politik des »leichtsinnigen Spielers«, so blätterte er wohl auf seinem Sitz in Zeitungen oder Akten, oder er benutzte die »unfreiwillige Musse«, um Verwandten und Freunden, etwa John Motley oder der Schwester, seiner »geliebten Malle«, Nachricht von seinem Ergehen zu geben. So verdanken wir jenen stürmischen Sitzungen fast die köstlichsten seiner Briefe, sprühend von übermütiger Laune und fröhlichem Humor, freilich auch oft voll Hohn und Sarkasmus über die »aufgeregten« Herren unter ihm und über »das unwürdige Gewerbe eines parlamentarischen Ministers«. Er hat den Parlamentariern gegenüber immer etwas von der Stimmung behalten, die er einst zu Erfurt gegen Otto von Manteuffel in seinem Bericht über jenes Gespräch mit Heinrich von Gagern in das klassische Diktum kleidete: »Er hat mir eine Rede gehalten, als ob ich eine Volksversammlung wäre.«

Wo gab es eine Zeit in der deutschen Geschichte seit der Reformation, in der die Seele unseres Volkes tiefer und mächtiger bewegt worden wäre, als in dem Zeitalter unserer Einigungskämpfe! Wann hat sie je voller zusammengeklungen, und wann seit Martin Luther hat sie reineren und erhabeneren Zielen nachgestrebt? Wie weit auch immer die Parteien auseinander traten, und wie heiß sie um den Besitz der Macht miteinander rangen, so strahlte dennoch am deutschen Firmament für alle das Ideal nationaler Größe, und eine jede unter ihnen behauptete, es auf ihre Art erreichen zu können und wahrhaft zu vertreten. Bismarck aber glaubt im Rückblick auf diese Kämpfe nicht

an den Ernst ihrer Programme und Prinzipien. Er, der selbst als der Heißsporn einer Partei emporkam, will in den Fraktionen nichts mehr sehen als die Gefolgschaften ehrsüchtiger Kondottieri, Haufen von Abgeordneten und publizistischen Strebern, welche mit ihrem Führer zur Macht zu gelangen hoffen. Hunger und Ehrgeiz, das Interesse der Besitzenden und etwa noch das Streben nach Absonderung, das man nach Belieben Egoismus oder Unabhängigkeit nennen könne, und worin er den Grundtrieb der ganzen deutschen Geschichte erblicken möchte, sind ihm die Elemente des Parteilebens. Und so spricht er kaum von den parlamentarischen Stürmen, durch die er die Monarchie hindurchgeführt hat. Es ist fast, als habe er diese Kämpfe nie bestanden, als hätten solche Gegner kaum existiert, und als sei die Nation niemals in ihren Tiefen erschüttert worden. Kaum daß einer der Parteiführer genannt wird. Männer wie Twesten und Lasker, Bennigsen und der uns unter allen teuerste, unser Heinrich von Treitschke, finden nur zufällig und nebenher Erwähnung. Die geistige Potenz der obern Zehntausend in der Presse und auf der Tribüne, schreibt er, sei von einer zu großen Mannigfaltigkeit sich kreuzender Bestrebungen und Kräfte getragen und geleitet, als daß die Regierungen aus ihr die Richtschnur für ihr Verhalten entnehmen könnten, solange nicht die Evangelien der Redner und Schriftsteller vermöge des Glaubens, den sie bei der Masse finden, die materiellen Kräfte, die sich »hart im Raume« stoßen, zur Verfügung haben. Erst dann trete die vis major ein, mit der die Politik rechnen müsse. Solange aber nur das Geschrei der rerum novarum cupidi in größeren Zentren, das Emotionsbedürfnis der Presse und des parlamentarischen Lebens den Lärm machen, trete für den Realpolitiker die Betrachtung Coriolans über populare Kundgebungen in Kraft, wenn auch in ihr die Druckerschwärze noch keine Erwähnung finde. Das Wort, mit dem das Haupt der römischen Aristokratie die hungernden Plebejer nach Hause scheucht, wirft er den Fraktionen und ihren Führern entgegen: Get you home, you fragments!

Die Bitterkeit der letzten Jahre, da der Gewaltige in seinem Walde einsam hauste, »so wie ein Drache einsam, den die Höhle gefürchtet macht, besprochen mehr, weil nicht gesehn«, mag solchen Urteilen, welche uns fast erschrecken könnten, eine besondere Schärfe gegeben haben. Dennoch entstammen sie seiner innersten Natur. Aus ihnen spricht nicht bloß die kühle Berechnung des Realpolitikers, sondern

sie atmen den Geist des Titanen: die Überkraft des Staatsgefühls und Machtempfindens, den gigantischen Herrscherwillen, den im Feuer der Lebenskämpfe gehärteten Stolz des Helden, der die Gefahren nicht sieht noch sehen will, und blind verachtend durch die Scharen der Feinde bricht.

So wie Binsen tauchen
Dem Schiff im Segeln, wichen ihm die Menschen
Und schwanden seinem Streich.

Wenn aber Bismarcks Simsonskraft der Feinde Macht nicht sah, ist es doch nicht unsere Sache, sie zu leugnen; und epigonenhafte Verblendung wäre es, wollten wir in der Imitierung seines Selbstbewußtseins den Ernst seiner Gegner bespötteln und die Macht der Ideen bestreiten, deren Energie und Bedeutung an seinem Werke selbst sichtbar genug geworden ist. In der Täuschung über die realen Machtverhältnisse und in den Hintergedanken des Königs an Beifall und Popularität bei verwandten Fürstenhäusern, bei Parlamenten, Historikern und in der Tagespresse will Bismarck die Fehler der preußischen Politik im Jahre 1848 erblicken; und er möchte glauben, daß ohne sie und mit festerer militärischer Führung im März ein günstigerer Erfolg möglich gewesen wäre. Und nichts kann richtiger sein, als daß Hof und Regierung in Preußen unter dem Druck der Ideen handelten, welche die obersten Zehntausend der gebildeten Welt erfüllten. Wann hätte es je eine Revolution gegeben, in der nicht von diesen Schichten her Antrieb, Kraft und Richtung der Bewegung ausgegangen wären! Empörungen der großen Masse, der schwerfällig blinden Menge, die nichts als materielle Kräfte für sich hatte, haben allezeit nur kurze Dauer und ein klägliches Schicksal gehabt. Das mußten die armen deutschen Bauern erfahren, als sie, von ideenarmen Agitatoren verhetzt, sich in anarchischem Aufruhr blindwütend gegen ihre Pfaffen und Herren erhoben: wenige tausend Soldknechte genügten, um ihre zuchtlosen Scharen auseinander zu jagen; zu Tausenden erlagen sie dem rächenden Schwert oder den Beilen ihrer fürstlichen Henker — und unaufgehalten, immer tiefere Kreise ergreifend, Staaten und Völker in seinen Strudel reißend, weltverwandelnd schritt über die Erschlagenen hinweg der Kampf der Ideen, der sich in der Weltverlorenheit eines sächsischen Klosters, in den seelischen Tiefen eines armen Mönchleins entzündet hatte. Nur diejenigen Revolutionen haben je und je gesiegt, in denen Ideen lebten, welche stärker waren

an ethischer Kraft als die Gedanken, auf denen die alten Ordnungen ruhten. Darum sind es stets noch die geistigen Führer der Völker gewesen, mögen sie stammen, woher sie wollen, in deren Händen und Herzen das Schicksal ihrer Nation geruht hat. Wenn sich in ihrem Kreise das Irren und Schwanken über das Recht und die Kraft der überlieferten Gedanken regt, dann drohen dem Bestehenden die Gefahren; wenn ihre Herzen von den neuen Zielen des allgemeinen Lebens unterjocht werden, dann beginnt der Zeiten Erfüllung.

Das aber war die Lage in Deutschland vor fünfzig Jahren. Die Vis major war bereits da, obwohl sie weder die Bajonette hinter sich hatte noch die materiellen Kräfte der Masse. Die neuen Ideen, liberal oft nur der Form nach und erfüllt von den tiefsten, doch kaum erschlossenen Gegensätzen, hatten sich aus den alten, fesselnden Schranken gelöst und durchdrangen den Körper der Nation. Die Monarchie Friedrichs des Großen, protestantisch und territorial geartet, war seit Jahren von ihrer Flut umrauscht gewesen und selbst unter Friedrich Wilhelm III. nur mühsam und in ängstlicher Defensive ihrer Herr geworden. Noch unter ihm hatte sie, zum Frohlocken selbst der Liberalen, im Zusammenstoß mit der neukatholischen Partei die erste Niederlage erlitten. Niemals hätten die preußischen Könige freiwillig ihre absolute Krone aus den Händen gegeben. Aber der Geist der Zeit war mächtiger als sie. Unter seinem Einfluß stand auch der Sohn des alten Königs lange Jahre, bevor er die Krone überkam; seine ganze Entwicklung wurde durch das Emporsteigen der deutschen Idee bestimmt. Sowie er den Thron bestieg, ließ er ihr Raum, und durch die vorsichtig geöffnete Schleuse stürzten die Wogen mit gewaltigem Schwall und immer stärkerem Nachdruck in den sorgsam umfriedeten Bannkreis des alten Staates hinein.

Von dem geistigen Hochlande unseres nationalen Lebens her, den Kreisen Arndts und Steins, hatte der Strom seinen Lauf begonnen. Jetzt hatte er tiefere Regionen, wenn auch noch nicht die Niederung erreicht. Jede Hemmung verdoppelte seine Kräfte, und aus tausend Quellen des nationalen wie des europäischen Lebens floß ihm Nahrung zu. Der König und sein Hof, die Beamten und selbst der Adel, zumal die höheren Schichten, Kaufmannschaft und Fabrikanten, ja sogar gewisse Kreise der Armee (wann gab es liberalere Generale?) sympathisierten mehr oder weniger mit den größeren Zielen nationaler Politik.

Plötzlich erhob sich, von Süden her ansteigend und mit gewaltiger Schnelle, der Sturmwind der Revolution. Da bedeckten in einem Moment die Wasser alles Land. Wer wollte in dieser Stunde noch widerstehen? Auf welches Programm hin sollte Widerstand geleistet, in welcher Richtung der Staat gesteuert werden? Angst und Sympathie, Ehrgeiz und Idealismus trieben alles zugleich in der einen Richtung vorwärts. Die alte Zeit war aus, und es galt neue Ziele und Wege zu finden.

In diesem Moment der allgemeinen Verwirrung — was tat der Landedelmann zu Schönhausen? Als wäre der heimatliche Strom über seine Ufer getreten, als gälte es, die Pflicht des Deichhauptmanns zu erfüllen und mit den Nachbaren das landverderbende Element in seine Dämme zurückzuzwingen, so ruft der Junker von Bismarck seine Nachbarn und Freunde auf, um die Bewegung zurückzustauen. Er treibt die Bauern in Schönhausen an, die Spießbürger aus Tangermünde, die mit der schwarz-rot-goldenen Fahne in das Dorf gekommen sind, hinaus zu werfen, bewaffnet sie und seine Knechte mit Jagdgewehren und läßt eine preußische Fahne, das Eiserne Kreuz im weißen Felde, lustig vom Turme flattern. Nichts Geringeres plant er, als an der Spitze seiner Bauern dem Könige nach Berlin zu Hilfe zu ziehen. Ein Gutsnachbar will abwiegeln. Er erwidert ihm: »Sie kennen mich als einen ruhigen Mann, aber wenn Sie das tun, schieße ich Sie nieder.« »Das werden Sie nicht«, meint jener. Bismarck aber: »Ich gebe mein Ehrenwort darauf, und Sie wissen, daß ich das halte, also lassen Sie das.« Er fährt nach Potsdam und bietet den Generalen sein Bauernaufgebot an. Er hofft dann vom Könige selbst den Befehl zum Handeln zu erreichen, wendet sich an die Prinzessin von Preußen, an den Prinzen Karl, eilt nach Berlin und sucht vergebens in das Schloß zu gelangen. Noch einmal bespricht er, nach Potsdam zurückgekehrt, mit dem alten Möllendorf und Prittwitz die Möglichkeit eines selbständigen Handelns. »Wie sollen wir das anfangen?« fragt Prittwitz. Bismarck, ohne weiter zu antworten, setzt sich an das geöffnete Klavier und klimpert darauf den Infanteriemarsch zum Angriff. Und nun planen die Drei wirklich, die Truppen aus den Provinzen gegen Berlin heranzuführen. Er selbst fährt nach Magdeburg, um General Hedemann zu überreden: er will den König ihm selbst zum Trotz aus der Revolution erretten.

Wahrlich, auf diesen Mann passen die Worte, mit denen in Shakespeares Drama Konsul Cominius den Eroberer Coriolis schildert:

Wie man sagt,
Ist Mut die erste Tugend und erhebt
Zumeist den Eigner; ist es so, dann wiegt
Den Mann, von dem ich sprech', in aller Welt
Kein andrer auf.

Wochenlang verharrt der Edelmann in dieser Haltung stolzen Trotzes. Noch im Juni lehnt er eine Einladung des Königs schroff ab. Brüskierend fast tritt er darauf dem hohen Herrn auf der Terrasse von Sanssouci entgegen, und er ist, wie er selbst schreibt, hart genug, dem Prinzen von Preußen ein Gedicht vorzulesen, in dem der Schmerz und Ingrimm der Truppen über ihre Ausweisung aus Berlin nach dem Siege über die Rebellen einen erschütternden Ausdruck gefunden hatte:

Das waren Preußen, schwarz und weiß die Farben.
So schwebt die Fahne einmal noch voran,
Als für den König seine Treuen starben,
Für ihren König jubelnd Mann für Mann.
Wir sahen ohne Zagen
Fort die Gefall'nen tragen,
Da schnitt ein Ruf ins treue Herz hinein:
»Ihr sollt nicht Preußen mehr, sollt Deutsche sein«.

Das war es, was ihn in seinen Tiefen erregte, das die Angst, die ihn zu dem Versuch einer Konterrevolution antrieb, der Schmerz, der ihn am 2. April im vereinigten Landtage, als er unter dem Lachen der Versammlung Protest erhob gegen die Adresse, die dem König den Dank für den Frieden mit seinem Volke aussprach, so furchtbar schüttelte, daß er in einen Weinkrampf ausbrechend die Tribüne verlassen mußte.

Der Verächter der Idee weint. Diese Tränen zeugen wider ihn selbst. Es gab also doch etwas, was den harten Realisten schmelzen, was ihn weich machen konnte wie einen Knaben. Das Land seiner Väter, Preußens Farben, die Krone Friedrichs des Großen sah er beschimpft und in den Staub getreten. Da empörten sich die Tiefen seiner Seele: seine Heiligtümer waren ihm zerbrochen. Das war die Welt seiner Ideen, das die Traditionen, in denen er groß geworden war, in denen seine Seele lebte: die vaterländischen Erinnerungen, die altpreußischen Tugenden der Ehre, Treue, Zucht und Tapferkeit, die Krone Hohenzollern sah er in Gefahr: Preußens Genius war in ihm durch die deutsche Revolution verwundet worden. Auch er konnte von sich sagen gleich jenem Römer, den die Vaterstadt, die er groß gemacht, in das Elend hinausstieß:

Ich liebe
Des Vaterlandes Wohl mit zart'rer Ehrfurcht,
Heiliger und tiefer als mein eignes Leben,
Mehr als mein Weib und ihres Leibes Kinder,
Die Schätze meines Bluts.

Hier rühren wir an den Kern seiner Persönlickkeit und an den Herzschlag seiner Staatskunst. Nicht der Kampf mit seinen politischen Gegnern, in dem es vielmehr dieser Löwennatur wohl ward, nicht die Überlast der Arbeit, die er spielend bewältigte, auch nicht so sehr die höfischen Friktionen und der Neid der Rivalen, so bitter er darüber geklagt, noch der Abfall seiner Freunde, wie schmerzlich er ihn auch empfunden hat, war es, was seine Riesenkraft am stärksten erschütterte: sondern, wie er von sich selbst schreibt, das ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit für große Ereignisse, bei denen die Zukunft des Vaterlandes auf dem Spiel stand, und die Ungewißheit des Erfolges einer jeden politischen Entschließung für einen Minister, der seine Ehre mit der des Landes vollständig identifizierte: Patriae inserviendo consumor!

Man hat viel Wesens gemacht von den deutsch-nationalen Empfindungen, mit denen der junge Bismarck auf die Universität kam, und die in der bekannten Wette mit einem amerikanischen Freunde auf die baldige Einigung Deutschlands ihren Ausdruck fand. Aber es ist doch kein Wunder, daß auch er sich einen Moment von der Flutwelle der nationalen Idee tragen ließ, die durch den Stoß der Julirevolution einen besonders starken Antrieb erhalten hatte. Wie bald trat bei ihm diese leise Anregung vor den tieferen Elementen seiner Persönlichkeit zurück, die sich dann gerade im Widerspruch zu der Anmaßlichkeit entwickelte, mit der die nationale Bewegung das preußische Wesen zu bedrängen anfing. In der Epoche unserer Revolution stand er jedenfalls wieder ganz auf dem angestammten Boden. Wenn er damals an das stolze Gefühl der Nationalehre oder an die wahrhaft nationale Politik appellierte, so war es, wie er offen sagte, nur diejenige Preußens, für welche er eintrat. Von ihr aus war er sogleich bereit, nach dem Beispiel des großen Königs das preußische Schwert unter die Parteien zu werfen und mit oder ohne Österreich den Deutschen die Verfassung zu diktieren, unter der sie fortan leben sollten. Niemals hat er diesen Boden völlig verlassen; er hat in all den Jahren, da er mit Habsburg um die Vorherrschaft in Deutschland rang, bis zu der Entscheidung in Böhmen, ja noch in den Tagen des Sieges ganz ernsthaft, wenn

auch an zweiter Stelle, den Plan einer Teilung des österreichischen und preußischen Einflusses, das heißt die Zerreißung von Nord- und Süddeutschland erwogen; und der preußische Einschlag läßt sich in allen Epochen und Wandlungen seiner Politik, bei den größten Aktionen, ja in der Verfassung des neuen Reiches selbst bis in ihre radikalsten Bestimmungen hinein nachweisen.

Der preußische Staatsgedanke, das war das Programm, von dem er ausging, und kein Parteiführer ist jemals dem seinen treuer geblieben. Alle anderen Politiker, die Liberalen so gut wie die Reaktionäre, waren von Nebengedanken geleitet: er allein fragte nur nach dem Machtinteresse der preußischen Krone. Darum konnte er sich ohne Mühe frei machen von den österreichischen Überlieferungen und den romantischen Velleitäten seiner alten Partei, wie von allem Firlefanz legitimistischer Theorien. Alle anderen waren durch eigene oder fremde Doktrinen in ihrem Glauben an die Kraft der preußischen Krone irre geworden: er allein hatte ihn bewahrt. Dieser war es, der ihn antrieb, seine schwachen Schultern unter den wankenden Staatsbau zu stellen, sowie er später den Riesenbau des neuen Reiches auf sich genommen hat. Dieser gab ihm sofort das rechte Augenmaß für die Realität der Verhältnisse, das jedermann in Deutschland verloren hatte. Er wußte, daß er auf dem gewachsenen Felsboden der preußischen Monarchie stand, von dem die revolutionären Fluten ablaufen mußten: er vertraute unbedingt der Treue der Armee, welche die Rebellen am ersten Tage niedergeschlagen hatte, und der altpreußischen Gesinnung gerade der niederen Schichten, zumal des Landvolks, unter dem er aufgewachsen, und mit dem er als Gutsherr und Offizier kameradschaftlich verbunden war. Weil er sein Vaterland liebte, glaubte er an seine Größe, und durch den Glauben ward ihm die Erkenntnis.

Jahrhunderte hindurch hatte die Monarchie des großen Königs ein Sonderleben in der Nation geführt: hart und selbstsüchtig, je mächtiger sie wurde, war ihre Politik gewesen. Aber jeder Schritt, den sie vorwärts tat, sei es auf deutschem Boden oder in die slawische Welt hinein, hatte sie mit den besten Kräften der Nation in Beziehung gebracht, oder die Marken deutscher Macht und Gesittung weiter hinaus geschoben. Friderizianisch war auch Bismarcks Politik lange Jahre hindurch, und wir verstehen besser als er die beklemmende Angst, mit der die Patrioten, in deren Seele das Ideal deutscher Größe glühte, diese rücksichtslose Staatskunst begleiteten, welche allen ihren frei-

heitlichen und nationalen Programmen ins Gesicht schlug. Aber jeder Schritt, den der preußische Staatsmann in Deutschland und an den deutschen Grenzen vorwärts tat, korrigierte die Widersprüche und Unmöglichkeiten der liberalen Politik, und erfüllte dennoch die nationalen Wünsche, welche die Revolution verkündigt und gefordert hatte. Wohl vertiefte sich der Widerstand der nationalen Parteien, je schroffer der herrische Minister die monarchischen und preußischen Gedanken betonte. Endlich aber mußte doch die Stunde kommen, die tausend Propheten verkündigt hatten, da die Nation die Gleichheit ihrer Ziele mit denen der preußischen Größe erkannte und das Evangelium vom neuen Reich in Bismarcks Sprache jubelnd durch ganz Deutschland hin verkündet ward. Je höher die Flut gerade unter dem Druck seiner starken Hand sich angestaut hatte, um so mächtiger wurde sie, als nun die Linie überschritten wurde, und unter der sicheren Hand des verwegenen Steuermanns das Schiff seines Staates in den vollen Strom hineinschoß. Um so brausender war der Heilruf, der ihm folgte, und um so größer das Vertrauen der Nation zu dem Kurse, den er einschlug.

Und da ist auch ihm die Tragkraft der nationalen Woge deutlich geworden. Sie war es, die ihm in Nikolsburg den Kronprinzen, der sich immer von ihr hatte treiben lassen, entgegenführte, in jener Stunde, da er nach dem vergeblichen Ringen mit den dynastischen Tendenzen seines königlichen Herrn der Verzweiflung nahe war. Sie hat durch den Mund des Siegers von Chlum König Wilhelm die Konzessionen an Bismarcks nationale Ziele abgetrotzt, die er dem Minister, dem Kampfgenossen verwehrt hatte. Sie hat diesem geholfen, die fremden Mächte von seinem Werlke fernzuhalten, mochte nun Furcht oder Sympathie dieselben dabei leiten. Sie lähmte die Rachegelüste Dänemarks und Habsburgs. Unter ihrem Druck zersetzten sich die alten Parteien und modelten sich um nach nationalen Programmen. Sie gewann ihm Millionen Herzen in den neuen Provinzen und in den besiegten Staaten Süddeutschlands; alle Bänke des Reichstages füllten sich mit seinen Anhängern. Sie durchflutete unsere Jugend und brandete in allen Erdteilen, wo immer deutsche Herzen schlugen. Von ihr gehoben, stimmten jetzt auf allen Kathedern die Professoren der Geschichte in den Jubel ein, allen voran ihr Chorführer, der Herold des neuen Reiches, der Unvergeßliche, Heinrich von Treitschke. In diesen Tagen fühlte sich Bismarck selbst von der Gewalt der Strömung wie überwältigt, und fast abgedrängt von seinem alten Boden, als er dem preußischen

Partikularismus des Grafen Roon die alte Zeit vorhielt, da die Brandenburger ihren alten Namen mit dem der Preußen vertauscht hätten, und ihn auf die zukünftige hinwies, die, wie er zu Gott hoffe, kommen werde, »wo unsere Söhne es sich zur Ehre rechnen werden, den Söhnen des Königs in einer königlich deutschen Flotte und im königlich deutschen Heere zu dienen«. Der Elementarkraft dieser Bewegung ordnete auch er jetzt jedes andere Ziel seiner Politik unter, und sein preußisches Herz durchdrang sich ganz mit der Idee des neuen Deutschlands. Das ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die Zukunft, die Gleichsetzung seiner persönlichen Ehre mit der des Vaterlandes übertrug er fortan auf seine Stellung zu der deutschen Nation. Von diesem Empfinden geleitet, nahm er am 13. Juli 1870 mit der Umredigierung der Emser Depesche das Schicksal unseres Volkes in seine Faust: zwei Minuten genügten ihm, um die Nation in die Schrecknisse des Krieges, in die Bahn unverwelklichen Ruhmes und auf den Weg ihres neuen Lebens zu drängen.

Da leerten sich die Hörsäle und die Werkstätten. Der Geist der Freiheitskämpfer kam über unser Volk. Er verscheuchte das klägliche Gelichter, daß sich ihm noch entgegenstemmte, in den hintersten Winkel; er führte die süddeutschen Brüder zu uns, und bewährte auf hundert Schlachtfeldern germanische Kraft und Treue. Das waren herrliche Zeiten.

Es waren die frohen Tage, da Preußens Genius nach heißem Werben, lange gesucht und gemieden, sich der Seele Germaniens endlich doch vermählte.

Heute, nach mehr als fünfundzwanzigjähriger Ehe, sind diese Empfindungen einigermaßen abgekühlt. Und schon sind die Klatschbasen wieder bei der Hand, um über Zwist und drohende Trennung zu zischeln. Solchen Unkenrufen entgegen können wir auf die Lügenpropheten hindeuten, welche Jahrzehnte lang Unglück weissagten, weil in dem neuen Bauwerk alles auf den Einen zugeschnitten sei: gibt es heute wohl in aller Welt etwas, das fester wäre, als die Einigung der deutschen Fürstenhäuser, das Fundament, auf dem Bismarck das Reich errichtet hat? Auch mögen wir noch einmal daran denken, daß in dem deutschen Territorialstaat, vorzüglich in Preußen, die besten Kräfte der Nation wirksam geworden sind, und daß vor allem Preußen jene Geistesmacht in sich aufgenommen hat, in der unser Volk zu Luthers Zeit seinen Lebensodem und den Schlußstein seiner wahr-

haftigen Einigkeit erblickt hat. Freilich werden wir nicht vergessen, daß es immer noch die glorreichsten Zeiten Preußens gewesen sind, in denen die Unglücksraben ganz verschwanden, und die geistigen Führer unseres Volkes seiner Staatslenkung am einmütigsten zugejubelt haben. Das Friderizianische Wort »Toujours en vedette«, das uns der erste Kanzler des neuen Reiches über das Grab hinaus zuruft, dürfte weniger noch den äußeren Gegnern gelten (denn wer unter uns würde diese fürchten?) als den inneren Feinden, die nicht bloß an den Grundmauern rütteln, sondern in allen Stockwerken hausen. Jedermann auf seinen Posten! Suchen wir denjenigen zu behaupten, den die Weisheit unserer Könige uns angewiesen hat. Er gehört nicht zu den geringsten. Denn uns vor andern ist die Pflege jener Gedanken anvertraut worden, die das Lebensgeheimnis auch der politischen Macht enthalten: die geistigen Realitäten, ohne welche alle äußere Gewalt, und wäre sie auch, wie Luther schreibt, »aus aller Welt auf einen Haufen zusammengeschmelzet«, nur Schein und Schatten bleiben wird. Mag Bismarck auch mitunter in der Zeit haßerfüllten Kampfes oder in der Bitterkeit einsamen Alters das Augenmaß für sie getrübt worden sein: daß er es dennoch besaß, und daß er in ihnen das Lebensmark seiner Existenz erblickte, hat er hundertfach bewiesen. Er, der nicht begreifen konnte, wie ein Mann von Nachdenken über sich ein Leben ohne Gott ertragen könnte, und es nicht lieber ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde, dieser Preuße, der es zum Verzweifeln fand, wenn wir auf den Patriotismus mit unserer Seligkeit angewiesen wären, wußte, daß es etwas Höheres gab als alle Macht dieser Welt. Mit allen Fasern seines Wesens wurzelte er in dem Gottesbegriff Martin Luthers. Und der noch als Greis sich eingeschworen nannte auf das evangelische Kaisertum deutscher Nation, der wußte, daß die Krone der Hohenzollern aus dem Staatsgedanken der Reformation ihre beste Kraft gewonnen hat.

In dieser Meinung wollen auch wir Preußen sein und bleiben, Männer, wie er, des Königs und des Vaterlandes. Die Zukunftsmacht der deutschen Nation, die Welt ihrer Ideen ist in unseren Händen. Hüten wir das heilige Feuer; nähren wir die Flamme, daß sie himmelan steige; sorgen wir, soweit unser Leben und Können reicht, daß sie niemals verlösche.



